



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Jugendliche Räume

Eine quantitative Studie zu den Raumkonstitutionen Jugendlicher aus Dornbirn

Verfasser

Mag. rer. soc. oec. Thomas Mazzurana

angestrebter akademischer Grad

Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Mag. rer. soc. oec.)

Wien, im Oktober 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt

A 121

Studienrichtung lt. Studienblatt

Diplomstudium Soziologie

Betreuer

Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht

Danksagung

Während des Studiums und der Erarbeitung der vorliegenden Diplomarbeit haben mich viele Menschen unterstützt. Bei ihnen möchte ich mich dafür ganz herzlich bedanken.

Ganz besonderer Dank gilt:

Meiner Familie, besonders meinen Eltern Karl-Heinz und Lydia, die mir die Möglichkeit eines Studiums boten und mich dabei ständig unterstützt und ermutigt haben, wie auch meiner Schwester Claudia. Ebenso meinen Freunden, die mich zwingen, auch andere Perspektiven einnehmen zu müssen.

Meinem Betreuer, ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht, für seine großartige Unterstützung, für die interessanten Gespräche und Anregungen, die mir stets eine große Hilfe waren.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	3
Inhaltsverzeichnis	5
Tabellenverzeichnis	7
Abbildungsverzeichnis	8
1. Einleitung	9
2. Jugendliche Räume	10
3. Raum in den Sozialwissenschaften	14
3.1 Die Raumbblindheit der Sozialwissenschaften?	15
3.2 Der verschwundene Raum in der Moderne	17
3.3 Der wiederkehrende Raum in der Postmoderne	20
3.4 Fazit	21
<i>Zwischenbemerkungen zu Bourdieu I: Wissenschaftstheorie</i>	23
4. Raumtheorien	27
4.1 Einführung in Raumtheorien	27
4.1.1 Absoluter Raum	27
4.1.2 Relationaler Raum	28
4.2 Die Produktion des Raums	30
4.3 Der Raum als Falle	34
4.4 Die Entstehung von Raum im Handeln	36
4.5 Die Aneignung von Raum	37
4.6 Die Konstitution von Raum	41
<i>Zwischenbemerkungen zu Bourdieu II</i>	44
<i>Die Ökonomie der Praxis</i>	44
<i>Der Habitus</i>	45
<i>Die Logik der Felder</i>	50
<i>Das Kapital</i>	51
<i>Sozialer Raum und Klassen</i>	55
<i>Kritik</i>	60

4.7 Die Wechselwirkung von sozialem und physisch angeeignetem Raum	61
4.8 Die Dualität von Raum	69
4.9 Fazit – Eine kritische Zusammenführung	73
5. Analytische Unterscheidung von Räumen	77
5.1 Vorbemerkungen	77
5.2 Institutionalisierte Räume	79
5.3 Öffentliche versus private Räume – Ein Gegensatz?	80
5.4 Strukturierungsgrad als Unterscheidungsmerkmal von Räumen	82
5.5 Fazit	85
6. Erkenntnisinteresse, Forschungsdesign und Methodik der Studie	87
6.1 Erkenntnisinteresse	87
6.2 Grundgesamtheit, Auswahlverfahren und Erhebung	88
6.3 Die Struktur der Stichprobe	91
6.3.1 Geschlecht, Nationalität, Religionsbekenntnis	91
6.3.2 Migrationshintergrund	92
6.3.3 Ökonomisch-kultureller Status	93
6.3.4 Sonstiges	96
6.4 Aktionsraumanalyse	96
7. Auswertung	103
7.1 Lieblingssorte und gemiedene Orte	103
7.2 Grundsätzliches Freizeitverhalten	104
7.3 Grundsätzliche Aufenthalte an Orten	108
7.4 Aktivitäts- und Raumanalyse Werktag	111
7.5 Aktivitäts- und Raumanalyse Sonntag	123
7.6 Verdrängungs- und Konflikterfahrung im öffentlich zugänglichen Raum	134
7.7 Verschiedenes zur Situation der Jugendlichen	137
8. Fazit	141
Literaturverzeichnis	141
Anhang: Fragebogen	150
Anhang: Eidesstattliche Erklärung	156
Anhang: Zusammenfassung	157
Anhang: Abstract	157
Anhang: Lebenslauf	158

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Verteilung bestimmter Merkmale in der Grundgesamtheit pro Jahrgang.....	90
Tabelle 2: Verteilung bestimmter Merkmale in der Stichprobe pro Jahrgang.....	91
Tabelle 3: Migrationshintergrund in der Stichprobe pro Jahrgang.....	92
Tabelle 4: Mittelwert (MW) und Standardabweichung (SA) der einzelnen Gruppen.....	95
Tabelle 5: Struktur der einzelnen Status.....	95
Tabelle 6: Kategorien der Aktivitäten.....	100
Tabelle 7: Kategorien der Raumtypen.....	101
Tabelle 8: Lieblingsorte und gemiedene Orte der Jugendlichen mit mindestens zwei Nennungen.....	103
Tabelle 9: Freizeitaktivitäten.....	105
Tabelle 10: Unterschiede in der Ausübung von Freizeitaktivitäten hinsichtlich des Geschlechts.....	105
Tabelle 11: Unterschiede in der Ausübung von Freizeitaktivitäten hinsichtlich des Migrationshintergrundes.....	106
Tabelle 12: Unterschiede in der Ausübung von Freizeitaktivitäten hinsichtlich des ökonomisch-kulturellen Status.....	107
Tabelle 13: Ausgehzeiten unter der Woche.....	108
Tabelle 14: Aufenthalt an Orten beziehungsweise Raumtypen in Dornbirn.....	109
Tabelle 15: Aufenthalt in Raumtypen an einem durchschnittlichen Werktag.....	112
Tabelle 16: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach Geschlecht (Wochentag).....	113
Tabelle 17: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach Migrationshintergrund (Wochentag).....	114
Tabelle 18: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach ökonomisch-kulturellem Status (Wochentag).....	114
Tabelle 19: Aktivitäten an einem durchschnittlichen Werktag.....	117
Tabelle 20: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach Geschlecht (Wochentag).....	119
Tabelle 21: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach Migrationshintergrund (Wochentag).....	120
Tabelle 22: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach ökonomisch-kulturellem Status (Wochentag).....	120
Tabelle 23: Aufenthalt in Raumtypen an einem durchschnittlichen Sonntag.....	124
Tabelle 24: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach Geschlecht (Sonntag).....	125
Tabelle 25: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach Migrationshintergrund (Sonntag).....	126
Tabelle 26: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach ökonomisch-kulturellem Status (Sonntag).....	127
Tabelle 27: Aktivitäten an einem durchschnittlichen Sonntag.....	129
Tabelle 28: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach Geschlecht (Sonntag).....	130
Tabelle 29: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach Migrationshintergrund (Sonntag).....	131
Tabelle 30: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach ökonomisch-kulturellem Status (Sonntag).....	132

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Raum der sozialen Positionen und Raum der Lebensstile	57
Abbildung 2: Tagesverlauf Werktag Raumtypen	111
Abbildung 3: Korrespondenzanalyse: Raumtypen Werktag, ökonomisch-kultureller Status.....	116
Abbildung 4: Raumtypen, in denen die Aktivität Geselligkeit ausgeübt wird.....	118
Abbildung 5: Tagesverlauf Werktag Aktivitäten.....	118
Abbildung 6: Korrespondenzanalyse: Aktivitäten Werktag, ökonomisch-kultureller Status	121
Abbildung 7: Korrespondenzanalyse: Raumtypen Werktag, anwesende Personen.....	123
Abbildung 8: Tagesverlauf Sonntag Raumtypen	125
Abbildung 9: Korrespondenzanalyse: Orte Sonntag, ökonomisch-kultureller Status.....	128
Abbildung 10: Tagesverlauf Sonntag Aktivitäten	130
Abbildung 11: Korrespondenzanalyse: Aktivitäten Sonntag, ökonomisch-kultureller Status.....	133
Abbildung 12: Verdrängungserfahrung im öffentlich zugänglichen Raum	134
Abbildung 13: Konflikterfahrung im öffentlich zugänglichen Raum	136
Abbildung 14: Aussagen	139

1. Einleitung

In den soziologischen Theorien über Raum hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Paradigmenwechsel vollzogen: Raum wird nicht länger als Behälter aufgefasst, in dem sich Soziales abspielt, sondern selbst als sozial hergestellt, das heißt als soziologische Kategorie, konzeptionalisiert. Raum wird nicht schon als vorhanden und aneignbar aufgefasst, sondern entsteht erst im Handlungsvollzug – wird also konstituiert. Soziologisch interessant ist das differente *Wie* der Konstitution von Raum durch unterschiedliche AkteurInnen beziehungsweise Gruppen von AkteurInnen. Die Chancen, Raum zu konstituieren, unterscheiden sich beträchtlich – je nach dem Ausmaß der Ressourcen, die den AkteurInnen zur Verfügung stehen. Diese Ungleichheiten – im Hinblick auf Ressourcen, aber auch Geschlecht – manifestieren sich in Handlungsmöglichkeiten und -restriktionen und lassen einen bestimmten Habitus entstehen, der mit spezifischen Raumkonstitutionen im Zusammenhang steht.

Ebenso verschieden gestalten sich die einzelnen Raumkonstitutionen von Jugendlichen. Da es sich bei ihnen weder um eine homogene Sozialgruppe handelt noch es *die* Jugend gibt, muss, um die Raumkonstitutionen von Jugendlichen untersuchen zu können, die unterschiedliche soziale Situation der jugendlichen AkteurInnen mit berücksichtigt werden.

Der Beginn des ersten, theoretischen Teils der Arbeit kreist um die Frage, wieso Raum erst relativ spät als soziologische Kategorie konzeptionalisiert wurde, nachdem der Begriff des Raums in der soziologischen Literatur bis zum Ende des 20. Jahrhunderts vorwiegend als natürliche Gegebenheit vorausgesetzt wird. Im Anschluss daran folgt eine Diskussion verschiedener Raumtheorien, um darauf aufbauend eine Zusammenführung der unterschiedlichen Ansätze zu versuchen. Abschließend wird im Hinblick auf diese kritische Zusammenführung versucht, Räume analytisch zu unterscheiden – um diese unterschiedlichen Räume mit den verschiedenen Raumkonstitutionen in einen Zusammenhang setzen zu können.

Im zweiten, empirischen Teil der Arbeit werden die Räume der Jugendlichen aus der Stadt Dornbirn untersucht. Dabei wird Bourdieus Warnung vor einer zu engen Konzentration auf den Ort ernst genommen: mit der Gefahr einer „substantialistischen Verkennung von Orten“ (Bourdieu 1997: 159) kann man nur mittels einer Analyse der Wechselbeziehungen zwischen den Strukturen des Sozialraums und jenen des physischen Raums brechen. Es

gilt somit, die Position der AkteurInnen sowohl im Sozialraum als auch im physisch angeeigneten Raum und dessen Wechselwirkungen zu untersuchen.

„Jugend‘ ist nur ein Wort“
(Bourdieu 1993c: 136).

2. Jugendliche Räume

Sowohl Jugend und Raum stellen sozialwissenschaftliche Begriffe dar, die einer Erklärung bedürfen. Während die verschiedenen Raumkonzepte im nächsten Kapitel thematisiert werden, soll an dieser Stelle eine kurze Anmerkung zum Jugendbegriff der Soziologie genügen.¹ Schäfers und Scherr geben folgende Definition: „Jugend ist eine gesellschaftlich institutionalisierte, intern differenzierte Lebensphase, deren Verlauf, Ausdehnung und Ausprägungen wesentlich durch soziale Bedingungen und Einflüsse (sozioökonomische Lebensbedingungen, Strukturen des Bildungssystems, rechtliche Vorgaben, Normen und Erwartungen) bestimmt sind. Jugend ist keine homogene Sozialgruppe, sondern umfasst unterschiedliche Jugenden.“ (Schäfers/Scherr 2005: 23)

Die Aussagen, dass Jugend kein universelles Phänomen ist und es *die* Jugend nicht gibt, gehören zu den Selbstverständlichkeiten der modernen jugendsoziologischen Forschung. Dabei bleibt eine wichtige Frage ausgeklammert, die Eisenstadt formuliert hat: wie und unter welchen Bedingungen entsteht Jugend als eine positionale Organisationsform zwischen Kindheit und Erwachsensein (vgl. von Trotha 1982: 254f.)? Wie bei allen sozialen Phänomenen geht es auch bei Jugend darum, die Wahrheit dieses „kulturellen Phänomens“ abhängig „vom System der historischen und sozialen Beziehungen zu definieren, in das es eingefügt ist.“ (Bourdieu et al. 1991: 22)

„Tatsächlich ist die Grenze zwischen Jugend und Alter in allen Gesellschaften Gegenstand von Auseinandersetzungen gewesen.“ (Bourdieu 1993c: 136) Für Bourdieu ist die Frage der Grenze zwischen Gruppen – der Gruppe der Jugendlichen und der Gruppe der Erwachsenen – in der sozialen Praxis stets eine verwaltungspolitische: Behörden wissen besser als SoziologInnen Bescheid, dass die Zugehörigkeit zu einer Klasse, auch zu einer formalen

¹ Für Fragen zur historischen und soziologischen Entstehung der Jugend sowie zu verschiedenen sozialwissenschaftlichen Jugendtheorien muss aus Platzgründen auf andere Stellen verwiesen werden (vgl. von Trotha 1982; Griese 1987; Mierendorff/Olk 2002).

statistischen Kategorie wie der Altersklasse, mit Vorteilen und Pflichten wie beispielsweise einem Rentenanspruch oder der Wehrpflicht einhergeht. Die gezogenen Grenzen zwischen den Gruppen sind Streitobjekte von Kämpfen und die Einordnungen, mit denen solche Grenzen gezogen werden, Machtinstrumente (vgl. Bourdieu 1993a: 248). Bei der Aufteilung zwischen Jugend und Alter geht es um Macht, um Gewaltenteilung (im Sinne von Spaltung). Klassifizierungen nach dem Alter – aber auch nach Geschlecht oder Klasse – laufen immer darauf hinaus, Grenzen zu setzen und eine Ordnung zu produzieren, die eingehalten werden muss (vgl. Bourdieu 1993c: 136f.). Für Bourdieu sind die Begriffe „Junge“ oder „Alte“ ein Verhältnis, das er „ganz als Form ohne Inhalt“ (Bourdieu 1993c: 137) versteht. Das heißt, dass man immer jung oder alt für jemanden ist. Schnitte nach Altersklassen oder Generationen sind deshalb völlig variabel und manipulierbar. Er „will damit nur sagen, daß Jugend und Alter keine festen Größen sind, sondern sich sozial konstituieren, im Kampf zwischen Jugend und Alten.“ (Bourdieu 1993c: 137)

Für den Zusammenhang der vorliegenden Arbeit genügt die Feststellung, dass es sich bei Jugend um keine homogene Sozialgruppe handelt. Jugend ist keine einheitliche Lebenslage oder Lebensphase – vielmehr führen die grundlegenden gesellschaftlichen Strukturen, insbesondere die Strukturen der sozialen Ungleichheit in Verbindung mit den Vorgaben des hierarchisch gegliederten Bildungssystems sowie die gesellschaftliche Geschlechterordnung zu höchst unterschiedlichen Ausprägungen und Verläufen der Lebensphase Jugend (vgl. Schäfers/Scherr 2005: 22). Diesem Sachverhalt muss in jeder Arbeit, die sich mit Jugendlichen befasst, Rechnung getragen werden, indem die unterschiedlichen sozialen Situationen der AkteurInnen berücksichtigt werden.

Die Räume junger Menschen unterscheiden sich in hohem Ausmaß von den Räumen älterer Personen. Die Entstehung eigener Räume für Kinder und Jugendliche gilt Historikern zufolge als ein Zeichen für die historische Herausbildung von Kindheit und Jugend als besonderer gesellschaftlicher Lebensform. Dass in Schulhäusern und nicht mehr im Alltag mit der Familie gelernt wird, dass in Wohnungen eigene Kinderzimmer abgegrenzt oder dass im Freien besondere Plätze zum Spielen errichtet werden, zeigt, dass ein gewisser Grad an Arbeitsteilung erreicht ist, der zu einer räumlichen Trennung von Generationen führt (vgl. Zeiher 1990: 35). Der fortschreitende soziale Wandel im 20. Jahrhundert führt zu einer vermehrten Institutionalisierung. Nachdem ein Teil des Lebens von Kindern und Jugendlichen schon länger durch die Schule gesellschaftlich zentral organisiert ist, wird zunehmend auch der Freizeitbereich der Kinder und Jugendlichen von Institutionalisierungen erfasst. Geschlossene und offene Betreuungseinrichtungen, getragen von

kommunalen Behörden, Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und Vereinen bieten Spezialorte, die für einige bestimmte Aktivitäten optimale Ausführungsbedingungen liefern, aber gleichzeitig das Spektrum der Aktivitäten auf das Angebotene hin kanalisieren. „Wo Institutionen Tätigkeitsgelegenheiten anbieten, muß individuelles Leben sich in deren Zeitstrukturen einpassen.“ (Zeiber 1990: 37) Und es kann hinzugefügt werden: in deren Raumstrukturen. Kinder und Jugendliche leben im Zuge dieser Institutionalisierung in einer „gespaltenen, doppelten Welt“ (Zeiber 1990: 37): In den Institutionen und deren Räumen sind sie die Hauptpersonen. Sport- und Spielplätze, Jugendhäuser oder Schulen sind speziell für Kinder und Jugendliche konzipiert. Im anderen Teil ihrer Lebenswelt sind Kinder und Jugendliche „bloß Randfiguren des Erwachsenenlebens, höchstens geduldete, oft feindlich behandelte Außenseiter: in Treppenhäusern und Höfen, in Parks und auf Parkplätzen, in öffentlichen Verkehrsmitteln und in Kaufhäusern.“ (Zeiber 1990: 37f.) Entscheidend ist, dass unterschiedliche Gruppen von AkteurInnen – hier Kinder und Jugendliche einerseits, Erwachsene andererseits – über eine unterschiedliche Gestaltungsmacht hinsichtlich der Produktion von Räumen verfügen. Räume werden immer noch vorwiegend für Erwachsene und vor allem durch Erwachsene gestaltet – Herlyn spricht von einer „offenkundigen Geringschätzung der Raumbedürfnisse von Jugendlichen bei der Organisation und Planung von Städten“ (Herlyn 1990: 19); eine Partizipation Kinder und Jugendlicher an Räumen, die nicht speziell für sie selbst konzipiert sind, findet äußerst selten statt.

Neben dem Unterschied zu den Räumen Erwachsener lassen sich generelle Charakteristika der Raumerfahrungen in der Jugendphase herausarbeiten (vgl. Herlyn 1990: 18). Es tritt erstens ein Verlust kindlicher Schutz- und Schonräume im Rahmen der Herkunftsfamilie auf. Zweitens kommt es zu einer zunehmenden selbstständigen Eroberung neuer Räume. Herlyn konstatiert eine, der in diesem Lebensabschnitt weit verbreiteten Rollenunsicherheit entsprechende Probierverhalten hinsichtlich der Raumaneignung. Dies ist auch der Grund, wieso bestimmte öffentliche Orte, die als Treffpunkte von Jugendlichen gewählt werden, nicht selten wieder sehr kurzfristig verlassen werden.

Der entscheidende Punkt ist aber – und darauf wird in der vorliegenden Arbeit besonders eingegangen werden –, dass sich die Räume Jugendlicher ebenso differenzieren, wie es unterschiedliche Ausprägungen der Lebensphase Jugend gibt. So wie es durch die Strukturen der sozialen Ungleichheit zu unterschiedlichen Ausprägungen der Lebensphase Jugend kommt, führen diese Strukturen auch zu höchst unterschiedlichen Raumerfahrungen. Die Ungleichheit bezüglich monetärer Mittel führt dazu, dass manchen Jugendlichen

der Zugang zu bestimmten Räumen wie etwa Konzerthallen oder exklusiven Clubs nicht möglich ist. Doch auch das Geschlecht und die Bildung der Jugendlichen führen zu unterschiedlichen Räumen. Für Jugendliche mit entsprechend hohem Bildungshintergrund stehen ganz andere Möglichkeiten der Rauman eignung offen: um sich in Räumen wie etwa einer Musikschule aufhalten zu können, bedarf es weniger an monetären Mitteln als viel mehr an kulturellen Fähigkeiten und dementsprechendem Hintergrund. Diese Frage nach den unterschiedlichen Räumen verschiedener Jugendlicher beziehungsweise Gruppen von Jugendlichen, „das differente *Wie* der Konstitution“ (Löw 2001: 257) von Raum, ist schließlich das soziologisch Interessante.

Bis jetzt wurde von Raum relativ undifferenziert gesprochen: Raum wird angeeignet, produziert, wahrgenommen, erfahren, konstituiert. In Kapitel 3 wird deshalb der Frage nachgegangen, welche Stellung der Begriff des Raums in den Sozialwissenschaften innehat, um in Kapitel 4 die verschiedenen Raumbegriffe und die dahinter stehenden Theorien darzulegen. Dabei wird sich zeigen, dass unterschiedliche Begriffe oder Konzepte von Raum zu ganz verschiedenen Fragestellungen führen beziehungsweise andere Fragestellungen unterbinden oder ausklammern.

„In den dominanten Gesellschaftswissenschaften sind wir bis heute mit einer offensichtlichen ‚Raumblindheit‘ konfrontiert.“ (Läpple 1991: 163)

„Die vermehrt angezeigte Rückkehr des Raums in den sozialwissenschaftlichen Diskurs ist ebenso *unbestreitbar* wie *umstritten*.“ (Schroer 2008: 125)

3. Raum in den Sozialwissenschaften

„Raum“ als Begriff hat in der soziologischen Theorie lange Zeit keine entscheidende Rolle gespielt. Er scheint sehr spät in soziologischen Wörterbüchern und Begriffslexika auf. So finden sich an vielen Stellen lediglich Abschnitte über „Raumplanung“ (Hillmann 2007: 732; Fuchs-Heinritz et al. 1994: 540), „Raumforschung“ (Fuchs-Heinritz et al. 1994: 540) oder „urban“ beziehungsweise „urbanism“ (Bruce/Yearley 2006: 310f.). Darüber hinaus wird der „soziale Raum“ im Sinne Bourdieus thematisiert (vgl. Fuchs-Heinritz et al. 1994: 540). Insofern erhält Lämples These von der Raumblindheit in den Gesellschaftswissenschaften eine gewisse Plausibilität. Ihr zufolge „erscheint die gesellschaftliche Realität in den mainstream-Theorien als ein raumloses Konstrukt bzw. als punktförmige Abbildung der sozialen Wirklichkeit.“ (Läpple 1991: 163)

Während Lämple zu Beginn der 1990er Jahre von einer Raumblindheit der Sozialwissenschaften ausgeht, postuliert Schroer knapp 20 Jahre später die Rückkehr des Raums in den sozialwissenschaftlichen Diskurs (vgl. Schroer 2008: 125). Diese Rückkehr ist Schroer zufolge unbestreitbar, weil sämtliche Kultur- und Gesellschaftswissenschaften Raum und Räumlichkeit als Thema, Begriff und Kategorie entdeckt haben. Sie ist umstritten, weil es sich zwar um eine notwendige Entwicklung handelt, da „räumliche Konfigurationen des sozialen Lebens [...] ebenso von grundsätzlicher Bedeutung für die Sozialtheorie wie die Dimensionen der Zeitlichkeit“ (Giddens 1997: 422) sein sollten – es sich aber auch um einen Irrweg der Sozialwissenschaften handeln könnte, „weil Modernisierung die Emanzipation vom Raum gleichsam eingeschrieben ist.“ (Schroer 2008: 125) Anzumerken ist, dass es Schroer zufolge bei Lämples These von der Vernachlässigung des Raums lediglich um die Behauptung geht, dass der Raum nicht explizit zum Thema gemacht wird; er findet sich zumeist als „nur implizit verwendete Kategorie“ (Schroer 2008: 126) wieder.

Dass Lämples These von der Vernachlässigung des Raums nicht mehr zutrifft, zeigt ein erneuter Blick in soziologische Wörterbücher und Begriffslexika: so findet sich die Feststellung, dass Raum „sich als genuin sozial bestimmtes und sozial wirksames Phänomen [erweist].“ (Hamm 2001: 277) Raum wird damit explizit zur soziologischen Kategorie.

3.1 Die Raumbblindheit der Sozialwissenschaften?

Die Raumbblindheit der Sozialwissenschaften, von der Lämple spricht, kann auf zwei Ursachenkomplexe zurückgeführt werden: einerseits auf eine historisch bedingte Konfiguration der Thematisierung von Raum, andererseits auf theorieimmanente Konzeptionen der Soziologie.

Nach 1945 lässt die, unter anderem territorial begründete Expansionspolitik der Nationalsozialisten wenig Platz für eine Thematisierung von Raum – vor allem in Deutschland (vgl. Löw 2001: 11; Schroer 2006: 17f.). In der Zeit von 1915 bis 1944 entsteht ein umfassender geopolitischer Diskurs, der vorwiegend darin besteht, die politische Legitimation einer deutschen Expansion zu liefern, die explizit mit der Theorie einer rassistischen Überlegenheit eines „Volks ohne Raum“ (Hans Grimm) verbunden wird (vgl. Dünne 2006: 373). Die Auseinandersetzung mit der Theorie der Geopolitik nach 1945 mündet darin, nicht nur die Geopolitik, sondern das Raumdenken überhaupt zu tabuisieren. Es lässt sich „eine normative Legitimation für diese Nichtbehandlung“ (Schroer 2006: 18) konstatieren, die es positiv bewertet – als bestandene Prüfung in „re-education“ –, dass sich die Soziologie nicht mehr diesem Thema annimmt. Raum – zwischen den beiden Weltkriegen noch eine politische Kategorie – wird in den 1950er Jahren in Westdeutschland zu einem Begriff für ArchitektInnen, DesignerInnen und InnenausstatterInnen (vgl. Günzel 2005: 103).

Die Raumbblindheit kann – neben dieser historischen Konstellation – auf die Ursprünge der Soziologie und den darin angelegten systematischen Zusammenhang von Raum und Gesellschaft zurückgeführt werden. Der Nationalstaat etabliert sich zeitgleich wie die Soziologie und wird von Beginn an das selbstverständlich vorausgesetzte Territorium, auf dem sich Gesellschaft ereignet (vgl. Schroer 2006: 19).² Soziales spielt sich ab innerhalb

² Auch wenn Schroer zustimmen ist, dass, wenn die Soziologie von Gesellschaft spricht, stets eine nationalstaatlich verfasste Gesellschaft gemeint ist, so muss doch auf historisch unterschiedlich gewachsene Konzepte von Nation hingewiesen werden: während sich beispielsweise im französischen politischen Nationen-

„the container of the national society, and everything extending over its borders [is] cut off analytically“ (Wimmer/Glick Schiller 2002: 307). Jeder Container beinhaltet eine Kultur, ein Gemeinwesen, eine Ökonomie und kann wiederum einen Container enthalten. Die Welt, der Kontinent, der Staat, das Bundesland, die Region, die Stadt, das Viertel, das Haus, das Zimmer bieten den immer kleiner werdenden Rahmen, in dem sich Soziales abspielt. Makrosoziologisch motiviert und möglich sind im Anschluss daran komparative Methoden, die Länder und Städte hinsichtlich Themen wie Armut, sozialer Ungleichheit, Kriminalität, etc. vergleichen (vgl. Schroer 2006: 20). Somit ist eine Gesellschaft an einen bestimmten Raum gekoppelt, der selbst nicht mehr thematisiert werden muss – und auch nicht wird.

Die Abstinenz des Raums korrespondiert – drittens – mit der Sachabstinenz der Soziologie. Dabei wird davon abstrahiert, dass Sachen, Dinge und das materielle Substrat der sozialen Welt Träger sozialer Informationen darstellen und handlungsleitende „Gebrauchsanweisungen“ beinhalten (vgl. Noller 2000: 28). Die soziologische Theorie beschränkt sich auf interpersonale Beziehungen. Analog zu den Artefakten der materiellen Kultur wird der Raum „zum non-social-object, dem im Gegensatz zu sozialen Kategorien wie Kommunikation, Interaktion oder Sinnverstehen nur marginale Bedeutung für die Konstruktion sozialer Tatsachen zugewiesen werden kann.“ (Noller 2000: 28) Raum wird – als Ding – aus der Theoriebildung ausgelagert und zu einer Umweltbedingung degradiert und somit a priori nur negativ, als Restriktion sozialer Prozesse, definiert (vgl. Läßle 1991: 165f.).

Somit sind neben der Nichtbehandlung des Raums in Folge des Zweiten Weltkriegs zwei weitere Gründe für die These der Raumbblindheit der Sozialwissenschaften genannt: die Ineinssetzung von Raum und Nationalstaat sowie die Sachabstinenz der Soziologie.

konzept Staat, Nation und Gesellschaft decken, ist Nation im deutschen beziehungsweise mitteleuropäischen kulturellen Nationenkonzept nicht notwendig an einen Staat gebunden.

*„Die Geburtsstunde der Moderne
(...) war die Emanzipation der
Zeit vom Raum“ (Rosa 2005: 61).*

*„Zu keiner Zeit haben die
Thätigen, das heisst die
Ruhelosen, mehr gegolten.“
(Nietzsche 1999: 232)*

3.2 Der verschwundene Raum in der Moderne

Der im vorigen Kapitel angesprochene Naturalisierungseffekt kann als ein Grund für den – in dieser Lesart nur scheinbar – verschwundenen Raum in der Moderne angeführt werden: Raum wird im 19. Jahrhundert über die neu entstehenden Territorial- beziehungsweise Flächenstaaten definiert, anschließend naturalisiert und schließlich als Container aufgefasst.

Als weiterer Grund kann der Stellenwert, der in der Moderne der Zeit zugesprochen wird, genannt werden. Sowohl VerfechterInnen wie die VerächterInnen der Moderne sind sich in einem Punkt einig: „ihre konstitutive Grunderfahrung ist diejenige einer ungeheuren Beschleunigung der Welt und des Lebens und damit des je individuellen Erfahrungsstromes.“ (Rosa 2005: 71) Diese Grunderfahrung der Dynamisierung schlägt sich in dem vielzitierten Zitat aus dem Kommunistischen Manifest nieder: „Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht“ (Marx/Engels 1972: 465). Soziale Prozesse und Entwicklungen beschleunigen sich in noch nie gekanntem Ausmaß mit noch nie dagewesenen Konsequenzen. Rosa bezeichnet als die Geburtsstunde der Moderne die Emanzipation der Zeit vom Raum, die am Beginn des Beschleunigungsprozesses steht (vgl. Rosa 2005: 61f.) – mit weitreichenden Konsequenzen für die Thematisierung von Raum. „Raum ist gewissermaßen ein Opfer der Beschleunigung, die als Grunderfahrung der Moderne gelten kann. Gesellschaft, Geschichte, Kultur, ja das Leben und die Zeit selbst beschleunigen sich in atemberaubendem Tempo.“ (Schroer 2008: 128)

Als eine Hauptursache der Beschleunigung gelten technische Innovationen und ihre industrielle Umsetzung (vgl. Rosa 2005: 79). Die Einführung der Dampfmaschine, die Verbreitung von Fahrrädern, von Autos und schließlich von Flugzeugen, die Beschleunigung der Kommunikation durch Telegrafen und Telefone – all diese Entwicklungen führen zu neuen Formen des Transports, der Kommunikation und Produktion und verändern die

Lebenswelt und die Alltagskultur auf entscheidende Weise mit der Folge, dass der Raum zu schrumpfen scheint. Heinrich Heine schreibt 1843 über die Verbreitung der Eisenbahn: „Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und in unseren Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahn wird der Raum getötet, und es bleibt nur noch die Zeit übrig.“ (zit. n. Noller 2000: 22)³

Diese „technizistische Perspektive“ (Schroer 2006: 164) auf Raum und Zeit zielt auf die Verbesserung der Erreichbarkeit ehemals voneinander getrennter Gebiete durch technologische Entwicklungen. Der Raum zwischen den Orten wird aufgehoben; er verschwindet, weil die Entfernungen mühelos überbrückt werden können. In Kontrast dazu „gilt aus einer soziologischen Perspektive heraus genau umgekehrt, dass Raum durch die gegenseitige Erreichbarkeit vormals isolierter Orte erst entsteht.“ (Schroer 2006: 164) Somit kann nicht von einem sukzessiven Verlust des Raums ausgegangen werden. Es gilt vielmehr: „Eher wäre von einer steten Raumvermehrung zu sprechen, da jedes Medium zusätzliche Räume erschließt und schafft.“ (Schroer 2006: 164) Wenn der Erfahrungshorizont – durch Bewegungen im Raum oder durch medial vermitteltes Wissen über weit entfernte Orte – nicht mehr bei der nächsten Bergkette endet, entsteht ein Raum, der sich potenziell mit der natürlichen, physischen Welt deckt.⁴ Insofern ist Luhmanns Sicht, dass wir nur noch von einer Weltgesellschaft ausgehen können, richtig, da prinzipiell die ganze Welt kommunikativ erreichbar ist (vgl. Luhmann 1982). Die Weltgesellschaft als ein Gesellschaftssystem spannt gleichsam einen Welt-Raum auf.

Neben dieser technizistischen Perspektive der Transport- und Kommunikationstechnologien gilt der Ökonomie die Aufmerksamkeit, wenn es um die Verabschiedung des Raums geht. Es zeigt sich „eine Ökonomisierung des Gesellschaftlichen, denn es ist klassischerweise die Ökonomie, der eine Unabhängigkeit vom Raum bescheinigt wird.“ (Schroer

³ Während Warnungen vor und negative Einschätzungen der neuen beschleunigten Welt überwiegen, begrüßt eine kulturelle Bewegung wie der Futurismus euphorisch den Triumph der neuen, von da an „ewige[n], allgegenwärtige[n] Geschwindigkeit“ (Marinetti 2003: 264). Im Gründungsmanifest des Futurismus von 1909 schreibt Marinetti: „Wir erklären, daß sich die Herrlichkeit der Welt um eine neue Schönheit bereichert hat: die Schönheit der Geschwindigkeit.“ (Marinetti 2003: 264) Insofern kann der Futurismus mit seiner bedingungslosen Bejahung der Geschwindigkeit als einer der letzten Verfechter der Moderne bezeichnet werden.

⁴ 70 Jahre nach Heine schreibt Marinetti über diesen neuen Erfahrungshorizont: „Die Welt schrumpft durch die Geschwindigkeit zusammen. Neues Weltgefühl. Will sagen: die Menschen haben nacheinander das Gefühl für das Haus, das Gefühl für die Stadt, das Gefühl für die geographische Zone, das Gefühl für den Kontinent erworben. Heute besitzen sie das Gefühl für die Welt.“ (Marinetti 2009: 212)

2008: 129) Bereits Marx bemerkt eine „Vernichtung des Raums durch die Zeit“ (Marx 1983: 430) aufgrund der Durchsetzung der kapitalistischen Wirtschaftsform. Er schreibt: „Das Kapital treibt seiner Natur nach über jede räumliche Schranke hinaus.“ (Marx 1983: 430) Die Ausbreitung des Kapitals ist aber an technische Voraussetzungen geknüpft, insofern sich das Kapital auf fremden Märkten nur dann verwerten lässt, wenn die Transportkosten entsprechend niedrig sind. Simmel geht von einer fortschreitenden Emanzipation vom Raum aus, deren Ursache in der Entstehung der Geldwirtschaft liegt. „Das Geld steht vermöge der Abstraktheit seiner Form jenseits aller bestimmten Beziehungen zum Raum: es kann seine Wirkungen in die weitesten Fernen erstrecken, ja es ist gewissermaßen in jedem Augenblick der Mittelpunkt eines Kreises potenzieller Wirkungen“ (Simmel 1989: 704). Die Ökonomie ist in der Moderne nicht länger auf lokale Märkte beschränkt. „Der *homo oeconomicus* lebte im Raum, nicht für den Ort.“ (Sennett 1997: 259) Ähnlich formuliert Giddens: „Geld ist ein Mittel zur raumzeitlichen Abstandsvergrößerung. Das Geld schafft die Voraussetzung für die Durchführung von Transaktionen zwischen Akteuren, die in Raum und Zeit weit voneinander entfernt sind.“ (Giddens 1995a: 37)

Dass die Betrachtung der Zeit gegenüber dem Raum in der Moderne die Oberhand gewinnt, liegt neben technischen und ökonomischen Entwicklungen auch daran, dass die Sozialwissenschaft als Kind der Aufklärung und der Moderne ihre wesentlichen Anregungen aus der idealistischen Philosophie bezieht (vgl. Schroer 2006: 20). „Seit Kant ist das, was für den Philosophen zu denken ist, die Zeit.“ (Foucault 2003b: 254) Die Betonung der Zeitlichkeit sozialer Phänomene und die Vernachlässigung räumlicher Aspekte sind schon in der Bewusstseinsphilosophie zu beobachten. Dabei wird die Dimension des Raums mit dem Körper assoziiert, während die Zeit dem Bewusstsein zugeordnet wird (vgl. Schroer 2006: 20).

Ähnlich gestaltet sich die prinzipiell bevorzugte Betrachtung der Zeit in der frühen „Modernisierungstheorie“ bei den soziologischen Klassikern: sowohl Comtes Drei-Stadien-Gesetz als auch Marxens historischem Materialismus sind eine Teleologie eingeschrieben, das heißt die Sichtweise, dass sich die menschliche Entwicklung auf ein vorherbestimmtes Ziel hin entwickeln wird – auf das positive Stadium bei Comte, auf die klassenlose Gesellschaft bei Marx. Wird eine solche Entwicklungstheorie zugrundegelegt, ist nur noch die Frage des „Wann?“ offen – und nicht mehr die Frage des „Wo?“.

„Unsere Zeit ließe sich (...) als Zeitalter des Raumes begreifen.“
(Foucault 2005: 931)

3.3 Der wiederkehrende Raum in der Postmoderne

Während die Zeit eng mit der Theorie der Moderne verbunden ist, kehrt der Raum in den Theorien der Postmoderne wieder⁵. Die Betrachtung der Zeit in der Moderne wird durch die Betrachtung des Raums in der Postmoderne abgelöst⁶. Foucault führt bereits 1967 in einem Vortrag an, dass sich die damalige Zeit als Zeitalter des Raumes begreifen lässt (vgl. Foucault 2005: 931). Die Zeit als dominierende Struktur ist vom Raum abgelöst worden. „Die revolutionäre Zeit, der große Vereinfacher, ist ersetzt worden durch die Zeit des Zusammenlebens, die alles kompliziert macht. Anders gesagt, der Raum hat die Zeit als prinzipielles Ordnungsprinzip abgelöst.“ (Latour 2005: 75) Ähnlich wie Foucault hat Latour den Raum als „Ordnung der Gleichzeitigkeiten“ (Latour 2005: 76) im Blick. Ebenso leben wir für Jameson in „einer Zeit der *Synchronie* und nicht der *Diachronie*“ (Jameson 1993: 60), in einer Kultur, „die zunehmend vom Raum und von räumlicher Logik dominiert wird.“ (Jameson 1993: 70) Im Gegensatz zur Epoche der „Hochmoderne“ wird der Alltag in der Postmoderne, die psychischen Erfahrungen und die Sprachen der Kultur, „eher von den Kategorien des Raums als von denen der Zeit beherrscht“ (Jameson 1993: 61). „Anders als die meisten klassischen Gesellschaftstheorien, die annehmen, der Raum werde von der Zeit dominiert“, stellt Castells „die These auf, dass in der Netzwerkgesellschaft der Raum die Zeit organisiert.“ (Castells 2004: 431)

Entscheidend im postmodernen Diskurs über den Raum ist, dass er nicht als schlichte Umkehrung der These vom Verschwinden und dem Ende des Raums gelesen werden kann. So verliert der Raum in der Theorie der Moderne zugunsten der Zeit an Relevanz. Die

⁵ Da der Platz für eine Diskussion des Begriffs der Postmoderne fehlt, wird hiermit auf andere Stellen verwiesen (vgl. Zima 2001; Welsch 2002).

⁶ Schroer geht soweit, den Begriff der Postmoderne durch räumliche Inhalte zu definieren: „Wenn es eine sinnvolle Bestimmung des Postmodernebegriffs gibt, dann besteht er eben in diesem Bewusstsein eines Nebeneinander, das das moderne Nacheinander ablöst.“ (Schroer 2006: 171) Für Rosa hingegen liegt die „Attraktivität postmoderner Ideen“ in der Beschleunigungslogik der Moderne selbst begründet, da diese einen kritischen Stellenwert erreicht hat, „jenseits dessen sich Formen narrativer, kumulativer und linearer Welterschließung vielleicht nicht mehr aufrechterhalten lassen.“ (Rosa 2009: 104) Das Ergebnis ist der Zustand einer potentiell chaotischen Unbestimmtheit, eines rasenden Stillstands (Virilio), in dem sich Dinge zwar ändern, aber nicht mehr zielgerichtet voranschreiten.

Vorherrschaft des Raums wird hingegen in der Postmoderne nicht mit einem Verschwinden der Zeit in Verbindung gebracht (vgl. Schroer 2008: 130). Wogegen sich aber postmoderne Autoren aussprechen, ist die Assoziierung der Zeit mit Attributen wie „reich, fruchtbar, lebendig und dialektisch“, wohingegen der Raum das sein soll, „was tot, eingefroren, nicht dialektisch und unbeweglich“ (Foucault 2003a: 46) ist. Die Verwendung räumlicher Ausdrücke hat für diejenigen, die die Geschichte mit den alten Formen der Evolution, der organischen Entwicklung oder dem Fortschritt des Bewusstseins verwechseln, den Anschein von Anti-Geschichte. Wird eine teleologische Entwicklungstheorie abgelehnt, kann sich die Frage dem „Wo?“ zuwenden und das „Wann?“ hinter sich lassen.

Der Raum wird in der Postmoderne selbst von der Räumlichkeit eingeholt: Schroer weist darauf hin, dass der Raum geradezu an Relevanz gewinnt, wenn die Möglichkeit zur Wahl eines Ortes steigt (vgl. Schroer 2006: 223). Gerade das konstatierte Schrumpfen des Raums, das sich durch die leichte Überbrückung der Entfernung verschiedener Orte ergibt, führt zu einer Thematisierung des eigenen Ortes. Räume werden miteinander verglichen: Wirtschaftsunternehmen suchen den besten Standort während Staaten und Städte die Tauglichkeit ihres Standortes unterstreichen. „Was sich damit vollzieht, ist eine *Spezialisierung und Diversifizierung des Raums*.“ (Schroer 2006: 223) Schroer schließt weiter: „Das räumliche Prinzip des Nebeneinander hat damit gewissermaßen den Raum selbst erfasst, der nun nicht mehr im Singular, sondern nur noch im Plural zu denken ist.“ (Schroer 2006: 226)

3.4 Fazit

„Der Vergleich beider Thesen“ – die These von der Verabschiedung des Raums und die These der Wiederkehr des Raums – „zeigt, dass die diametral entgegen gesetzten Perspektiven aus ihren differenten Raumbegriffen resultieren.“ (Schroer 2008: 126) Die These vom Verschwinden des Raums stützt sich vorwiegend auf den natürlichen beziehungsweise geographischen Raum, der immer weniger Relevanz besitzt, da er immer müheloser überwunden werden kann. Bei der These von der Wiederkehr des Raums ist weniger vom physischen Raum die Rede als vielmehr vom sozialen Raum, von virtuellen Räumen, transnationalen Räumen, Identitätsräumen oder ethnischen Räumen. Während sich die These vom Ende des Raums auf einen eingeeengten Raumbegriff bezieht und die Vorstellung des Nationalstaats als Containerraum impliziert, basiert die These von der

Wiederkehr des Raums auf einem erweiterten Raumbegriff, der als relational bezeichnet werden kann (vgl. Schroer 2008: 134f.).

Wie Schroer sieht auch Läßle den Grund für die beiden Positionen in einer divergierenden Auffassung von Raum. Raum ist – wie Zeit – kein „Ding an sich“. Wahrgenommen werden Nähe, Ferne, Tiefe, Höhe, Fixiertheit, Bewegung. „Wahrgenommen werden kann also nur die positionale Beziehungen des Rauminhalts, also die Raumstruktur, nicht der Raum selbst. Die beiden Begriffe ‚Raum‘ und ‚Zeit‘ sind (...) menschliche Syntheseleistungen, die sich auf positionale Beziehungen in einer vergesellschafteten Natur und einer äußerst komplexen Gesellschaft beziehen.“ (Läßle 1991: 164) Obwohl Physiker, Ökonomen, Soziologen, Geographen einen unterschiedlichen Raumbegriff benutzen, verwenden sie diesen als etwas selbstverständlich Gegebenes. Hinzu kommt, dass die Raumvorstellungen der meisten Menschen mehr oder weniger stark „kolonisiert“ sind durch die physikalische Raumtheorie der klassischen Physik in Form des dreidimensionalen euklidischen Raums, obwohl dieser der alltäglichen Raumerfahrung entgegensteht. „Statt von ‚Raum‘ zu sprechen, erscheint es“ Läßle „deshalb sinnvoller, von *Raumbegriffen* oder *Raumkonzepten* zu sprechen und dabei gleichzeitig (durch Verwendung eines sinnbestimmenden Adjektivs, wie z.B. physikalisch, geographisch, sozial, ökologisch etc.) anzugeben, auf welche Problemstellung sich der jeweilige Raumbegriff bezieht.“ (Läßle 1991: 164)

„Von allen Gegensätzen, die Sozialwissenschaften künstlich spalten, ist der grundlegendste und verderblichste der zwischen Subjektivismus und Objektivismus.“ (Bourdieu 1993a: 49)

Zwischenbemerkungen zu Bourdieu I: Wissenschaftstheorie

Eine Erläuterung der zentralen Begriffe Bourdieus stößt unweigerlich auf Probleme aufgrund der Tatsache, dass für ihn die Arbeit an Begriffen zweitrangig ist. Im Vordergrund steht bei ihm die Arbeit mit Begriffen, also „der Einsatz von Begriffen zur Durchdringung der sozialen Wirklichkeit.“ (Rehbein 2006: 79) So werden zwar gerne schlüssige und prägnante Definitionen von Begriffen wie „Habitus“ oder „Kapital“ angeführt, die Bourdieu an dieser oder jener Stelle gegeben hat – jedoch lassen sich zu jeder Begriffsdefinition Bourdieus auch Parallelstellen finden, die modifizierte, abweichende oder gar gegensätzliche Definitionen liefern. Bourdieu hat in erster Linie empirische Forschung betrieben und seine Begriffe im Fortgang geklärt (vgl. Rehbein 2006: 79). Er verwendet Begriffe auch als „Wegweiser“, die Suggestivkraft besitzen. „Bourdieu's Begrifflichkeit ist fundamental dynamisch.“ (Rehbein 2006: 80)

Bevor – allen Schwierigkeiten zum Trotz – im zweiten Teil der Zwischenbemerkungen auf die zentralen Begriffe der Bourdieuschen Theorie eingegangen wird, folgen einige Erläuterungen zu seiner Wissenschaftstheorie. Diese werden vor dem Hintergrund der weiteren Diskussion raumtheoretischer Ansätze relevant.

Bourdieu's Ausgangspunkt ist die Auseinandersetzung mit zwei verschiedenen Erkenntnistheorien: Objektivismus und Subjektivismus. Ihm geht es darum, die in beiden Erkenntnisweisen inhärenten relativen Wahrheiten, auf eine nichteklektische Art und Weise zusammenzuführen und diese Synthese erkenntnistheoretisch zu begründen (vgl. Schwingel 2000: 38). In der Soziologie sind Ausdruck dieser Spannung zwischen Objektivismus und Subjektivismus unter anderem die Gegensatzpaare: Individuum und Gesellschaft, Lebenswelt und System, Interaktionismus und Funktionalismus, Verstehen und Erklären, Mikro- und Makrosoziologie, Phänomenologie und Strukturalismus.

Der *Subjektivismus* – zum Beispiel in Form der Phänomenologie – ist eine theoretische Erkenntnisweise, die sich ausschließlich auf subjektive Gegebenheiten bezieht. Sie hat als

Gegenstand die Reflexion einer Erfahrung, die nicht reflektiert werden kann, die, so illusorisch sie auch von einem „objektiven“ Standpunkt auch erscheinen mag, als Erfahrung doch völlig gewiss bleibt. Sie kommt jedoch nicht über eine Beschreibung hinaus, was das „erlebte“ Erfahren der Sozialwelt als solches charakterisiert, also nicht über eine Auffassung dieser Welt als einer evidenten oder fraglos gegebenen; sie genügt sich mit einer „wissenschaftlichen Beschreibung der vorwissenschaftlichen Erfahrung“ (Bourdieu 1993a: 51). Der Grund dafür ist, dass die phänomenologische Erkenntnisweise „die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit solcher Erfahrung ausschließt, nämlich nach der Deckungsgleichheit der objektiven Strukturen mit den einverlebten, welche die für das praktische Erfahren der vertrauten Welt typische Illusion unmittelbaren Verstehens verschafft und zugleich jede Frage nach ihren eigenen Bedingungen der Möglichkeit ausschließt.“ (Bourdieu 1993a: 50) Damit wird zur wissenschaftlichen Erkenntnis, was Bourdieu als „Projektion eines Gemütszustands“ (Bourdieu 1993a: 26) bezeichnet. Der Subjektivismus – Bourdieu bezieht sich auf Sartre und die Theorie „rationalen Handelns“ – verweigert sich der Betrachtung von Dispositionen, oder interessiert sich zumindest nicht für deren Zustandekommen. Jede Handlung wird zu einer Art vorgeschichtsloser Konfrontation zwischen Subjekt und Welt (vgl. Bourdieu 1993a: 79).

Durch die unkritische Reproduktion subjektiver Primärerfahrungen reduziert sich die phänomenologische Erkenntnisweise auf das, was Durkheim *Spontansozilogie* genannt und als wissenschaftlich unzureichend charakterisiert hat. Einer solchen Soziologie fehlt es an dem zur Erlangung objektiver Erkenntnis notwendige *Bruch* mit den vorwissenschaftlichen Erkenntnissen und Begriffen. „Als vom *common sense* klar geschiedene Wissenschaft kann sich die Soziologie nur konstituieren, wenn sie den systematischen Ansprüchen der Spontansozilogie den organisierten Widerstand der Theorie der Erkenntnis des Sozialen entgegenstellt, deren Prinzipien Punkt für Punkt den Vorannahmen der Primärphilosophie des Sozialen widersprechen.“ (Bourdieu et al. 1991: 17) Ein Grund für die Beharrlichkeit der Spontansozilogie liegt im dem Versuch von SoziologInnen, das wissenschaftliche Projekt mit der Affirmation der Rechte des Individuums, also mit dem Recht auf freies Handeln und dem Recht auf klares Bewusstsein beim Handeln, versöhnen zu wollen, und die damit „unvermeidlich auf jene naive Philosophie des Handelns und des Verhältnisses von Subjekt und Handeln zurückfallen, die in die Spontansozilogie derjenigen eingeht, denen die Verteidigung der gelebten Wahrheit ihrer eigenen Erfahrung am Herzen liegt.“ (Bourdieu et al. 1991: 20) Eine dem Bruch verpflichtete Soziologie beschränkt sich nicht auf eine Rekonstruktion des subjektiv gemeinten Sinns: „Weil die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun, hat ihr Tun mehr Sinn, als sie selber wis-

sen.“ (Bourdieu 1993a: 127) Das Handeln muss durch eine objektivierende Methode erfasst werden, der Bruch mit den Vorbegriffen der Spontansoziologie ist notwendig. Schließlich ist jedoch aus dem Subjektivismus eine Einsicht zu bewahren: die Einsicht, dass die Primärerfahrungen sozialer Akteure konstitutiver Bestandteil der sozialen Welt sind, die eben der Objektivismus nicht anerkennt.

Der *Objektivismus* untersucht vom individuellen Willen und Bewusstsein unabhängige objektive Gesetzmäßigkeiten wie Strukturen, Gesetze oder Systeme von Relationen. Er „setzt eine schroffe Diskontinuität zwischen der wissenschaftlichen und der praktischen Erkenntnis, indem er die mehr oder weniger expliziten Vorstellungen, mit denen letzterer ausgerüstet ist, als ‚Rationalisierungen‘, ‚vorwissenschaftliche Begriffe‘ oder ‚Ideologien‘ verwirft.“ (Bourdieu 1993a: 51) Er weist die Vorstellung zurück, dass die Wissenschaft die Sozialwelt mit einer wissenschaftlichen Beschreibung der vorwissenschaftlichen Erfahrung verstehen kann, so wie Schütz und die Phänomenologie oder Garfinkel und die Ethnomethodologie dies versuchen. Insofern geht der Objektivismus über die spontansoziologische Wiedergabe der primären Alltagserfahrungen und Vorbegrifflichkeiten hinaus. Er wird aber objektivistisch – im Unterscheid zu objektiv –, „wenn der notwendige Bruch mit den Präkonstruktionen verabsolutiert und der dem Subjektivismus entgegengesetzte Fehler begangen wird, die Primärerfahrungen der Subjekte wo nicht völlig zu ignorieren, so doch als bloß sekundäre, abgeleitete und daher tendenziell vernachlässigbare Rationalisierungen oder Ideologien zu begreifen.“ (Schwingel 2000: 46) Die Erkenntnis der WissenschaftlerInnen über die Strukturen, Funktionen und Gesetze, die sich unabhängig von den Primärerfahrungen der AkteurInnen gestalten, werden in gewisser Weise als überlegen begriffen: „Jede objektivistische Erkenntnis enthält den Anspruch auf legitime Herrschaft“ (Bourdieu 1993a: 55). In einem Punkt decken sich beide Erkenntnisweisen: gleich dem Subjektivismus unterschlägt der Objektivismus die Frage nach den Bedingungen seiner eigenen Möglichkeit, also die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit objektiver Erkenntnis.

Bourdieus Auseinandersetzung mit dem Objektivismus ist eine Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus und zugleich mit seiner eigenen Vergangenheit: in seinen frühen Arbeiten als Ethnologe ist er noch den Prinzipien des klassischen Strukturalismus von Lévi-Strauss verpflichtet (vgl. Schwingel 2000: 34). Bourdieu sieht in der strukturellen Methode beziehungsweise im relationalen Denken zwar einen großen Fortschritt für die Sozialwissenschaften, insofern dieses Denken mit dem substantialistischen Denken bricht und dazu führt, jedes Element durch die Beziehungen zu charakterisieren, die es zu ande-

ren Elementen innerhalb eines Systems unterhält und aus denen sich sein Sinn und seine Funktion ergibt (vgl. Bourdieu 1993a: 12). 1963 beendet Bourdieu in einem Artikel jedoch seine „letzte Arbeit als unbefangener Strukturalist.“ (Bourdieu 1993a: 23) Er versucht danach vielmehr das Ordnungsprinzip, „das die Praktiken zugleich unbewußt und systematisch zu lenken imstande war, in den einverlebten Dispositionen (...) zu suchen.“ (Bourdieu 1993a: 24)

Schließlich zielt Bourdieus Auseinandersetzung mit Objektivismus und Subjektivismus auf eine Wiedereinbeziehung der im ersten Schritt – im ersten Bruch – ausgeklammerten Primärerfahrungen sozialer AkteurInnen. Dieses Wiedereinbeziehen stellt einen „zweiten Bruch“ (Bourdieu 1993a: 52) dar, der über den Bruch des Objektivismus mit der Spontansozio­logie hinausgeht. Die wissenschaftliche Praxis muss Bourdieu zufolge einem Erkennen des Erkenntnis­subjekts untergeordnet werden, „einer im wesentlichen *kritischen Erkenntnis* der Grenzen der theoretischen Erkenntnis“ (Bourdieu 1993a: 52), ob subjektivistisch oder objektivistisch. Bourdieus wissenschaftstheoretische Überlegungen lassen sich zusammenfassend resümieren: Ausgangspunkt ist ein erster Bruch mit den Primärerfahrungen der Spontansozio­logie, dem ein zweiter, relativierender Bruch folgt: die Primärerfahrungen der AkteurInnen werden rehabilitiert. Diese Rehabilitierung alltagspraktischen Handelns und Erkennens geschieht – erstens – durch die grundlegende praxistheoretische Begründung der handlungs- und erkenntnislogischen Differenz von Theorie und Praxis, und – zweitens – durch die Habitus­theorie, welche die generativen Mechanismen von Praxis und praktischem Erkennen klärt (vgl. Schwingel 2000: 56). Diese Punkte: die einverlebten Dispositionen, das Habitus­konzept sowie die praxeologische Theorie der Praxis werden im zweiten Teil der Zwischenbemerkungen zu Bourdieu wieder aufgegriffen.

4. Raumtheorien

In Kapitel 3 wurde gezeigt, dass sich unterschiedliche Thesen zum Raum auf divergierende Raumkonzepte stützen. Während die These vom Verschwinden des Raums vorwiegend auf dem natürlichen Raum aufbaut und den Raum als Container auffasst, bezieht sich die These von der Wiederkehr des Raums auf einen relationalen Raumbegriff. Im Folgenden werden unterschiedliche Raumkonzepte erläutert und ihre Implikationen für das Verständnis des Verhältnisses von Menschen – besonders von Jugendlichen – und Raum dargestellt.

4.1 Einführung in Raumtheorien

Befasst man sich mit dem soziologischen Diskurs über Raum, stößt man unweigerlich auf eine tiefe Spaltung in der wissenschaftlichen Literatur, die sich entlang einer historischen Kontroverse entwickelt und sich ursprünglich in philosophischen und physikalischen Kontexten entfaltet hat (vgl. Löw 2001: 19). Die soziologische Diskussion schließt an diese Kontroverse an. Zu einem wichtigen Ausgangspunkt wird Einstein: beispielsweise gehen die Sozialwissenschaftler Läßle (1991) und Schroer (2006a) in ihren Darstellungen jeweils von Einstein (1980: XV) aus und unterscheiden an ihn anschließend zwei Raum-Auffassungen: *absoluter* und *relationaler* Raum.

4.1.1 Absoluter Raum

In der ersten Vorstellung wird Raum – im Anschluss an Newton⁷ – als „Behälter“ beziehungsweise „container“ aller körperlichen Objekte begriffen. Raum gewinnt dabei unabhängig von körperlichen Objekten eine Bedeutung, er „erscheint dann als eine gewissermaßen der Körperwelt übergeordnete Realität.“ (Einstein 1980: XV) Mit dem Begriff des Containers beziehungsweise des Behälterraums soll bildlich ausgedrückt werden, dass sich das soziale Geschehen im Behälter Raum ereignet – darauf wurde bereits in Kapitel 2.1 hingewiesen. Raum wird als absolut, als starr konzipiert; er wirkt auf alle körperlichen Objekte, ohne dass sie auf ihn eine Rückwirkung ausüben. In dieser absolutistischen Perspek-

⁷ „Mit Newtons *System der Mechanik* wurde das ‚Behälter-Raum‘-Konzept zu einer wesentlichen Grundlage der klassischen Physik und fand von dort aus seinen Eingang in die Gesellschaftswissenschaften.“ (Läßle 1991: 190)

tive existiert Raum unabhängig vom Handeln. Es ist ein leerer Raum denkbar, der ohne Objekte existiert – als ein kontinuierlicher, für sich selbst existierender Raum.

Wird das Behälterraumkonzept der Physik soziologisch gewendet, erscheint der Raum als wirkungsmächtige Essenz, der eine Wirkungskraft zugeschrieben wird. Schroer spricht in diesem Zusammenhang von „*Raumdeterminismus*“ (Schroer 2006: 175), da die Wirkkräfte des Raums die soziale Praxis determinieren. Die Frage, wie Räume entstehen, wird in dieser Perspektive ausgeklammert.

4.1.2 Relationaler Raum

In der zweiten Vorstellung wird Raum als „Lagerungs-Qualität der Körperwelt“ (Einstein 1960: XV) begriffen. Raum ist „eine Art relationale *Ordnung körperlicher Objekte*“ (Läpple 1991: 189) – er ist gerade erst durch die relationale Lage der körperlichen Objekte gegeben und somit ohne körperliches Objekt undenkbar. Im Anschluss an diese Bestimmung von Raum hat es keinen Sinn mehr, von einem leeren Raum zu sprechen – der Raum entsteht erst mit den Objekten.

Die relationale Betrachtungsweise setzt sich im 20. Jahrhundert langsam gegenüber der absoluten durch, wie sich bei Foucault zeigt, der – siehe Kapitel 3.3 – von einem Zeitalter des Raums spricht. Für ihn bietet sich Raum „in Form von Relationen der Lage“ (Foucault 2005: 933) dar⁸. Wir leben „nicht in einer Leere, die wir mit Menschen und Dingen füllen könnten. (...) Wir leben vielmehr innerhalb einer Menge von Relationen, die Orte definieren, welche sich nicht aufeinander reduzieren und einander absolut nicht überlagern lassen.“ (Foucault 2005: 934) Raum ist kein Behälter, der beliebig gefüllt werden kann. Er stellt vielmehr eine Konfiguration oder ein Netzwerk dar, welches Menschen, Dinge oder Handlungen in eine Ordnung bringt beziehungsweise eine Ordnung ausdrückt. In Foucaults entpersonalisierter Sprache wird der Raum wie ein Subjekt betrachtet, das handelt. Hier wird ersichtlich, dass Foucault sich nicht endgültig vom absoluten Raum lösen kann, was sich zum Beispiel zeigt, wenn er Raum beziehungsweise Architektur als ein Instrument zur Transformation von Individuen bezeichnet, „die auf diejenigen, welche sie verwahrt, einwirkt, ihr Verhalten beeinflussbar macht, die Wirkungen der Macht bis zu ihnen vordringen läßt, sie einer Erkenntnis aussetzt und sie verändert.“ (Foucault 1977:

⁸ „Die Welt wird heute nicht so sehr als ein großes Lebewesen verstanden, das sich in der Zeit entwickelt, sondern als ein Netz, dessen Stränge sich kreuzen und Punkte verbinden.“ (Foucault 2005: 932)

222) Raum verfestigt sich dabei zu einer Wirkungsmacht, die auf die AkteurInnen einwirkt. Harvey fasst Foucaults Raumbegriff in diesem Sinne auf als Metapher eines „container of power which usually constrains but sometimes liberates processes of *Becoming*.“ (Harvey 1990: 213) Löw spricht sich gegen diese Auffassung aus: „Indem der Raum nach Foucault über miteinander verknüpfte Plazierungen und Lagerungen definiert ist, wird gleichzeitig der Prozeß des Plazierens und Lagerns deutlich. Der Prozeß verweist auf den Handlungskontext von Raum.“ (Löw 2001: 149) Raum ist zwar für Foucault eine Ordnungsstruktur, verweist aber gleichzeitig zurück auf den Handlungszusammenhang, auf das raumkonstituierende Handeln. Somit sei es zwar unzulässig den Foucaultschen Raumbegriff als absoluten Raum oder Machtbehälter aufzufassen, der auf die Subjekte einwirkt, ohne ihren Handlungsvollzug zu berücksichtigen; ganz lösen von dem absoluten Raumkonzept kann er sich aber nicht. Foucault macht einen Schritt in Richtung einer relationalen Auffassung von Raum, in dem die Perspektive der Raumkonstitution mitgedacht wird. „Sein Bestreben ist jedoch nicht, einen Raumbegriff herzuleiten, sondern er stellt eine Diagnose.“ (Löw 2001: 150)

Als zweites Beispiel neben Foucault kann ein weiterer Autor genannt werden, der den Weg in Richtung einer relationalen Bestimmung des Raums eingeschlagen hat: Simmel ist unter den soziologischen Klassikern derjenige, der sich dem Raumthema am ausführlichsten angenommen und eine ausgearbeitete Soziologie des Raums vorgelegt hat (vgl. Schroer 2006: 60). Simmel wendet sich gegen eine absolute Auffassung von Raum, wenn er schreibt: „Wenn man von den Beziehungen zwischen Raumgestaltungen und socialen Vorgängen spricht, so pflegt es sich um die Wirkungen zu handeln, die von der Weite oder Enge des Gebietes, der Zerrissenheit oder Arrondierung der Grenzen, dem Flächen- oder Gebirgscharakter des Territoriums auf die Form und das Leben der gesellschaftlichen Gruppen ausgehen. Der Gegenstand der nachfolgenden Untersuchungen ist, umgekehrt, die Einwirkung, die die räumlichen Bestimmtheiten einer Gruppe durch ihre socialen Gestaltungen und Energien erfahren.“ (Simmel 1995b: 201) Damit löst sich Simmel von der scheinbar üblichen Praxis, die Einwirkungen von Raum auf die AkteurInnen zu untersuchen und schlägt den entgegengesetzten Weg ein: vom sozialen zum physischen Raum hin. Schroer zufolge scheidet Simmel damit nicht einseitig die erste Perspektive aus; vielmehr spricht einiges dafür, dass er in seiner Soziologie des Raums beide Raumauffassungen berücksichtigen will. „Simmel analysiert die Projektionen in den Raum und die Art und Weise, wie diese wieder auf das Leben und die Form der sozialen Gruppen zurückwirken.“ (Schroer 2006: 63) Dieser Versuch wird in Kapitel 4.9 wieder aufgegriffen.

„(Social) space is a (social) product.“

(Lefebvre 1991: 26)

4.2 Die Produktion des Raums

Lefebvre gilt als Pionier der modernen Raumsoziologie. Mit ihm setzt sich die Position durch, dass Raum nicht schon vorhanden oder natürlich vorgegeben ist, sondern als sozial hervorgebracht konzipiert werden muss. Raum ist „something more than theatre, the disinterested stage or setting, of action.“ (Lefebvre 1991: 410) Es gilt vielmehr, was er zu Beginn seines Buches über die Produktion des Raums schreibt: „(Social) space is a (social) product.“ (Lefebvre 1991: 26) Es geht Lefebvre darum, „den Raum im Prozess seiner Produktion zu betrachten.“ (Lefebvre 2002: 6) Er ebnet damit den Weg zu einem relationalen Raumbegriff und bindet diesen in Kapitalismuskritik ein (vgl. Löw 2007: 82). Er will Raum im Verhältnis zu den gesellschaftlichen Produktionsprozessen untersuchen.

Lefebvre begreift Raum nicht nur – wie die Tradition marxistischen Denkens – als Teil der Produktionsmittel, das heißt als Rohstofflieferant und somit der ökonomischen Infrastruktur zugehörig, sondern zugleich als Produkt einer sozialen Praxis. Für ihn lässt sich „Raum als Objekt menschlicher Intentionen und somit als Teil einer Beziehung verstehen, das durch individuelle und kollektive Praktiken und Repräsentationen gesellschaftlich angeeignet und produziert wird. Raum existiert nicht unabhängig von der Gesellschaft, sondern wird von dieser unablässig geschaffen.“ (Klauser 2005: 191) Raum ist bei Lefebvre keine objektive neutrale Gegebenheit, keine Essenz, sondern eine sozial produzierte Realität (vgl. Lefebvre 1991: 411).

Lefebvre unterscheidet zwischen sozialem und physisch-natürlichem Raum. Er betont dabei zwar, dass letzterer immer mehr verschwindet – er verschwindet jedoch nicht vollständig, wie dies im Zuge der Diskussion um das Verschwinden des Raums in der Moderne behauptet wird. Raum bleibt als Hintergrundbild, als Erinnerung vorhanden. Menschen erinnern sich an natürliche Räume und besetzen sie mit Erinnerungen: „As source and as a resource, nature obsesses us, as do childhood and spontaneity, via the filter of memory.“ (Lefebvre 1991: 30) Dabei verschwindet der natürliche Raum immer mehr aus der sozialen Praxis, er verkommt zum bloßen Hintergrundbild, an das sich Menschen zwar erinnern, das sie in ihrer täglichen Praxis jedoch nicht mehr vorfinden. „True, nature is resistant, and infinite in its depth, but it has been defeated, and now waits only for its

ultimate voidance and destruction.“ (Lefebvre 1991: 31) Somit verliert nicht Raum insgesamt, sondern allein der natürliche Raum an Bedeutung.

Raum ist heute immer ein sozialer Raum und als solcher nicht nur Produkt der Gesellschaft, sondern jede Gesellschaft bringt einen ihr eigenen Raum hervor. Lefebvre zufolge ist die Produktionsweise die Antriebskraft der Raumentwicklung; „every society (...) produces a space, its own space.“ (Lefebvre 1991: 31) Dabei impliziert die Produktionsweise zwar die Produktion eines charakteristischen Raums, jedoch lassen sich diese Charakteristika nicht umgekehrt vollständig auf die wesentlichen Züge der jeweiligen Produktionsweise zurückführen (vgl. Lefebvre 2002: 14). So unterscheidet Lefebvre unterschiedliche Typen von Räumen je nach Entwicklungsstufe: analog, kosmisch, symbolisch, perspektivisch und schließlich kapitalistisch. „Die kapitalistische Produktionsweise ist gekennzeichnet durch einen zugleich homogenen und zersplitterten Raum, darüber hinaus jedoch durch einen Raum staatlicher Kontrolle, der zugleich derjenige des kapitalistischen Verkaufs und Austausches ist.“ (Lefebvre 2002: 14)

Lefebvres Ausgangspunkt zur Reflexion über Raum ist eine konzeptionelle Triade (vgl. Lefebvre 1991: 33; 38f.). Er bricht damit aus dem binären Schema von physischem und sozialem Raum aus, indem er zwischen der räumlichen Praxis, den Repräsentationen von Raum und dem Raum der Repräsentationen unterscheidet (vgl. Schroer 2008: 138).

- Der erste Raum ist der wahrgenommene, erlebte und benutzte Raum, wie ihn die AkteurInnen in ihrem alltäglichen Leben produzieren und reproduzieren. Die *räumliche Praxis* („spatial practice“) umfasst sowohl die Produktion und Reproduktion als auch spezielle Orte und Gesamträume („spatial sets“), die jeder sozialen Formation eigen sind. „The spatial practice of a society secretes that society’s space; it propounds and presupposes it, in a dialectical interaction; it produces it slowly and surely as it masters and appropriates it.“ (Lefebvre 1991: 38)
- Die *Repräsentationen von Raum* beziehungsweise *Raumrepräsentationen* („representations of space“) als zweiter Raum sind mit den Produktionsverhältnissen verbunden, mit der Ordnung, die sie durchsetzen, und schließlich auch mit Kenntnissen, Zeichen, Codes und frontalen Beziehungen. Damit meint Lefebvre den Raum der WissenschaftlerInnen, der RaumplanerInnen, der UrbanistInnen, der TechnokratInnen, die ihn „zerschneiden“ und wieder „zusammensetzen“ – also der Raum, wie er kognitiv entwickelt wird. „Hierher gehören die von Raumexperten ersonnenen, theoretischen Raummodelle und Raumkonzepte, die auf die Wahrnehmung des Raums in der Praxis einwirken.“ (Schroer 2008: 138) Dieser ideologisch-

kognitive Aspekt des Raums, seine Darstellungen und Pläne ermöglichen quasi eine Lesbarkeit des Raums (vgl. Löw 2007: 83). Eine klassische Repräsentation des Raums ist die Karte.

- Der dritte Raum ist der imaginierte Raum der Symbole und Bilder. In ihm haben auch widerständige und alternative Raummodelle und Raumnutzungen ihren Platz. Die *Räume der Repräsentationen* beziehungsweise *Repräsentationsräume* („representational spaces“) weisen komplexe Symbolisierungen auf – manchmal kodiert, manchmal nicht. Sie sind mit der verborgenen und unterirdischen Seite des sozialen Lebens, aber auch mit der Kunst verbunden. Es handelt sich um Raum „as directly lived through its associated images and symbols, and hence the space of ‚inhabitants‘ and ‚users‘“ (Lefebvre 1991: 39). Er überlagert den physischen Raum und benutzt seine Objekte symbolisch.

Die ersten zwei Aspekte beziehen sich auf die marxistische Traditionslinie. Die räumliche Praxis versteht Lefebvre allgemein als Wahrnehmung von Räumen und raumbezogene Verhaltensweisen, als die alltägliche, durch Routinen und Routen abgesicherte Praxis der Herstellung und Reproduktion von Räumen sowie das körperliche Erleben der Räume. Er blickt dabei auf die räumliche Praxis, wiewohl sie den Handlungsaspekt erfasst, stark unter der Perspektive kapitalistisch-struktureller Zwänge (vgl. Löw 2007: 83). „Die räumliche Praxis ist durchzogen von den Repräsentationen von Raum.“ (Löw 2007: 83) Die Repräsentationen von Raum ermöglichen – wie schon erwähnt – die Lesbarkeit des Raums und sind der Aspekt des Raums, auf den sich in der Regel die Wissenschaften beziehen. „Konzeptionell durchdrungen wird die räumliche Praxis durch die Repräsentationen von Räumen vorstrukturiert.“ (Löw 2007: 83) Die alltäglichen NutzerInnen sind jedoch keine konzeptionellen ExpertInnen: „The user’s space is *lived* – not represented (or conceived). When compared with the abstract space of the experts (architects, urbanists, planners), the space of the everyday activities of users is a concrete one, which is to say, subjective.“ (Lefebvre 1991: 362) Allerdings ist das Handeln unter den Bedingungen des Kapitalismus durch Entfremdung und eintönige Wiederholung geprägt. „In der gelebten Praxis wiederholt sich die räumliche Ordnung.“ (Löw 2007: 83)

Lefebvre ergänzt diese Konzeption von Struktur und Handeln durch einen dritten Aspekt, wobei er – angeregt durch den französischen (Post-)Strukturalismus – die Bedeutung von Symbolen für die Bestimmung von Raum betont. Der Raum der Repräsentationen bezieht sich auf Bilder und Symbole, die die räumlichen Praktiken ergänzen; es können widerständige Räume der KünstlerInnen sein oder mythische Raumbilder. „Es sind Impulse und

Imaginationen, die eine Ahnung vom vorkapitalistischen, nicht homogenisierten und zerstückelten Raum aufscheinen lassen, vielfach transportiert über körperliches Empfinden und sinnliche Wahrnehmung statt kognitiver Überformung.“ (Löw/Sturm 2005: 37)

Entscheidend für das Raumverständnis Lefebvres ist das dialektische Zusammenspiel aller drei Raumebenen. Raum ist sowohl mentales und physisches als auch symbolisches Konstrukt (vgl. Schroer 2008: 138) Aus den drei Ebenen – „the triad of the perceived, the conceived, and the lived“ (Lefebvre 1991: 39) – entstehen Räume. Raum macht Handeln möglich und ist selbst Feld der Handlung.

Löw zufolge ist das Problem bei Lefebvre, dass er die Frage umkreist, wie Raum inhaltlich bestimmt werden kann. Es sagt nur was Raum nicht ist: kein Container; nicht leer; nicht homogen; kein Ding; nicht nur reine Anschauung. „Eine positive Bestimmung fällt ihm schwer.“ (Löw 2005: 248) Lefebvre operiert mit zwei Raumbegriffen (vgl. Löw 2005: 249): Es vermischen sich bei ihm absolutistische Vorstellungen vom Raum als Basis der Handlungen – im Raum zu leben – mit relationalen konzeptionellen Vorstellungen von räumlichen Netzwerken und Feldern. Deutlich wird dies an Kindern und Jugendlichen, die, obwohl sie schon im Raum sind, sich diesen erst aneignen müssen: „all ‚subjects‘ are situated in a space in which they must either recognize themselves or lose themselves, a space which they may both enjoy and modify. In order to accede to this space, individuals (children, adolescents) who are, paradoxically, already within it, must pass tests.“ (Lefebvre 1991: 35) Für ihn basiert schließlich der soziale Raum auf der Natur, also auf physischem Raum: „The initial base or foundation of social space is nature – natural or physical space.“ (Lefebvre 1991: 402) Somit wird die „bahnbrechende Vorstellung, daß moderner Raum produziert ist und damit die Entnaturalisierung moderner Raumvorstellungen, (...) durch die Konstruktion eines verschütteten natürlichen Raums wieder aufgehoben. Letztlich ist nur der moderne Raum bei Lefebvre produziert.“ (Löw 2005: 250)

Wie erwähnt, bindet Lefebvre seinen Raumbegriff in eine Kapitalismuskritik ein. Er fasst die Produktionsweise als Motor der Raumentwicklung auf, wobei der kapitalistische Raum städtisch, global, fragmentiert und hierarchisch ist (vgl. Lefebvre 1991: 282). Die Raumproduktionen sind stets durch kapitalistische Zwänge bestimmt, weshalb Lefebvre auch ambivalent bezüglich seiner Einschätzung der AkteurInnen ist: „Zwar sind sie es, die durch ‚spatial practice‘ Räume schaffen, aber eingefangen in die Sklaverei der Alltäglichkeit sind diese Räume stets nur Abklatsch der staatlich-kapitalistischen Logik.“ (Löw 2005: 250) Der kapitalistische Raum enthält jedoch nicht nur „das programmierte

Alltagsleben, den gelenkten Konsum“, sondern „impliziert zugleich ein Zentrum bürokratischer Herrschaft, ein Zentrum, in dem durch die Träger politischer Macht die Entscheidungen fallen.“ (Lefebvre 2002: 16) Somit ist es schließlich der Staat – und mit ihm handelnde AkteurInnen –, der die Räume produziert und die BürgerInnen sind die reproduktiven Kräfte. „The state and each of its constituent institutions call for spaces – but spaces which they can then organize according to their specific requirements“ (Lefebvre 1991: 85).⁹

Dies bedeutet, dass Raumproduktionen zu einem politischen Akt werden, mit allen Konsequenzen, die sich für bestimmte AkteurInnen und Gruppen von AkteurInnen ergeben. Vor allem Kinder und Jugendliche verfügen zusammen mit minoritären Gruppen über wenig Gestaltungsmacht. So ist bis zur Vollendung des 16. Lebensjahrs – zumindest in der Republik Österreich – eine demokratische Teilhabe über Wahlen grundsätzlich unmöglich. Dementsprechend gelingt es bestimmten Gruppen nur schwer, Raumrepräsentationen zu bestimmen oder zumindest mitzugestalten. Raum wird produziert – von bestimmten Gruppen unter bestimmten Bedingungen.

4.3 Der Raum als Falle

Die Einsicht, die mit Lefebvre reift, dass die Herstellung der Räume durch AkteurInnen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen sollte, findet nur langsam Einlass in empirische Forschungsdesigns (vgl. Schroer 2008: 139). Vor allem die Stadt- und Raumsoziologie steht paradigmatisch für das Denken über Raum als Container. In ihr werden räumliche über soziale Faktoren gestellt und isolierte räumliche Strukturen als eigenständige Ursachen für soziale Prozesse betrachtet (vgl. Löw 2001: 45).

⁹ Für Lefebvre ist der kapitalistische Raum „so organisiert, dass die Benutzer zu Passivität und Schweigen verurteilt sind, wenn sie nicht revoltieren.“ (Lefebvre 2002: 16) Diese Revolte begreift er aber als potenzielle Möglichkeit – mit Konsequenzen für die Raumproduktion: „Diese Revolte aber kann von der Entwicklung alternativer Projekte, der Entwicklung alternativer Räume und zum Teil gewaltsamer Widerstandsaktionen bis hin zu einer massiven Gegenbewegung führen, die die Gesamtheit der austauschbaren, spektakulären kapitalistischen Räume in Frage stellt, jene Räume nämlich, die die Alltäglichkeit, die Zentralisierung der Macht und die räumliche Hierarchisierung mit ihren tiefgreifenden Widersprüchen implizieren.“ (Lefebvre 2002: 16)

Werden in stadtsoziologischen Analysen benachteiligte Wohngebiete erforscht, gerinnen diese schnell zu „benachteiligenden Räumen“ (Dangschat 1998: 71). An anderer Stelle steht räumliche Differenzierung in einem kausalen Zusammenhang zu Exklusion: „Wenn eine räumliche Differenzierung einmal begonnen hat, haben wir es schnell mit einem informationell und infrastrukturell verarmten städtischen Raum zu tun (...), der seinen Bewohnern wenig Wiederanknüpfungsmöglichkeiten bietet, so daß von einem sich selbst verstärkenden Prozeß auszugehen ist.“ (Stichweh 1997: 131) Teile des städtischen Raums werden zu Inklusions- oder Exklusionsbereichen, die Auswirkungen auf das Verhalten der BewohnerInnen haben.

Bei Stichweh und Dangschat „werden Räume zu Fallen, zu einem Gehäuse, aus dem es kaum ein Entrinnen gibt.“ (Schroer 2006: 155) Die Perspektive der BewohnerInnen, ihre tatsächlich genutzten Räume und ihre Einschätzung darüber, welchen Einfluss die räumliche Infrastruktur auf ihre Lebenssituation hat, werden nicht berücksichtigt. „Die Individuen werden in dieser Perspektive zu passiven Erduldern und Opfern der durch die Eigenschaften des Raums, in dem sie leben, vorgegebenen Möglichkeiten.“ (Schroer 2006: 155) Es fehlt – kurz gesagt – die Handlungsperspektive. Man darf sich nicht „der empirischen Zerlegungsarbeit entziehen, der Untersuchung der Mikrostrukturen, in welche die sozialen Handlungen und das Bewusstsein (...) eingebettet sind.“ (Wacquant 1998: 205) Die Aufmerksamkeit muss auf die „banalen Interaktionen und Handlungen des täglichen Lebens, nämlich auf die als selbstverständlich erachteten Verhaltens-, Wahrnehmungs-, und Organisationsformen“ (Wacquant 1998: 205f.), auf „den *stillen Aufruhr des Alltags*“ (Wacquant 1997: 171), gelegt werden. Die Deutungen und Aneignungsweisen der AkteurInnen müssen im Zentrum der Analyse stehen. „Die Bewohner der Armutsviertel sind den Fährnissen der Ökonomie zwar in besonders drastischer Weise unterworfen, doch hören sie damit nicht auf, die sozialen Bedingungen, unter denen sie leben, in einem Prozeß sinnhafter Aneignung auch selbst zu gestalten.“ (Neckel 1997: 79)

Räume können aber nicht nur negativ bezüglich der Folgen für ihre BenutzerInnen beschrieben werden; eine Reihe von AutorInnen unterstellt, dass „gute“ Räume zu „gutem“ Verhalten führen und argumentiert insofern funktionalistisch, als bestimmten Räume bestimmte Handlungsweisen zugeordnet werden. Demzufolge müssen für bestimmte Gruppen – zum Beispiel Kinder oder Jugendliche – lediglich adäquat strukturierte Räume geschaffen werden, um ein gewünschtes Verhalten auszulösen. Dass sich auf einem Spielplatz, der für Kinder konzipiert ist, auch Jugendliche aufhalten können, wird als Dysfunktionalität ausgelegt und damit als prinzipiell negativ gewertet. Wie Jugendliche den

Spielplatz wahrnehmen und in welcher Form sie sich diesen aneignen, wird nicht zum Gegenstand der Betrachtungen.

4.4 Die Entstehung von Raum im Handeln

Diese von Wacquant und anderen AutorInnen geforderte Handlungsperspektive lässt sich in mehreren Ansätzen finden. Die Phänomenologie nähert sich dem Raum ohne theoretische Vorannahmen. Sie ist Löw zufolge die einzige Theorierichtung, in der abstrakte Raumbegriffe nicht zur Erklärung von Handeln herangezogen werden. Die Konstitution von Raum gerät dabei ins Blickfeld; es wird untersucht, wie die Dinge von den BeobachterInnen im Handeln – und in Träumen und Phantasien – aufgenommen werden (vgl. Löw 2001: 19). Diese „Phänomenologie der Materie“ fragt nach der Konstruktion von Natur und damit auch nach der Konstruktion von Raum (vgl. Günzel 2006: 121). Löw nennt Bachelard als Beispiel: er beschreibt in seiner „Poetik des Raumes“ ausführlich die Konstitution eines Hauses, vom Keller bis zum Dachboden (vgl. Bachelard 2006); ihm geht es dabei aber eher um eine Phänomenologie der Einbildungskraft als um eine Phänomenologie des Raumes. Ein Kritikpunkt bleibt jedoch weiter bestehen: während durch die systematische Beschreibung der Phänomenologie das selbstverständliche Alltagsleben diskutierbar wird, ergibt sich ein entscheidendes Problem: sich dem Alltag entziehende Strukturen bleiben unbetrachtet. Es fehlt der phänomenologischen Betrachtung der Raumkonstitution an der Analyse sozialer Ungleichheit. Raum wird zwar als immer schon konstituiert gedacht, aber die Bedingungen der Konstitution werden nicht analysiert, da sie sich nicht aus der Beobachtung herleiten lassen. Die phänomenologischen Arbeiten zu Raum bleiben unhistorisch, da sie die Bedingungen der Konstitution nicht beachten - sie gelangen nicht über eine „wissenschaftlichen Beschreibung der vorwissenschaftlichen Erfahrung“ (Bourdieu 1993a: 51) hinaus. Um nicht nur den gelebten Raum zu erfassen, sondern ebenso den strukturierten und strukturierenden Raum, bedarf es theoretischer Zugriffe (vgl. Löw 2001: 20).

Ein weiterer Ansatz zur Beschreibung der Herstellung von Raum ist derjenige der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), deren bekanntester Vertreter Latour ist¹⁰. Raum existiert nicht

¹⁰ An dieser Stelle kann nicht im Detail auf die – durchaus heterogene – Akteur-Netzwerk-Theorie eingegangen werden. Es wird lediglich erwähnt, was für die Argumentation hinsichtlich der Konstitution von Raum relevant erscheint. Für eine detaillierte Auseinandersetzung mit den Werken der Akteur-Netzwerk-Theorie wird auf andere Stellen verwiesen (vgl. Kneer et al. 2008).

länger – wie Latour schreibt – „independently as an unshakeable frame of reference *inside which* events and places would occur“, Raum ist vielmehr das Ergebnis einer Interaktion, „consequences of the ways in which bodies relate to one another“ (zit. n. Bingham/Thrift 2000: 289). Was die ANT so einzigartig macht, ist ihr Bestreben den Handlungsbegriff auf Objekte auszudehnen¹¹. Räume können als „Hybride“ (Latour 2008) verstanden werden, als Gemisch aus Natur und Kultur, aus Dingen und Menschen. Somit schließt die ANT Sachen, Dinge, Gegenstände wieder in die soziologische Theoriebildung mit ein und wirkt der von Noller – in Kapitel 3.1 – konstatierten Sachabstinentz der Soziologie entgegen. Mit Callon (2006) lässt sich Raum als „Akteur-Welt“ auffassen, als Verhandlungs- beziehungsweise Möglichkeitsraum, der vom Standpunkt eines oder einer AkteurIn aufgespannt wird. Wie sich Raum bildet, ist eine Frage der Übersetzung, das heißt der Möglichkeit, Dinge und Menschen in die eigene Akteur-Welt einzubauen (vgl. Callon 2006: 182). „The product of transformation and not the containers for transmission, spaces (...) are outcomes of the combination and recombination of a full world.“ (Bingham/Thrift 2000: 289) Die ANT liefert schließlich lediglich eine dichte Beschreibung der Herstellung von Räumen und leidet damit – wie ihr Vorbild: die Ethnomethodologie – an der mangelnden theoretischen Durchdringung ihres Gegenstandes (vgl. Keller/ Lau 2008: 316).

4.5 Die Aneignung von Raum

Die in Kapitel 4.3 geforderte Handlungsperspektive wird – neben der Phänomenologie und der Akteur-Netzwerk-Theorie – drittens unter dem Begriff der Aneignung aufgegriffen. „Aneignung meint sehr allgemein das Erschließen, ‚Begreifen‘, Verändern, Umfunktionsieren und Umwandeln der räumlichen und sozialen Umwelt.“ (Deinet/Reutlinger 2005: 295) Aneignung impliziert das Handeln des Subjekts, seine beziehungsweise ihre aktive Auseinandersetzung mit der Welt.

Das klassische Aneignungskonzept geht auf die sogenannte kultur-historische Schule der sowjetischen Psychologie zurück und ist vorwiegend mit dem Namen Leontjew verbunden. An dieser Stelle soll eine kurze Einführung in den Gedankengang Leontjews genügen (vgl. Deinet 2005: 27-35): grundlegend ist die Auffassung der Entwicklung des Menschen

¹¹ „Handeln ist ein Knoten, eine Schlinge, ein Konglomerat aus vielen überraschenden Handlungsquellen, die man eine nach der anderen zu entwirren lernen muß.“ (Latour 2007: 77) Ob etwas – ein Mensch oder ein Ding – handelt, entscheidet sich hinsichtlich einer Frage: macht es einen Unterschied? „(...) *jedes Ding*, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, [ist] ein Akteur“ (Latour 2007: 123).

als einer tätigen Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und als Aneignung der gegenständlichen und symbolischen Kultur. Dabei ist die Umwelt stets bereits durch menschliche Tätigkeit geschaffen beziehungsweise verändert. In den äußeren Lebensbedingungen sind die Errungenschaften der historisch-gesellschaftlichen Arbeit gegenständlich kumuliert. Der Mensch muss einen Gegenstand aus seiner Gewordenheit begreifen können und sich die in den Gegenständen verkörperten menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten aneignen – sie interiorisieren. Die Aneignung eines Gegenstandes findet schließlich nicht im luftleeren Raum statt, sondern in einer Umwelt, in der Lebenswelt, im Raum.

Deinet stellt im Anschluss an Leontjew die These auf, „dass sich die konkreten Verhältnisse unserer Gesellschaft, so wie sie Kinder und Jugendliche erleben, vor allem räumlich vermitteln. Der Aneignungsprozess ist für Kinder und Jugendliche quasi eingebettet in den ‚Raum‘ unserer Gesellschaft, in die durch die Strukturen der Gesellschaft geschaffenen konkreten räumlichen Gegebenheiten.“ (Deinet 2005: 35) Die Bedeutung von Gegenständen finden ihre konkreten Zuweisungen in der Einbettung in Räumen; „die Kategorie des Raumes spiegelt mit seinen Elementen auch die Strukturen der Gesellschaft wieder.“ (Deinet 2005: 35) Hierzu schreibt Deinet: „Aneignungsprozesse als schöpferische Leistung, als Eigenständigkeit, werden durch die realen Anforderungs- und Möglichkeitsstrukturen bestimmt und gewichtet. Inwieweit Aneignung als Eigentätigkeit stattfinden kann, hängt wesentlich von den äußeren Bedingungen und Anregungen ab.“ (Deinet 2005: 36) Da für ihn die meisten Räume – vor allem städtische – nicht naturbelassen, sondern von Menschen bearbeitet, gestaltet, verändert und strukturiert sind, müssen sich Kinder und Jugendliche diese Räume genauso wie Gegenstände aneignen. Umgekehrt impliziert Deinet, dass naturbelassene Räume nicht angeeignet werden müssen. Damit wird eine Unterscheidung gezogen zwischen Räumen, die nicht von Menschen verändert, produziert oder strukturiert sind und Räumen, die es von Menschen eben wurden.

Deinet und Reutlinger (2005: 298) zufolge wird der Begriff der Aneignung in vielen empirischen Arbeiten ohne Rückgriff auf das klassische Aneignungskonzept verwendet. Beispielsweise verbindet sich für die AutorInnen der Studie „Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt“ der Wüstenrot Stiftung (2003) „mit dem Prozess der Aneignung umfänglich die Abstimmung von menschlichen Bedürfnissen und Umweltkonstellationen je nach historisch gegebenen Möglichkeiten. Der Begriff der Aneignung meint den aktiven und selbstbestimmten Umgang mit räumlichen Gegenständen, um bestehende Bedürfnisspannungen zu reduzieren“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 28). Dies heißt, dass sich jeder

Mensch seine Umwelt aneignet und dass diese Aneignung jeweils von der Gestalt der Umwelt abhängt. In ähnlicher Form beschreibt Chombart de Lauwe den Aneignungsbegriff: „Die Aneignung des Raums entspricht so einer Gesamtheit psychologischer Prozesse, die in der Subjekt-Objekt-Beziehung, also zwischen dem Subjekt (Individuum oder Gruppe), welches sich den Raum anzueignen versucht, und den Objekten, die die Subjekte im Alltagsleben umgeben. Ihre Grenzen sind durch Schranken der physischen und juristischen Inbesitznahme definiert, sowie zugleich durch die sozialökologischen Bedingungen, denen die Subjekte unterworfen sind.“ (Chombart de Lauwe 1977: 6 zit. n. Deinet/Reutlinger 2005: 298f.) Damit nähert man sich – auch wenn dies nicht explizit berücksichtigt wird – dem klassischen Aneignungskonzept an: der Hinweis auf die Einbettung des Aneignungsprozesses in die jeweilige gesellschaftliche Situation: „Der Prozess der realen wie symbolischen Aneignung von Gegenständlichem ist nur aus der gegenwärtigen sozialen Situation des Akteurs und seiner historischen Erfahrung zu verstehen.“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 29) Somit thematisiert das Aneignungskonzept soziale Ungleichheit bei der Aneignung von Raum. Vor allem in qualitativ ausgerichteten Studien – die explizit von Raumaneignung sprechen – wird jedoch die soziale Situation der AkteurInnen nicht betrachtet (vgl. Edthofer 2005). Damit entgeht diesen Studien die Möglichkeit, Unterschiede in der Raumaneignung aufzuzeigen, die sich eben aus der unterschiedlichen sozialen Situation der AkteurInnen ergeben.

Problematisch ist, dass mit dem Begriff der Aneignung implizit unterstellt wird, dass einerseits Räume deskriptiv erhebbar, andererseits soziale Prozesse analysierbar sind und dass beides aufeinander bezogen werden kann über die Untersuchung der Aneignung der Räume. Die Folge ist, dass Raum beziehungsweise Territorium und Handeln zuerst systematisch getrennt werden um anschließend wieder zusammengeführt zu werden. „Dies führt dazu, daß der im sozialen Prozeß wirksam werdende Raum vom Forscher bzw. von der Forscherin unabhängig von den Handelnden erhebbar scheint.“ (Löw 2001: 53) Die ForscherIn bestimmt die Größe und Grenzen des Territoriums, erhebt dabei aber nicht welche Räume für die Handelnden konstitutiv sind. Der Begriff der Aneignung arbeitet mit der Vorstellung eines jenseits menschlichen Handelns existierenden Raums, der aktiv angeeignet werden kann. „Raum wird also weder prozeßhaft noch als zu konstituierend gedacht, sondern vorausgesetzt, dann aber die Eigenaktivität betont“ (Löw 2001: 249). So werden in einer vorgeschlagenen Operationalisierung des Aneignungsbegriffs zwar die „(kreative) Gestaltung von Räumen mit Symbolen“, „die Inszenierung, Verortung im öffentlichen Raum“, die „Veränderung vorgegebener Situationen und Arrangements“ oder die „Erweiterung des Handlungsraumes (die neuen Möglichkeiten, die in neuen Räumen

liegen)“ (Deinet 2005: 57) genannt, nicht jedoch die grundlegende Herstellung beziehungsweise Konstitution von Raum an sich.

Dies wird an der Studie der Wüstenrot-Stiftung deutlich: in ihr werden verschiedene Typen öffentlicher Räume unterschieden, und zwar „nach dem zu erwartenden Spektrum an Möglichkeiten für Nutzung bzw. Aneignung“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 21), das von den StudienautorInnen bestimmt wurde. Dabei ergaben sich sechs Raumtypen, in welchen schließlich die empirische Untersuchung durchgeführt wurde. So flossen in die Untersuchung der Raumaneignung von Jugendlichen lediglich Räume im Wohnumfeld, grünbestimmte Freiräume, Infrastruktureinrichtungen für Jugendliche, (Fußgänger)straßen, zentrale Stadtplätze und Brachen mit ein (vgl. Wüstenrot Stiftung 2003: 22f.). Wie sich die Aneignungen an anderen Orten vollziehen, wurde nicht berücksichtigt – beziehungsweise im Voraus ausgeschlossen, da alle jene Räume ausgeklammert wurden, „die für Jugendliche wahrscheinlich nur eine geringe Bedeutung haben wie z.B. religiöse und ethische Orte.“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 21)

Neuere Ansätze zur Aneignung von Raum betonen die aktive Konstitutionsleistung bei der Aneignung von Raum. „Aneignung der Lebenswelt heute heißt, Räume schaffen und nicht nur schon vorhandene gegenständlich aneignen. Raumaneignung heißt dementsprechend Räume schaffen und v.a. verbinden.“ (Deinet/Reutlinger 2005: 303) Dass sich die Ansätze zur Aneignung von Raum ihrem Dilemma bewusst sind – Raum und Handeln zuerst analytisch zu trennen um sie dann wieder zusammenzuführen –, zeigt ihr Bestreben, die Konstitutionsleistung vor die Aneignungsleistung zu stellen. Mit dieser Position nähern sie sich derjenigen Löws an, die statt der Aneignung die Konstitution von Raum in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellt.

„Die Aufgabe, die sich mir nun stellt, ist daher, den *Prozeß* der Konstitution in den Mittelpunkt zu heben.“ (Löw 2001: 151)

4.6 Die Konstitution von Raum

Während mehrere AutorInnen – Foucault wurde als ein Beispiel genannt – Raum als relationale Anordnung nur über das Lageverhältnis der Objekte bestimmen, will Löw in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen die Frage stellen, was angeordnet wird – Dinge, Ereignisse? –, wer anordnet – mit welchem Recht, mit welcher Macht? – und wie Räume entstehen, sich verflüchtigen, materialisieren oder verändern und somit Gesellschaft strukturieren (vgl. Löw 2001: 151). Löws Ziel ist ein soziologischer Raumbegriff, der auf „einem prozessualen Raumbegriff, der das *Wie* der Entstehung von Räumen erfaßt, aufbaut.“ (Löw 2001: 15) Sie geht dabei von *einem* Raum, der verschiedene Komponenten aufweist, aus. Dabei wendet sie sich gegen die – ihrer Meinung nach – übliche Trennung in einen sozialen und einen materiellen Raum, welche unterstellt, dass ein Raum jenseits der materiellen Welt entstehen könne (sozialer Raum), oder dass ein Raum von Menschen betrachtet werden könne, ohne dass diese Betrachtung gesellschaftlich vorstrukturiert sei (materieller Raum) (vgl. Löw 2001: 15). Diese Auffassung vertritt bereits Hamm zu Beginn der 1980er Jahre: „So kann man sagen, daß es keinen Raum gibt, der nicht erst durch Wahrnehmung soziale Bedeutung erlangte. Eben darin liegt die soziologische Bedeutung des Raumes begründet, daß er nicht existiert außer in unserer Wahrnehmung und daß diese Wahrnehmung immer und unausweichlich durch soziale Bezüge vorgeformt und vermittelt stattfindet. Damit wird Raum zu einer *soziologischen* Kategorie.“ (Hamm 1982: 26)

Löw definiert Raum wie folgt: „*Raum ist eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten. Raum wird konstituiert durch zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung.*“ (Löw 2001: 271; meine Hervorhebungen) „*Letzteres ermöglicht es, Ensembles von Gütern und Menschen zu einem Element zusammenzufassen.*“ (Löw 2001: 160)

Der *relationale* Raumbegriff verweist auf die Notwendigkeit bei der Untersuchung von Räumen die Verknüpfungen zwischen den sozialen Gütern und Menschen sowie die verknüpften Elemente, also die sozialen Güter und Menschen, zu betrachten (vgl. Löw 2001: 156f.).

Durch den Begriff der *(An)Ordnung* wird betont, dass Räumen sowohl eine Ordnungsdimension, die auf gesellschaftliche Strukturen verweist, wie auch eine Handlungsdimen-

sion: der Prozess des Anordnens, inhärent ist (vgl. Löw 2001: 131). Somit weist eine relationale (An)Ordnung neben der Handlungsdimension eine strukturierende Dimension auf (vgl. Löw 2001: 166). Löw geht damit über eine reine Betrachtung der Konstitution des Raums hinaus, wie sie sich bei phänomenologischen Ansätzen findet. Raum wird aber durch die Einbeziehung einer strukturierenden Dimension nicht starr. Raum ist ständig in Bewegung, wodurch sich die (An)Ordnung selbst permanent ändert – Raum konstituiert sich über die Zeit. Löw gelingt es damit, Veränderungen in der Konstitution von Räumen zu betrachten, anstatt ihre Auflösungserscheinungen zu skandalisieren.

Lebewesen und soziale Güter sind die Körper der Raumkonstitution (vgl. Löw 2001: 153ff.). *Soziale Güter* unterscheidet Löw im Anschluss an Kreckel (2004: 76) in primär materielle und primär symbolische Güter, wobei es sich bei ersteren um Stühle, Häuser oder Autos, bei letzteren um Lieder, Werte oder Vorschriften handeln kann. Die Bezeichnung primär deutet darauf hin, dass soziale Güter niemals nur materiell oder symbolisch sind, sondern stets beide Komponenten aufweisen – einmal tritt die materielle Komponente stärker in den Vordergrund, ein anderes Mal die symbolische Komponente. Löw verwendet den Begriff der sozialen Güter in dem primären materiellen Sinn, da die Tätigkeit des Anordnens im Sinne des Platzierens vorwiegend solche Güter meint. Aber auch *Lebewesen* – Menschen und Tiere – gehen in die Konstitution von Raum mit ein. Menschen werden durch Handlungen anderer Menschen positioniert und positionieren sich selbst aktiv. Sie beeinflussen mit Mimik, Gestik, Sprache, etc. die Raumkonstitution. Neben Menschen entfalten aber auch soziale Güter eine Außenwirkung. Durch Gerüche oder Geräusche beeinflussen sie die Möglichkeit der Raumkonstitution. Tieren kommt insofern eine Sonderposition zu, als sie sich nicht immer von Menschen platzieren lassen – wie soziale Güter – und selbst keine bewussten Entscheidungen treffen – wie Menschen. Schließlich können nicht nur einzelne soziale Güter und Lebewesen zu Räumen verknüpft werden, sondern auch *Ensembles* derselben zusammen wie ein Element aufgefasst werden; dies zeigen empirische Untersuchungen (vgl. Löw 2001: 157). Ein Stadtteil beispielsweise, der aus verschiedensten sozialen Gütern und Lebewesen besteht, kann als ein Element wahrgenommen werden, welches relational mit anderen Stadtteilen verknüpft ist.

Löw unterscheidet zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse der Raumkonstitution: das *Spacing* und die *Syntheseleistung* (vgl. Löw 2001: 158f.). Raum konstituiert sich durch das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen oder das Positionieren von symbolischen Markierungen, um Ensembles von sozialen Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen. Diesen Vorgang benennt Löw Spacing. Spacing bezeichnet das Errichten, das

Bauen oder das Positionieren und ist ein Positionieren in Relation zu anderen Platzierungen. Es bezieht sich bei beweglichen sozialen Gütern und Menschen sowohl auf den Moment der Platzierung als auch auf die Bewegung zur nächsten Platzierung. Zur Konstitution von Raum bedarf es aber auch einer Syntheseleistung, „das heißt, über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse werden Güter und Menschen zu Räumen zusammengefaßt.“ (Löw 2001: 159) Die Konstitution von Räumen ist damit immer prozesshaft und nicht starr. Im alltäglichen Handeln besteht eine Gleichzeitigkeit des Spacings und der Syntheseleistung. Zwar ist die Syntheseleistung ohne das Spacing möglich – beispielsweise werden in einem Architektenbüro Objekte per Computersimulation zu Räumen synthetisiert –, nicht jedoch das Spacing ohne eine Syntheseleistung.

Löw versucht – kurz zusammengefasst – in einem ersten Schritt den Prozess der Konstitution von Raum theoretisch zu durchdringen. Mit der analytischen Unterscheidung der Prozesse der Raumkonstitution geht sie bereits über die reine Beschreibung der Raumkonstitution in Ansätzen wie der Phänomenologie oder der Akteur-Netzwerk-Theorie hinaus. Gegenüber der Theorie der Aneignung von Raum setzt sie sich insofern ab, als bei ihr Raum als erst entstehend und nicht schon als vorhanden und aneignbar konzeptionalisiert wird. Bis zu diesem Punkt wird die Konstitution von Raum vom Handeln ausgehend zur gesellschaftlichen Struktur hin gedacht. „Mit der Institutionalisierung räumlicher (An)Ordnungen ist jedoch bereits auch die entgegengesetzte Perspektive eingenommen worden. Gesellschaftliche Institutionen verdanken ihr Bestehen der Reproduktion im alltäglichen Handeln. Sie bleiben jedoch bestehen, selbst wenn gesellschaftliche Teilgruppen sie nicht reproduzieren. Hier spätestens muß nun die Konstitution von Raum im Handeln in Wechselwirkung zu gesellschaftlichen Strukturen gedacht werden.“ (Löw 2001: 166) Dieser Gedanken wird in Kapitel 3.8 wieder aufgenommen und weiterentwickelt.

Zwischenbemerkungen zu Bourdieu II

Nachdem in den ersten Zwischenbemerkungen zu Bourdieu seine wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit dem Objektivismus und Subjektivismus erläutert wurde, soll an dieser Stelle daran anknüpfend seine Lösung dieser Kontroverse dargestellt werden. Wie erwähnt will Bourdieu – nach einem ersten Bruch mit den Primärerfahrungen der Spontansozioologie – in einem zweiten Bruch die Primärerfahrungen rehabilitieren. Dies geschieht durch die praxeologische Theorie der Praxis und dem Konzept des Habitus; auf diese beiden Punkte wird neben dem Konzept des sozialen Raums im Folgenden eingegangen werden.

Die Ökonomie der Praxis

Die Ökonomie der Praxis ist die Antwort Bourdieus auf die wissenschaftstheoretischen Überlegungen, wie sie in den ersten Zwischenbemerkungen dargestellt wurden. Sie soll theoretisch rekonstruieren, aus welchen Gründen und auf welche Art und Weise die Menschen im Alltag handeln. „Die Theorie der Praxis als Praxis erinnert gegen den positivistischen Materialismus daran, daß Objekte der Erkenntnis *konstruiert* und nicht passiv registriert werden, und gegen den intellektualistischen Idealismus, daß diese Konstruktion auf dem System von strukturierten und strukturierenden Dispositionen beruht, das in der Praxis gebildet und stets auf praktische Funktionen ausgerichtet ist.“ (Bourdieu 1993a: 97) Der Ökonomie der Praxis wohnt eine Vernunft inne, die ihren Ursprung weder in Entscheidungen der Vernunft als bewusster Berechnung noch in Mechanismen hat, die den Handelnden übergeordnet sind. Der Ökonomie der Praxis darf dabei nicht eine Logik abverlangt werden, die sie nicht zu bieten hat. Es wird nur soviel Logik aufgewendet, wie für die Bedürfnisse der Praxis erforderlich sind; sie ist „in jedem Fall im praktischen Verhältnis zur Situation und durch dieses implizit definiert“ (Bourdieu 1993a: 158).

Bourdieu versucht mit der Theorie der Praxis jene Bedingungen einer „Wissenschaft *von der Dialektik zwischen Interiorität und Exteriorität, d.h. zwischen der Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität*“ (Bourdieu 2009: 164) herauszuarbeiten. Dies gelingt ihm mit der Habitus Theorie, die eine „Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen“ (Bourdieu 2009: 164) darstellt.

„Wer Individualität und Kollektivität zu Gegensätzen macht, (...) begibt sich der Möglichkeit, im Zentrum des Individuellen selber Kollektives zu entdecken“ (Bourdieu 1974b: 132).

Der Habitus

Der Begriff des Habitus¹² wird bei Bourdieu zum Vermittler zwischen den objektiven sozialen Strukturen der sozialen Welt und der individuellen Praxis der AkteurInnen. „Selbst strukturiert durch die sozialen Verhältnisse, fungiert er als der praktische Operator, mittels dessen das Handeln der Akteure zum sozialen Handeln wird, zum praktischen Konstruieren der sozialen Welt.“ (Krais 1991: X)

Gleich der Theorie der Praxis ist das Habituskonzept in allen ethnologischen und soziologischen Untersuchungen Bourdieus präsent, oder steht zumindest als Erklärungsansatz im Hintergrund. Die Habitus­theorie stellt ein Instrumentarium dar, das auf theoretischer Ebene zwischen Objektivismus und Subjektivismus vermitteln und die jeweiligen Einseitigkeiten vermeiden soll (vgl. Schwingel 2000: 57). Bourdieu entwickelt das Habituskonzept dabei aus empirischen und nicht aus theoretischen Überlegungen.

Der Habitus kann als Dispositionssystem sozialer AkteurInnen verstanden werden. Hierzu schreibt Bourdieu ausführlich: „Die Konditionierungen, die mit einer bestimmten Klasse von Existenzbedingungen verknüpft sind, erzeugen die *Habitusformen* als Systeme dauerhafter und übertragbarer *Dispositionen*, als strukturierte Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren, d. h. als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlagen für Praktiken und Vorstellungen, die objektiv an ihr Ziel angepaßt sein können, ohne jedoch unbewußtes Anstreben von Zwecken und ausdrückliche Beherrschung der zu deren Erreichung erforderlichen Operationen vorauszusetzen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sind, ohne irgendwie das Ergebnis der Einhaltung von Regeln zu sein, und

¹² Bourdieu bezieht den Begriff des Habitus von Erwin Panofsky, der damit den von der Schule eingeschärften Bildungsbestand bezeichnet, ein Zusammenspiel bereits im Voraus assimilierter Grundmuster (vgl. Bourdieu 1974b: 143). Der Begriff des Habitus hat eine breite philosophische und soziologische Tradition und findet sich bei unterschiedlichen Autoren wie Hegel, Husserl, Weber, Durkheim und Mauss. Jedoch kommt ihm in keiner Sozialtheorie die zentrale Bedeutung zu, die er in Bourdieus theoretischer Gesamtkonzeption innehat (vgl. Schwingel 2000: 58).

genau deswegen kollektiv aufeinander abgestimmt sind, ohne aus dem ordnenden Handeln eines Dirigenten hervorgegangen zu sein.“ (Bourdieu 1993a: 98f.)

Im Mittelpunkt steht bei Bourdieu nicht das freie, nach einem eigenen selbstgewählten Entwurf handelnde Subjekt – wie es sich bei Sartre oder den rationalistischen Handlungstheorien findet –, sondern der oder die gesellschaftlich geprägte AkteurIn. Die Habitus-theorie steht somit in Opposition zu voluntaristischen Handlungstheorien, die das Prinzip des Handelns in den freien Entscheidungen der AkteurInnen suchen. Stattdessen rückt sie den Sachverhalt ins Zentrum, dass jeder oder jede AkteurIn gesellschaftlich prädeterniert ist – beziehungsweise dessen oder deren Habitus. Dabei ist der Habitus nicht das ausschließliche Prinzip des Handelns, sondern ein Produktionsprinzip von Praktiken unter anderen (vgl. Schwingel 2000: 59). Die Verwendung des Begriffs Akteur beziehungsweise AkteurIn durch Bourdieu – im Gegensatz zu Begriffen wie Subjekt oder Individuum – soll genau diese Doppelung der sozialen Strukturen ausdrücken: in ihm verschränken sich objektive Zwänge der sozialen Strukturen und subjektive Determinationen des Habitus (vgl. Rehbein 2006: 95). AkteurInnen können dabei neben Personen auch Gruppen sein.

Der Habitus ist gesellschaftlich – und damit zugleich historisch – bedingt: „Als Produkt der Geschichte produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken, also Geschichte, nach den von der Geschichte erzeugten Schemata“ (Bourdieu 1993a: 101). Der Habitus ermöglicht die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Form von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen. Damit gewährleistet er die Übereinstimmung und Konstanz der Praktiken im Zeitverlauf viel zuverlässiger als alle formalen Regeln und expliziten Normen dies könnten.

Das System der Dispositionen – „als Vergangenheit, die im Gegenwärtigen überdauert und sich in die Zukunft fortzupflanzen trachtet, indem sie sich in den nach ihren eigenen Prinzipien strukturierten Praktiken aktualisiert, als inneres Gesetz, welches ständig dem nicht auf unmittelbare Zwänge der jeweiligen Situation zurückführbaren Gesetze der äußeren Notwendigkeit Geltung verschafft“ (Bourdieu 1993a: 102) – ist der Grund für die Kontinuität und Regelmäßigkeit der sozialen Praktiken, die der Objektivismus ihnen zuschreibt, ohne sie erklären zu können. Das System der Dispositionen ist auch der Grund für die geregelten Transformationen, die sich der Erklärung sowohl durch die äußerlichen und augenblicklichen Determinismen eines mechanistischen Soziologismus noch durch die rein innerliche, doch ebenso punktbezogene Determiniertheit des spontaneistischen Subjektivismus sperren. Als „*Interiorisierung der Exteriorität*“ (Bourdieu 1993a: 102) er-

möglichen die Dispositionen den äußeren Kräften, Wirkungen zu entfalten, jedoch nach der inneren spezifischen Logik der Organismen. „Da er ein erworbenes System von Erzeugungsschemata ist, können mit dem Habitus alle Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen, und nur diese, frei hervorgebracht werden, die innerhalb der Grenzen der besonderen Bedingungen seiner eigenen Hervorbringung liegen.“ (Bourdieu 1993a: 102)

„Indem das habituelle Dispositionssystem Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata bereithält, die zur Orientierung innerhalb der sozialen Welt und zur Hervorbringung angemessener Praktiken dienen, stellt es die Grundlage dessen dar, was Bourdieu als den sozialen Sinn (*le sens pratique*) bezeichnet.“ (Schwingel 2000: 61) Bourdieu betont die Verankerung des sozialen Sinns im menschlichen Körper und dessen Formung durch die habituellen Schemata. Die „leibliche Hexis“ (Bourdieu 1993a: 136) – die Körperhaltung und -bewegung –, ja sogar die Art zu Sprechen sind durch den Habitus geprägt. Die Handlungsmuster prägen sich weit mehr dem Körper als dem Bewusstsein ein. „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man.“ (Bourdieu 1993a: 135)

Im Habitus vereinen sich kognitive, evaluative und motorische Schemata zu einem systematisch angelegten „Erzeugungsprinzip“ (Bourdieu 1987: 278) sozialer Praxisformen. Auf dieser Stufe bewegt sich die Thematisierung des Habitus – definiert als System dauerhafter Dispositionen – noch mehr oder weniger im Rahmen der Psychologie¹³. Zwar wird die gesellschaftliche Bedingtheit des Habitus betont, betreten wird der eigentliche Boden der Soziologie jedoch erst mit der Thematisierung der Bestimmung des Habitus durch die spezifische Position, die der oder die betreffende AkteurIn oder eine Gruppe von AkteurInnen innerhalb der Sozialstruktur einnimmt. „Und ebendieser Einfluss, den die sozialstrukturelle Position auf ein Dispositionssystem hat, begründet die soziologisch relevanten Unterschiede, die zwischen den Habitusformen verschiedener Akteure, genauer gesagt: verschiedener Gruppen oder Klassen von Akteuren, bestehen. Jede (individuelle) Habitusform ist, soziologisch gesehen, immer auch durch klassenspezifische Faktoren bedingt.“

¹³ Zur problematischen Trennung von Soziologie und Psychologie sagt Bourdieu: „Der sozialisierte Körper (was man Individuum oder Person nennt) steht nicht im Gegensatz zur Gesellschaft: er ist eine ihrer Existenzformen.“ (Bourdieu 1993b: 28) Und weiter: „Gegen die herkömmliche Vorstellung, die Soziologie und Kollektiv assoziiert, ist daran zu erinnern, daß das Kollektive in *jedem Individuum* niedergelegt ist, in Form dauerhafter Dispositionen, so den mentalen Strukturen.“ (Bourdieu 1993b: 29) Die Trennung von Soziologie und Psychologie geht von dem ursprünglichen Denkfehler aus, die Gesellschaft zu trennen: in Institutionen und Dispositionen – die eben nicht zu trennen sind.

(Schwingel 2000: 63f.) Der Habitus ist somit nicht nur allgemein gesellschaftlich bedingt, sondern sozialstrukturell. „Die Grundlage der Unterschiede zwischen den individuellen Habitusformen liegt in der Besonderheit der *sozialen Lebensläufe*“ (Bourdieu 1993a: 113). Der Habitus formt sich im Zuge der Verinnerlichung der äußeren gesellschaftlichen Bedingungen des Daseins, die in modernen differenzierten Gesellschaften ungleich sind: klassenspezifisch.

Die objektiv gegebenen materiellen und kulturellen Lebensbedingungen formen von der frühesten Kindheit an die Grenzen des Handelns, Wahrnehmens und Denkens von AkteurInnen. Dabei sind die frühesten Erfahrungen besonderes wichtig: „Das besondere Gewicht der ursprünglichen Erfahrungen ergibt sich nämlich im wesentlichen daraus, daß der Habitus seine eigene Konstanz und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft“ und dabei Informationen verwirft, „die die akkumulierten Informationen in Frage stellen könnten“ (Bourdieu 1993a: 113). „Durch die systematische ‚Auswahl‘, die er zwischen Orten, Ereignissen, Personen des *Umgangs* trifft, schützt sich der Habitus vor Krisen und kritischer Befragung, indem er sich ein *Milieu* schafft, an das er so weit wie möglich vorangepaßt ist, also eine relativ konstante Welt von Situationen, die geeignet sind, seine Dispositionen dadurch zu verstärken, daß sie seinen Erzeugnissen den aufnahmebereitesten Markt bieten.“ (Bourdieu 1993a: 114) Die vom Habitus erzeugten Strategien scheinen auf die Vorwegnahme ihrer eigenen Folgen ausgerichtet, wobei der Illusion der Zielgerichtetheit Vorschub geleistet wird. Jedoch werden die Strategien vielmehr durch die frühen Produktionsbedingungen ihrer Erzeugungsgrundlagen – „durch die die bereits eingetretene Zukunft früherer Praktiken“ (Bourdieu 1993a: 114) – bestimmt. „Mit ihrer eigenen Zukunft deckt sich diese bereits eingetretene *so weit, und nur so weit*, wie die Strukturen, innerhalb deren diese Praktiken fungieren, identisch oder homolog mit den objektiven Strukturen sind, die sie hervorgebracht haben.“ (Bourdieu 1993a: 115)

In der Bourdieu-Rezeption wird an dieser Stelle immer wieder auf eine scheinbare Determinismus-Konzeption im Werk Bourdieus abgestellt (vgl. Schwingel 2000: 67) Der oder die AkteurIn würde bei Bourdieu zu einem oder einer blinden TrägerIn der determinierenden Strukturen der Habitusformen. Gegen diese Auffassung lassen sich zwei Einwände vortragen (vgl. Schwingel 2000: 67ff.). Erstens weist Bourdieu darauf hin, dass mit dem Wirksamwerden des Habitus eine Praxis nicht im strengen Sinn determiniert ist. Es werden lediglich die Grenzen möglicher und unmöglicher Praktiken festgelegt sowie der Spielraum dessen, was an Praxis möglich und unmöglich ist – nicht aber die Praktiken an sich.

„Da der Habitus eine unbegrenzte Fähigkeit ist, in völliger (kontrollierter) Freiheit Hervorbringungen – Gedanken, Wahrnehmungen, Äußerungen, Handlungen – zu erzeugen, die stets in den historischen und sozialen Grenzen seiner eigenen Erzeugungen liegen, steht die konditionierte und bedingte Freiheit, die er bietet, der unvorhergesehenen Neuschöpfung ebenso fern wie der simplen mechanischen Reproduktion ursprünglicher Konditionierungen.“ (Bourdieu 1993a: 103) Wie mit „jeder *Erfinderkunst* [können] unendlich viele und (wie die jeweiligen Situationen) relativ unvorhersehbare Praktiken von dennoch begrenzter Verschiedenartigkeit erzeugt werden“ (Bourdieu 1993a: 104). Im Mittelpunkt von Bourdieus Aufmerksamkeit stehen nicht einzelne, isolierte Praktiken, sondern Praxisformen. Deshalb spricht er auch vom Habitus als „modus operandi“, der die Art und Weise der Ausführung von Praktiken und nicht die Praxisinhalte bestimmt. Zweitens befasst sich Bourdieu mit den Strukturen sozialer Relationen und den Prozessen gesellschaftlicher Reproduktion innerhalb sozialer Felder¹⁴ und damit nicht mit der Erklärung individueller, sondern gesellschaftlicher, gruppen- beziehungsweise klassenspezifischer Praxisformen. „Die Soziologie behandelt alle biologischen Individuen als identisch, die als Erzeugnisse derselben objektiven Bedingungen mit denselben Habitusformen ausgestattet sind“ (Bourdieu 1993a: 111). Individuelle Praxisformen sind als mehr oder weniger typische Varianten oder Variationen von gruppen- oder klassenspezifischen Praxisformen interessant. Die Variationen ergeben sich durch die unterschiedliche Stellung der AkteurInnen innerhalb der Struktur ihrer Klasse und durch Besonderheiten ihrer sozialen Laufbahn.

Der Habitus ist – so lässt sich abschließend resümieren – Vermittler zwischen Struktur und Praxis, wobei die objektiven sozialen Strukturen den Habitus ebenso strukturieren, wie dieser die Praxis strukturiert. Offen ist noch die Frage nach dem sozialen Wandel: „Als einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte ist der Habitus wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn erzeugt hat. Deswegen macht gerade er die Praktiken *relativ unabhängig* von den äußeren Determiniertheiten der unmittelbaren Gegenwart.“ (Bourdieu 1993a: 105) Dies gilt für „vormoderne“ Gesellschaften, wie sie Bourdieu beispielsweise für die kabyllische Gesellschaft beschrieben hat (vgl. Bourdieu 2009). Wie sieht es hingegen in „modernen“ oder „postmodernen“ Gesellschaften aus? Schwingel formuliert diesbezüglich seine These: „Unter den ‚modernen‘ Bedingungen der Ausdifferenzierung relativ autonomer Felder, der Disparität sozialer Klassen und der damit verbundenen Dynamik sozialen Wandels ist die statistische Wahrscheinlichkeit größer geworden, dass ein Habitus unter Verhältnissen zur Anwendung kommt, die von denen seiner ursprünglichen Genese sehr verschieden sind“ (Schwingel

¹⁴ Auf den Begriff des sozialen Feldes wird im nächsten Abschnitt eingegangen.

2000: 78). Wenn auch diese These an dieser Stelle keiner empirischen Überprüfung zugeführt werden kann, wird doch etwas Entscheidendes deutlich: die Relation von Habitusformen und Feldstrukturen können zwar typologisch unterschiedlich ausgeprägt sein, müssen jedoch stets aufeinander bezogen werden.

Nach der Betrachtung der Entstehung der Habitusstrukturen und deren Zusammenhang mit der gruppenspezifischen Form – also den internen Habitusstrukturen –, gilt es nun, den Habitus mit den externen, objektiven Strukturen, mit den Strukturen sozialer Felder, ins Verhältnis zu setzen. Zwischen Habitus und Feld besteht „ein unauflösliches Komplementärverhältnis; sie stellen die zwei Seiten der Medaille des Sozialen dar.“ (Schwingel 2000: 73f.) Bourdieu bezeichnet die Beziehung von objektiven und einverlebten Strukturen als dialektisch (vgl. Schwingel 2000: 74). Damit meint er, dass sich, so wie sich die Dispositionen des Habitus im Zuge einer Einverleibung von äußeren Sozialstrukturen ausbilden, auch die externen sozialen Strukturen im Vollzug gesellschaftlicher Praxis generieren, und zwar mittels der Veräußerung habitueller Anlagen. „An die Stelle des klassischen Dualismus von Individuum und Gesellschaft (...) tritt bei Bourdieu das Komplementärverhältnis von Leib gewordener Gesellschaft und Ding gewordener Gesellschaft, von Habitus und Feld.“ (Schwingel 2000: 79)

Die Logik der Felder

Die vom Habitus generierte Praxis vollzieht sich nicht in einem neutralen, luftleeren Raum, sondern ist in einen strukturierten Rahmen eingebettet. Diesen Rahmen bezeichnet Bourdieu als Feld oder – in der Mehrzahl – als „Spiel-Räume“ (Bourdieu 1985: 27). Felder können unter anderem Folgendes sein: eine höfische Gesellschaft, politische Parteien, Unternehmen, eine Universität. Diese Strukturen haben, obwohl sie in der Realität nur mittels der Praxis sozialer Akteure entstehen, ein relatives Eigenleben (vgl. Schwingel 2000: 80). Ein Feld kann als Kraftfeld aufgefasst werden, das Auswirkungen zeitigen kann: „Die sozialen Felder bilden Kraftfelder, aber auch Kampffelder, auf denen um Wahrung oder Veränderung der Kräfteverhältnisse gerungen wird.“ (Bourdieu 1985: 74) Obwohl die Felder relativ unabhängig sind, können sie nur funktionieren, solange es AkteurInnen gibt, die

darin ihre Ressourcen und Interessen investieren. Mit dem Begriff des Feldes löst Bourdieu die gesellschaftliche Totalität in relativ unabhängige Felder auf.¹⁵

Felder unterliegen jeweils spezifischen Regeln, die festlegen, was im jeweiligen Feld möglich und unmöglich, was erlaubt und was unerlaubt ist, was also – und hier wird klar, wie so Bourdieu auch von Spiel-Räumen spricht – das jeweilige „Spiel“ in seiner Gesamtheit definiert und konstituiert. Jedes Feld hat seine eigene Logik. Die Regeln werden dabei in praxi befolgt. In Zusammenhang mit diesen feldspezifischen Regeln, „die den Akteuren eine erste Form von – historisch bedingtem und deshalb auch virtuell veränderbarem – Zwang auferlegen, steht zweitens eine weitere Art von Einschränkung, nämlich Zwänge, die sich aus der Knappheit der Ressourcen ergeben, die den Akteuren in den Feldern zur Verfügung stehen.“ (Schwingel 2000: 83) Die soziale Praxis innerhalb der verschiedenen Felder ist bedingt durch die Verfügungsgewalt über spezifische Ressourcen, die Bourdieu als „Kapital“ bezeichnet.

Das Kapital

Neben dem Konzept der Felder muss gleichzeitig das Konzept des Kapitals eingeführt werden, da sich beide gewissermaßen gegenseitig definieren und notwendig zusammen gehören. Die verschiedenen, analytisch und begrifflich unterscheidbaren Kapitalformen stellen nämlich das theoretische Kriterium zur Differenzierung der spezifischen Felder dar. Die praktische Verfügung über die entsprechende Kapitalsorte bedingt die Handlungschancen, die ein Akteur innerhalb eines spezifischen sozialen Feldes hat (vgl. Schwingel 2000: 83). Hierzu schreibt Bourdieu: „Gleich Trümpfen in einem Kartenspiel, determiniert eine bestimmte Kapitalsorte die Profitchancen im entsprechenden Feld (faktisch korrespondiert jedem Feld oder Teilfeld die Kapitalsorte, die in ihm als Machtmittel und Einsatz im Spiel ist).“ (Bourdieu 1985: 10)

¹⁵ Bourdieu rückt in diesem Punkt in die Nähe postmoderner Gesellschaftstheorien, die grundsätzlich seinem aufklärerischen Impetus fern stehen: „Stellt Pluralität ein Signum der Postmoderne dar, so versucht die Feldtheorie dem gerecht zu werden, indem sie Gesellschaft als Pluralität von Praxisfeldern konzeptionalisiert.“ (Schwingel 2000: 152) Auch wenn in der Moderne die Pluralisierung der Sozialstruktur ebenso ein Merkmal ist, so ist in ihr diese Differenzierung doch als Universalität entworfen. Die Feldtheorie stellt dieser Auffassung die Kontingenz entgegen, die für die Felder charakteristisch ist, als auch die Historizität und Zufälligkeit der Entwicklungsprozesse, die zu ihrer Herausbildung führen; es gibt also kein Telos, das der Differenzierung eingeschrieben ist und auch keine Zwangsläufigkeit, die zu den Feldern in ihrer konkreten Form geführt hat (vgl. Schwingel 2000: 153).

Bourdieu fasst Kapital in Bezug auf seine Genese als akkumulierte Arbeit auf: „Die gesellschaftliche Welt ist akkumulierte Geschichte. (...) Kapital ist akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form.“ (Bourdieu 1983: 184) Die Aneignung von Kapital bedeutet gleichzeitig auch die Aneignung sozialer Energie in Form von verdinglichter oder lebendiger Arbeit. „Die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital entspricht der immanenten Struktur der gesellschaftlichen Welt, d.h. der Gesamtheit der ihr innewohnenden Zwänge, durch die das dauerhafte Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird.“ (Bourdieu 1983: 183)

Nach Bourdieu muss der Kapitalbegriff in all seinen Erscheinungsformen verwendet werden und darf nicht auf die Verwendung in der wirtschaftswissenschaftlichen Form reduziert werden. „Die Wissenschaftstheorie hat sich nämlich ihren Kapitalbegriff von einer ökonomischen Praxis aufzwingen lassen, die eine historische Erfindung des Kapitalismus ist.“ (Bourdieu 1983: 184) Dadurch wird die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den bloßen Warenaustausch reduziert – mit Profitmaximierung und ökonomischem Eigennutz –, womit die Wirtschaftstheorie alle anderen Austauschformen zu nicht-ökonomischen und uneigennütigen Beziehungen reduziert. Es geht Bourdieu um eine Ökonomie der Praxis und nicht um eine Praxis der Ökonomie.

Bourdieu unterscheidet vier grundlegende Arten von Kapital (vgl. Bourdieu 1983: 184f.; 1985: 11): unter *ökonomischem Kapital* versteht Bourdieu soziale Güter, die unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar sind, wie zum Beispiel Waren, Unternehmen, Produktionsmittel oder Grund und Boden; es eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts. Obwohl Bourdieu neben dem ökonomischen auch andere Formen von Kapital unterscheidet, stellt für ihn in kapitalistischen Gesellschaften das ökonomische Kapital die bedeutendste Form dar: so verfügt zwar jedes Feld über seine eigene interne Logik und Hierarchie, jedoch wirkt sich die Rangfolge zwischen den verschiedenen Kapitalsorten als tendenzielle Dominanz des ökonomischen Feldes aus (vgl. Bourdieu 1985: 11).

Das *kulturelle Kapital* kann in drei Formen existieren (vgl. Bourdieu 1983: 185): erstens in verinnerlichtem, inkorporiertem Zustand – in Form von dauerhaften Dispositionen des Organismus. Zweitens in objektiviertem Zustand – in Form von kulturellen Gütern wie Bildern, Büchern, Lexika, Instrumenten oder Maschinen, „in denen bestimmte Theorien

und deren Kritiken, Problematiken usw. Spuren hinterlassen oder sich verwirklicht haben“ (Bourdieu 1983: 185). Schließlich, drittens, in institutionalisiertem Zustand – in einer Form von Objektivierung, die dem kulturellen Kapital ganz einmalige Eigenschaften verleiht.

Inkorporiertes Kulturkapital ist grundsätzlich körpergebunden und setzt einen Verinnerlichungsprozess voraus, der Zeit kostet und persönlich investiert werden muss. Es ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil einer Person, zum Habitus, geworden ist – „aus ‚Haben‘ ist ‚Sein‘ geworden.“ (Bourdieu 1983: 187) Das Delegationsprinzip ist ausgeschlossen; es kann nicht durch Schenkung, Vererbung, Kauf oder Tausch kurzfristig weitergegeben werden. Inkorporiertes Kulturkapital wird oft als symbolisches Kapital aufgefasst, da die Mechanismen der Weitergabe und des Erwerbs häufig ganz unsichtbar sind, das heißt, dass seine wahre Natur als Kapital verkannt und es als legitime Fähigkeit oder Autorität anerkannt wird. Die Übertragung von Kulturkapital ist die am besten verschleierte Form erblicher Übertragung von Kapital. Grund dafür ist die Logik der Übertragung: die Akkumulation von kulturellem Kapital findet vorwiegend in Familien statt, die selbst über ein solch starkes Kulturkapital verfügen, „daß die gesamte Zeit der Sozialisation zugleich eine Zeit der Akkumulation ist.“ (Bourdieu 1983: 188)

Das objektiviertes Kulturkapital, das in Form von kulturellen Gütern vorliegt, steht in Beziehung zum inkorporierten Kulturkapital. Es ist zwar materiell übertragbar auf dem Wege über seine materiellen Träger – allerdings ist nur das juristische Eigentum übertragbar. „Dagegen ist dasjenige Merkmal, das die eigentliche Aneignung erst ermöglicht, nicht (oder nicht notwendigerweise) übertragbar: nämlich die Verfügung über kulturelle Fähigkeiten, die den Genuß eines Gemäldes oder den Gebrauch einer Maschine erst ermöglichen; diese kulturelle Fähigkeiten sind nichts anderes als inkorporiertes Kulturkapital“ (Bourdieu 1983: 188). Kulturelle Güter können somit in zwei Formen angeeignet werden: materiell über ökonomisches Kapital und symbolisch über inkorporiertes Kulturkapital.

Die Objektivierung von inkorporiertem Kulturkapital – als institutionalisiertes Kulturkapital – in Form von Titeln ist ein Verfahren, mit dem der Mangel, der aus der Tatsache entsteht, dass inkorporiertes Kulturkapital den gleichen biologischen Grenzen unterworfen ist wie seine jeweiligen InhaberInnen, ausgeglichen wird. „Titel schaffen einen Unterschied zwischen dem kulturellen Kapital des Autodidakten, das ständig unter Beweiszwang steht, und dem kulturellen Kapital, das durch Titel schulisch sanktioniert und rechtlich garantiert ist, die (formell) unabhängig von der Person ihres Trägers gelten.“ (Bourdieu 1983: 189f.)

Mit der institutionalisierten Form geht eine ungeheure Macht einher, etwas anzuerkennen und Diskontinuitäten zu produzieren. „Durch die Bestimmung des Geldwertes, der für den Erwerb eines bestimmten schulischen Titels erforderlich ist, läßt sich sogar ein ‚Wechselkurs‘ ermitteln, der die *Konvertibilität* zwischen kulturellem und ökonomischem Kapital garantiert.“ (Bourdieu 1983: 190)

Das *soziale Kapital* definiert Bourdieu wie folgt: „Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind, oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen.“ (Bourdieu 1983: 190f.) Gruppen können die Familie, politische Parteien, Elite-Schulen oder auch Klubs sein. Das Gesamtkapital dient den Mitgliedern als Sicherheit und verleiht ihnen Kreditwürdigkeit. Aufrechterhalten werden können solche Sozialkapitalbeziehungen „nur in der Praxis, auf der Grundlage von materiellen und/oder symbolischen Tauschbeziehungen (...), zu deren Aufrechterhaltung sie beitragen.“ (Bourdieu 1983: 191) Je umfassender solche Netze sind, desto größer sind die Profitchancen bei der Reproduktion des ökonomischen und kulturellen Kapitals; „das Sozialkapital [übt] einen Multiplikatoreffekt auf das tatsächlich verfügbare Kapital aus.“ (Bourdieu 1985: 191)

Von diesen drei Kapitalsorten unterscheidet Bourdieu viertens das *symbolische Kapital* „als wahrgenommene und als legitim anerkannte Form der drei vorgenannten Kapitalien (gemeinhin als Prestige, Renommee, usw. bezeichnet).“ (Bourdieu 1985: 11) Während beim ökonomischen und kulturellen Kapital eine Logik der Knappheit herrscht, gehorcht das symbolische Kapital einer Logik der Hervorhebung und Anerkennung. Beispielsweise läßt sich kulturelles Kapital, sofern es durch Titel legitimiert ist, als symbolisches Kapital auffassen (vgl. Schwingel 2000: 90f.). Soziales Kapital läßt sich generell als symbolisches Kapital begreifen, denn es bewegt sich „so ausschließlich in der Logik des Kennens und Anerkennens, daß es immer als symbolisches Kapital funktioniert.“ (Bourdieu 1983: 195, Anm. 20) Zustande kommt symbolisches Kapital mittels gesellschaftlicher Anerkennungsakte, die bestimmten AkteurInnen ein bestimmtes Prestige einräumen – symbolisches Kapital übernimmt somit eine wichtige Funktion im Kontext der alltäglichen Legitimation gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse (vgl. Schwingel 2000: 92).

Die Verteilungsstruktur des jeweils gültigen Kapitals bestimmt nun die Struktur eines Feldes; hier wird nochmals ersichtlich, wieso Feld und Kapital stets zusammengedacht

werden müssen. Die AkteurInnen stellen in ihrer Eigenschaft als KapitalinhaberInnen die Strukturelemente dar, zwischen denen Relationen bestehen, welche systematischen Einfluss auf die Praxis nehmen. Innerhalb der verschiedenen Felder entstehen so um die kapitalstärkeren AkteurInnen und Gruppen Kraft- und Machtzentren. Dynamisch gesehen verändert sich die Struktur eines Feldes je nach der Veränderung der Verteilungsstruktur des Kapitals zwischen den verschiedenen AkteurInnen oder Gruppen (vgl. Schwingel 2000: 93f.). Deshalb auch die Rede von „Kampffelder, auf denen um Wahrung oder Veränderung der Kräfteverhältnisse gerungen wird.“ (Bourdieu 1985: 74) Hier wird die Schlüsselstellung der Macht- und Herrschaftsthematik im bourdieuschen Werk deutlich.

Sozialer Raum und Klassen

Bourdieu's Modell des sozialen Raums und sozialer Klassen lässt sich als einen Versuch verstehen, die Pluralität der relativ autonomen Felder in ein analytisch umfassenderes Modell zu integrieren. Damit ist aber keine Hinwendung zu einer totalisierenden Vorstellung von Gesellschaft verbunden, der zufolge „die“ Gesellschaft monistisch auf ein zentrales Funktionsprinzip zurückgeführt werden kann (vgl. Schwingel 2000: 101).

Die Soziologie präsentiert sich für Bourdieu auf einer ersten Stufe als „eine Art *Sozialtopologie*.“ (Bourdieu 1985: 9) Die soziale Welt lässt sich in Form eines mehrdimensionalen Raums darstellen, der aus drei Grunddimensionen konstruiert wird: Kapitalvolumen, Kapitalstruktur und zeitliche Entwicklung dieser beiden Größen, die in Form der vergangenen wie potentiellen sozialen Laufbahn ausgedrückt wird (vgl. Bourdieu 1987: 195f.). Der soziale Raum ist dabei so konstruiert, dass die Verteilung der AkteurInnen oder Gruppen in ihm der Position entspricht, die sich aus ihrer statistischen Verteilung nach zwei Unterscheidungsprinzipien ergibt; als Unterscheidungsprinzipien wählt Bourdieu diejenigen, die seiner Meinung nach am wirksamsten in den entwickelten Gesellschaften wie den Vereinigten Staaten oder Frankreich sind: das ökonomische und das kulturelle Kapital (vgl. Bourdieu 1998: 18). Erst an dieser Stelle wird ersichtlich, wieso für Bourdieu der Begriff der „Gesellschaft“ keinen theoretischen, sondern einen empirischen Zweck hat: mittels sozialräumlicher Analysen zeigt er auf, welchen Platz innerhalb sozialer Beziehungen jedes einzelne Element im Verhältnis zu anderen Elementen hat. „Erst aus diesen Beziehungsmustern heraus ergibt sich dann eine bestimmte Sozialordnung, deren verdinglichter Begriff gewissermaßen jener der ‚Gesellschaft‘ ist. Stattdessen ist es der Raumbegriff

griff in Bourdieus Theorie, der die zentrale Kategorie darstellt, mit der soziale Beziehungen, Prozesse und Strukturen umfassend erklärt werden sollen.“ (Neckel 2009: 48)

Diese Umstellung der Perspektive – von Feldern zum sozialen Raum – bringt zwei entscheidende Nachteile mit sich (vgl. Schwingel 2000: 101f.): Erstens wird diese Ausdehnung des theoretischen Blicks mit einem Verlust an „Schärfe“ und Differenziertheit des analytischen Rasters bezahlt. Während eine detaillierte Untersuchung eines bestimmten Feldes mit den dort handelnden AkteurInnen oder Gruppen möglich ist, führt die Untersuchung der Verhältnisse einer Gesamtgesellschaft Abstraktionen mit sich. Zweitens wird die in der Feldtheorie angelegte diachron-dynamische Perspektive mit dem Wechsel zum Modell des sozialen Raums durch eine weitgehend synchron-statische Perspektive ersetzt. Das Sozialraummodell ist stets ein historischer Zustand des Feldes der sozialen Klassen. „Kurzum, die analytischen Stärken, die das Raum-Modell im Vergleich zur Feldtheorie bietet (umfassender, synchroner Blick auf die Gesamtgesellschaft), werden durch komplementäre analytische Schwächen (Verlust an Differenzierungen und folglich an Detailerkenntnissen, Abstraktion von der Dynamik sozialer Prozesse) erkaufte.“ (Schwingel 2000: 102) Alles kann ein Modell aber nicht leisten – dies muss auch Bourdieu zugestanden werden.

Wie konstruiert Bourdieu im Detail den sozialen Raum? Wie erwähnt wird er so entworfen, dass die Verteilung der AkteurInnen oder Gruppen in ihm der Position entspricht, die sich aus ihrer statistischen Verteilung über ökonomisches und kulturelles Kapital ergibt. Bourdieu weicht hiermit unter anderem von der Marxschen Analyse der sozialen Struktur der kapitalistischen Gesellschaft ab, die rein auf das ökonomische Kapital abzielt.¹⁶ „Das Prinzip der primären, die Hauptklassen der Lebensbedingungen konstituierenden Unterschiede liegt im *Gesamtvolumen des Kapitals* als Summe aller effektiv aufwendbaren Ressourcen und Machtpotentiale, also ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital.“ (Bourdieu 1987: 196) Die Verteilung erstreckt sich somit von den am reichhaltigsten mit ökonomischem und kulturellem Kapital ausgestatteten Klassen bis zu den unter diesen beiden Aspekten am stärksten benachteiligten Klassen. Diese Verteilung bildet Bourdieu in einem Diagramm auf der vertikalen Achse ab (vgl. Abbildung 1). So verfügen

¹⁶ Bourdieus Ansatz lässt sich ganz allgemein dem soziologischen Diskurs der theoretischen Konzeptualisierung und empirischen Analyse sozialer Ungleichheitsverhältnisse zuordnen. An diesem Ort fehlt jedoch der Platz für eine ausführliche Diskussion, weshalb hierfür auf andere Stellen verwiesen wird: Hradil 2005 oder Vester et al. 2001.

beispielsweise die HochschullehrerInnen über ein höheres Gesamtkapital als die VolksschullehrerInnen.

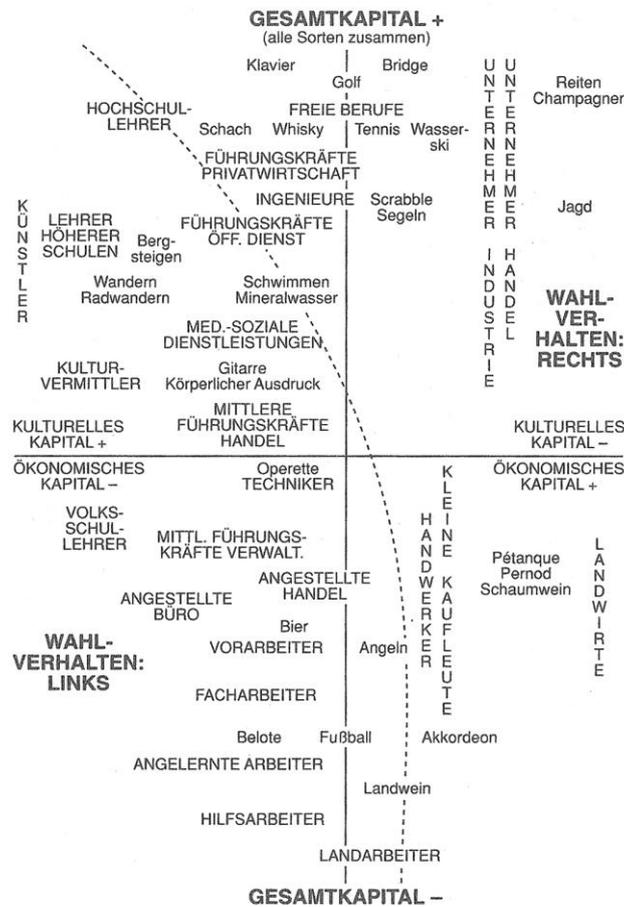


Abbildung 1: Raum der sozialen Positionen und Raum der Lebensstile (Bourdieu 1998: 19)

Abseits der Betrachtung des Gesamtvolumens des Kapitals werden weitere Unterschiede sichtbar – „jene sekundären Unterschiede (...), die jede zunächst durch das Gesamtvolumen ihres Kapitals definierte Klasse im weiteren differenziert nach Klassenfraktionen mit jeweils unterschiedlicher *patrimonialer Struktur*, d. h. unterschiedlichem Umfang der einzelnen Kapitalsorten innerhalb des Gesamtkapitals.“ (Bourdieu 1987: 197) Diese Differenzierung ermöglicht präzisere Trennschnitte und die Erfassung der spezifischen Effekte der Verteilungsstruktur der diversen Kapitalsorten entlang einer horizontalen Ebene (vgl. Abbildung 1). Beispielsweise lassen sich so zwei Gruppen mit homologer Position angeben: einerseits gibt es Fraktionen, deren Reproduktion von ökonomischem Kapital abhängt – Industrielle, GroßhändlerInnen oder auf mittlerer Ebene selbstständige HandwerkerInnen –, andererseits Fraktionen, deren Reproduktion vorwiegend über kulturelles Kapital verläuft – HochschullehrerInnen oder VolksschullehrerInnen auf mittlerer Ebene.

„Vermittelt über den Raum der Dispositionen (oder Habitus) der Akteure, wird der Raum der sozialen Positionen in einen Raum der von ihnen bezogenen Positionen rückübersetzt“ (Bourdieu 1998: 20). Die Positionen definieren sich dabei gegenseitig, durch Nähe und Ferne sowie durch ihre relative Position, zum Beispiel oben und unten. Bourdieu betont die strukturkonstituierende Relationalität dieser Positionen; damit manifestiert sich ein Denken in Relationen, in Beziehungsverhältnissen, das im Unterschied zu einem Denken in Substanzen steht.¹⁷

Neben dem Kapitalvolumen und der Kapitalstruktur berücksichtigt Bourdieu mit der sozialen Laufbahn schließlich den Sachverhalt, ob eine bestimmte soziale Klasse oder Klassenfraktion sich eher in relativem sozialem Aufstieg oder Abstieg befindet oder ob ihre Position während eines Untersuchungszeitraums eher konstant geblieben ist (vgl. Schwingel 2000: 105).

Nachdem bis jetzt relativ implizit auf die bourdieusche Klassentheorie eingegangen wurde, soll diese hiermit näher erläutert werden: konstruiert man in der gezeigten Weise den sozialen Raum, „gewinnt man damit zugleich auch die Möglichkeit, *theoretische Klassen* von größtmöglicher Homogenität in bezug auf die beiden Hauptdeterminanten der Praktiken und aller sich aus ihnen ergebenden Merkmale zu konstruieren.“ (Bourdieu 1998: 23) Die Zusammenfassung von AkteurInnen zu Klassen wird möglich, insofern, als die Mitglieder einer Klasse sich so ähnlich wie möglich, Mitglieder unterschiedlicher Klassen sich jedoch so verschieden wie möglich sein sollten. Wichtig ist die Tatsache, dass es sich bei diesen so konstruierten Klassen lediglich um theoretische Klassen, um fiktive Gruppierungen, „die nur *auf dem Papier* bestehen“ (Bourdieu 1998: 23), handelt; sie dürfen nicht als reale Klassen wahrgenommen werden. Bourdieus Modell bezeichnet „die Distanzen, aus denen sich Begegnungen, Affinitäten, Sympathien oder selbst Wünsche *vorhersagen* lassen“ (Bourdieu 1998: 24). So ist es beispielsweise weniger wahrscheinlich, dass Menschen, die sich oben im Raum befinden, eine Heirat mit Menschen eingehen, die sich unten im Raum befinden. Umgekehrt prädisponiert die Nähe im sozialen Raum zur Annäherung: Menschen, die sich gemeinsam in einem relativ kleinen Sektor des sozialen Raums befinden, stehen zueinander gleicher – durch ihre Merkmale und ihre Dispositionen

¹⁷ Bourdieu wendet sich direkt gegen die Wesensphilosophie, die in einer bestimmten naiven Verwendung von Untersuchungskriterien wie Geschlecht, Alter oder Rasse am Werke ist, wenn sie „Eigenschaften, die mit diesen Kriterien zusammenhängen, als natürliche und notwendigermaßen ewige Gegebenheiten, d. h. als unabhängig von den historischen und sozialen Bedingungen ansieht, die ihr erst in einer gegebenen Gesellschaft zu gegebenem Zeitpunkt ihre Spezifität verleihen.“ (Bourdieu 1974a: 21, Anm. 9)

– und sind eher geneigt, sich einander zu nähern; Nähe im sozialen Raum schafft aber nicht automatisch Einheit. Sie bezeichnet lediglich ein objektives Potenzial an Einheit – etwas das zur Existenz als Gruppe drängt, „eine *wahrscheinliche Klasse*.“ (Bourdieu 1998: 25).

In seiner groß angelegten Studie „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1987) nimmt Bourdieu eine weitere Ergänzung vor: innerhalb des Sozialraummodells unterscheidet er zwei relativ eigenständige Subräume – den Raum der sozialen Positionen, auf den bis jetzt eingegangen wurde und den Raum der Lebensstile. Der Begriff des Lebensstils zielt auf die Erfassung der symbolischen Merkmale der Lebensführung, die sich nicht aus der objektiven Verfügung über ökonomische und kulturelle Ressourcen erklären lassen, sondern ebenso aus gruppen- und klassenspezifischen – insofern subjektiven – Wahrnehmungen, Werten und ästhetischen Präferenzen (vgl. Schwingel 2000: 109). „In der Beziehung dieser beiden den Habitus definierenden Leistungen: der Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen und Werke zum einen, der Unterscheidung und Bewertung der Formen und Produkte (Geschmack) zum anderen konstituiert sich die *repräsentierte soziale Welt*“ (Bourdieu 1987: 277f.). Während Führungskräfte aus der Privatwirtschaft eher Whisky konsumieren, trinken VorarbeiterInnen eher Bier (vgl. Abbildung 1). Diese „Homologie“ (Bourdieu 1987: 286) der Räume erklärt Bourdieu theoretisch: sie kommt durch die Vermittlung des Habitus zustande, durch die in ihm angelegten ästhetischen Klassifikations-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die einem Lebensstil zugrunde liegen (vgl. Schwingel 2000: 111). „Der Geschmack, die Neigung und Fähigkeit zur (materiellen und/oder symbolischen) Aneignung einer bestimmten Klasse klassifizierter und klassifizierender Gegenstände und Praktiken, ist die Erzeugungsformel, die dem Lebensstil zugrunde liegt“ (Bourdieu 1987: 283). Geschmack ist für Bourdieu keine aus subjektiven Wünschen der AkteurInnen resultierende, sondern eine sozialstrukturell bedingte Form ästhetischer Bewertung und Unterscheidung und deshalb, wie die Habitusformen selbst, klassenspezifisch ausgeprägt. „Die *stilistische Affinität* der Praxisformen eines Akteurs oder aller Akteure einer Klasse, die jede Einzelpraxis zu einer ‚Metapher‘ einer beliebig anderen werden läßt, leitet sich daraus ab, daß sie alle aus Übertragungen derselben Handlungsschemata auf die verschiedenen Felder hervorgehen.“ (Bourdieu 1987: 282) „Die Habitusformen und die in ihnen angelegten Geschmacksdispositionen begründen eine intelligible Relation zwischen der objektiven Positionsstruktur und der symbolischen Struktur der Lebensstile.“ (Schwingel 2000: 112) Der Klassenhabitus als „das einheitsstiftende Erzeugungsprinzip der Praxis“ (Bourdieu 1987: 175) macht die von Bour-

dieu hypothetisch postulierte und statistisch belegte Korrespondenz zwischen den beiden Räumen des Sozialraums strukturtheoretisch verständlich (vgl. Schwingel 2000: 113).

Diese kurze Einführung in die Homologie des Raums der sozialen Positionen und des Raums der Lebensstile soll an dieser Stelle genügen, da die vorliegende Studie nicht auf die Homologie zwischen diesen beiden Räumen, sondern auf die des Raums der sozialen Positionen und der Positionen im physisch angeeigneten Raums abstellt.

Kritik

Auf einen bestimmten Aspekt der Kritik an Bourdieu – auf den Determinismusvorwurf an seiner Habitus­theorie – wurde bereits eingegangen. Weitere Kritikpunkte werden in Kapitel 4.7 angeführt, wenn die bourdieusche Raumtheorie im Zentrum steht. Für eine umfassende Darstellung der Kritik und ihrer Widerlegung kann an dieser Stelle aus Platzgründen nicht eingegangen werden. Eine umfassende kritische Auseinandersetzung mit Bourdieu findet sich in der Sozialstrukturanalyse – darauf wurde schon in Anmerkung 16 auf Seite 56 hingewiesen. Für eine Auseinandersetzung aus handlungstheoretisch-pragmatischer Sicht sei auf Joas und Knöbl (2004: 518-557) verwiesen. Latour (2007) hingegen verdient für seine eher wissenschaftstheoretisch motivierte Kritik Erwähnung – sein Werk kann als eine Abrechnung mit der kritischen Soziologie im Sinne Bourdieus gelesen werden.

„Jede Gesellschaftsschicht hat
den ihr zugeordneten Raum.“
(Kracauer 1990: 185)

4.7 Die Wechselwirkung von sozialem und physisch angeeignetem Raum

An dieser Stelle wollen wir uns der Konstitution von Raum im Handeln in Wechselwirkung zu gesellschaftlichen Strukturen zuwenden – wie von Löw (2001: 166) gefordert – und stoßen dabei auf Bourdieu.

Auch wenn sich Bourdieu in nur wenigen Arbeiten explizit der Thematisierung von Raum – nicht verstanden als sozialer Raum – widmet, ist Raum bei ihm doch allgegenwärtig. In seinen frühen ethnologischen Arbeiten über die Kabylen zeigt er – stark strukturalistisch ausgerichtet – wie sich an die Dichotomie von Mann und Frau eine ganze Kette von Unterscheidungen angliedert, die sich auch in räumlichen Differenzierungen niederschlagen (vgl. Schroer 2006: 82). Der Gegensatz zwischen den verschiedenen Eigenschaften von Mann und Frau materialisiert sich „in der räumlichen Trennung zwischen dem männlichen Raum mit dem Versammlungsort, dem Markt oder den Feldern, und dem weiblichen Raum von Haus und Garten als Refugium“ (Bourdieu 1993a: 142). Ebenso ist das Hausinnere in Raumbereiche, Gegenstände und Tätigkeiten den Merkmalen entsprechend geordnet, wobei zur männlichen Welt das Trockene, das Feuer, das Obere, das Gekochte und der Tag, zur weiblichen Welt hingegen das Feuchte, das Wasser, das Untere, das Rohe und die Nacht gehört.

Im Mittelpunkt der Bourdieuschen Auseinandersetzung mit Raum steht – wie am Beispiel der Kabylei gezeigt – das Verhältnis zwischen sozialen und räumlichen Strukturen. Während die sozialen Strukturen – der soziale Raum – bereits in den zweiten Zwischenbemerkungen zu Bourdieu thematisiert wurde, soll hier kurz auf die Konzeption der räumlichen Strukturen eingegangen werden: Bourdieu unterscheidet neben dem sozialen Raum den physischen und den angeeigneten physischen Raum – auch reifizierter sozialer Raum genannt. Für ihn lässt sich der physische Raum „nur anhand einer Abstraktion (physische Geographie) denken, das heißt unter willentlicher Absehung von allem, was darauf zurückzuführen ist, daß er ein bewohnter und angeeigneter Raum ist, das heißt eine soziale Konstruktion und eine Projektion des sozialen Raums, eine soziale Struktur in objektiviertem Zustand (zum Beispiel kabylisches Haus oder Stadtplan), die Objektivierung und Naturalisierung vergangener wie gegenwärtiger sozialer Verhältnisse.“ (Bourdieu 1991: 28) Das heißt, dass für Bourdieu der physische Raum stets einen sozial konstruierten Raum – als angeeigne-

ten physischen Raum – darstellt. Somit ist der soziale Raum der „reale“ Raum, im Gegensatz zu der absolutistischen Auffassung des physischen Behälterraums. „Im Grunde aber ist der eine so abstrakt und real wie der andere“ (Schroer 2006: 87). „Was existiert, das ist ein *Raum von Beziehungen*, ebenso wirklich wie der geographische, worin Stellenwechsel und Ortsveränderungen nur um den Preis von Arbeit, Anstrengungen und vor allem Zeit zu haben sind (dem *Aufsteiger* sieht man die Kletterei an). Entfernung bemißt sich auch hier in Zeit“ (Bourdieu 1985: 13). Der soziale Raum sowie der angeeignete physische Raum sind somit den gleichen Konstitutionsbedingungen unterworfen.

Im sozialen Raum wie auch im physisch angeeigneten Raum wirken die gleichen Kräfte und herrschen die gleichen Gesetze (vgl. Schroer 2006: 87). Für Bourdieu wird die Verbindung beider Räume so stark, „daß der von einem Akteur eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben.“ (Bourdieu 1991: 26) Aus dem angeeigneten physischen Raum lässt sich der soziale Raum herauslesen, „jedoch immer auf mehr oder weniger verwischte Art und Weise“ (Bourdieu 1997: 160). „Die Struktur des sozialen Raums manifestiert sich so in den verschiedensten Kontexten in Form räumlicher Gegensätze, wobei der bewohnte (oder angeeignete) Raum als eine Art spontaner Metapher des sozialen Raumes fungiert.“ (Bourdieu 1991: 26) So zu verstehen ist auch der viel zitierte Satz: „es ist der Habitus, der das Habitat macht“ (Bourdieu 1991: 32). Bourdieu zufolge bilden sich gemäß dem Habitus beziehungsweise den damit zusammenhängenden Ausstattungen mit den verschiedenen Kapitalsorten bestimmte Geschmackspräferenzen „für einen mehr oder weniger adäquaten Gebrauch des Habitats“ (Bourdieu 1991: 32) heraus.

Doch nicht nur das Habitat – als die Wohnstätte von Menschen – wird durch den Habitus beeinflusst. Vielmehr bewirkt der Habitus bestimmte Geschmackpräferenzen, die das Verhältnis zum Raum viel umfassender beeinflussen. Wie Kracauer schon 1930 bemerkt, hat jede Gesellschaftsschicht den ihr zugeordneten Raum. So gehört zum Generaldirektor das bestimmte neusachliche Arbeitszimmer, zu den kleinen, abhängigen Existenzen die Siedlung, zu den Erwerbslosen der Arbeitsnachweis¹⁸ (vgl. Kracauer 1990: 185). „Jeder Raum wird durch typische gesellschaftliche Verhältnisse zustande gebracht, die sich ohne störende Dazwischenkunft des Bewußtseins in ihm ausdrücken. (...) Die Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft. Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.“ (Kracauer 1990: 186) In

¹⁸ Als Arbeitsnachweis wurden im 19. und frühen 20. Jahrhundert gewerbsmäßige und nichtgewerbsmäßige Arbeitsvermittlungsstellen bezeichnet (vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Arbeitsnachweis>, 27.10.2010).

diesem Zitat wird ersichtlich, dass nicht nur die habituspezifischen Geschmackspräferenzen prägend sind, sondern dass sich viel umfangreicher ein Zusammenhang zwischen sozialem und angeeignetem physischen Raum konstatieren lässt.

Aus dem engen Zusammenhang zwischen sozialem und angeeignetem physischen Raum ergeben sich zwei Konsequenzen: erstens „die Trägheit der für den sozialen Raum konstitutiven Strukturen“, die „unter anderem daraus resultieren, daß sie dem physischen Raum eingelagert sind und nur um den Preis zwangsläufig aufwendiger Umsetzungsarbeit verändert werden können“ (Bourdieu 1991: 26). So müssten etwa physische Gegenstände versetzt oder Menschen entwurzelt oder deportiert werden, um die Bourdieu zufolge starre soziale Struktur ändern zu können. Zweitens ergibt sich ein „Naturalisierungseffekt“, der durch die „dauerhafte Einschreibung der sozialen Realitäten in die physische Welt“ (Bourdieu 1991: 27) hervorgerufen wird: Unterschiede, die sich aus der sozialen Logik ergeben, vermitteln den Schein, als seien sie aus der Natur der Dinge hervorgegangen. Bourdieu nennt hierbei als Beispiel die Vorstellung der „natürlichen Grenze“, die eben stets auch eine soziale Grenze ist.¹⁹ Bourdieu geht damit auf Distanz zu Ansätzen, die sich vornehmen, eine Sache – zum Beispiel eine anscheinend problematische Siedlung – einmal „aus der Nähe“ anzusehen und sich dabei der „empiristischen Illusion“ aussetzen. Denn das Wesentliche des vor Ort zu Erlebenden und zu Sehenden hat seinen Kern meist ganz woanders (vgl. Bourdieu 1997: 159). Eine Konzentrierung auf den Ort des Handelns ist trügerisch. Hier wird klar, wieso Bourdieu sich so für die Wechselbeziehungen zwischen den Strukturen des Sozialraums und jenen des physischen Raums interessiert, denn man „kann mit den falschen Plausibilitäten und der substantialistischen Verkennung von Orten nur mittels einer stringenten Analyse der Wechselbeziehungen“ zwischen eben jenen Strukturen „brechen.“ (Bourdieu 1997: 159)

Tragend werden Bourdieus Überlegungen zum Zusammenhang von sozialem und angeeignetem physischen Raum im Hinblick auf das Verhältnis von Raum, Macht und sozialer Ungleichheit: „Die Fähigkeit, den angeeigneten Raum zu dominieren (...), hängt ab vom jeweiligen Kapital“ (Bourdieu 1991: 30), das den AkteurInnen zur Verfügung steht. Der Besitz von Kapital ermöglicht es den AkteurInnen, sich Personen und Dinge fern zu halten, die unerwünscht sind und sich gleichzeitig erwünschten Personen und Dingen zu nähern. Neben der Nähe zu erwünschten Personen und Dingen gewährt der Besitz von

¹⁹ Simmel schreibt über die Grenze: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.“ (Simmel 1992: 697)

Kapital darüber hinaus „gleichsam Allgegenwärtigkeit“ (Bourdieu 1991: 30), erstens aufgrund der ökonomischen und symbolischen Herrschaft über die Transport- und Kommunikationsmittel und damit zusammenhängend zweitens, aufgrund eines Delegationseffektes, der darin besteht, „durch zwischengeschobene Personen aus der Distanz zu Existenz und Handeln zu kommen“ (Bourdieu 1991: 30). Umgekehrt bedeutet dies, dass Personen, die über kein Kapital verfügen, von erwünschten Personen und Dingen ferngehalten werden. „Mit Kapitallosigkeit kulminiert die Erfahrung der Endlichkeit: an einen Ort gekettet zu sein.“ (Bourdieu 1991: 30) Personen ohne entsprechendes Kapital haben nicht nur weniger Chancen, sich Raum anzueignen, sondern sind auch in erhöhtem Maße den Raumeignungen anderer Personen ausgesetzt.

Die räumliche Verteilung der AkteurInnen mit unterschiedlichen Chancen der Aneignung von Raum gerät zu einer Auseinandersetzung um sogenannte „Raumprofite“ (Bourdieu 1991: 30). Diese Auseinandersetzungen können sowohl eine individuelle als auch eine kollektive Prägung annehmen. Die räumliche Mobilität ist Bourdieu zufolge ein guter Indikator für Erfolg oder Misserfolg in diesen Auseinandersetzungen, sowie weiterführend für die soziale Laufbahn. Auf kollektiver Ebene können sich Auseinandersetzungen um Raum in politischen Kämpfen, beispielsweise in der Wohnungspolitik, abspielen. Bourdieu unterteilt die Raumprofite in drei Klassen: erstens die Situationsrenditen, zweitens die Positions- oder Rangprofite und drittens die Okkupations- oder Raumbelungsprofite (vgl. Bourdieu 1991: 31). Auf die *Situationsrendite* wurde schon implizit hingewiesen: sie ergeben sich aus der Ferne zu unerwünschten Personen und Dingen beziehungsweise aus der Nähe zu erwünschten Personen oder begehrten und seltenen Dingen. Die *Positions- oder Rangprofite* sind ein Sonderfall der symbolischen Distinktionsprofite aufgrund des Besitzes einer distinktiven Eigenschaft. Ein Beispiel ist eine renommierte Adresse, die auch einen schnellen Zugang zu Transportmittel bedeuten kann. Bourdieu zufolge ist die Verfügungsgewalt über den Raum mit einer Verfügungsgewalt über die Zeit verbunden. Da Zeit und Raum nicht beliebig verfügbar sind, geht es nicht nur um die eigene Zeit und den eigenen Raum, sondern stets auch um die Zeit und den Raum anderer (vgl. Schroer 2006: 92f.). „Das eigene Verhältnis zur sozialen Welt und der Stellenwert, den man sich in ihr zuschreibt, kommt niemals klarer zur Darstellung als darüber, in welchem Ausmaß man sich berechtigt fühlt, Raum und Zeit des anderen zu okkupieren – genauer den Raum, den man *durch den eigenen Körper* in Beschlag nimmt, vermittelt einer bestimmten Haltung, vermittelt selbstsicher-ausgreifender oder zurückhaltend-knapper Gesten (...), wie auch die Zeit, die man *sprechend* und interagierend auf selbstsicher oder aggressive, ungegenierte oder unbewußte Weise in Anspruch nimmt.“ (Bourdieu 1987: 739) Unter *Okkupa-*

tions- oder Raumbelungsprofite versteht Bourdieu den Besitz an physischem Raum wie Parks oder großräumigen Wohnungen, der eine Weise sein kann, unerwünschte Eindringlinge zu verhindern.

Die Raumprofite lassen sich mittels des *Klub-Effekts* vergrößern, „der sich ergibt aus der dauerhaften Zusammenfassung innerhalb desselben Raumes (...) von Personen und Dingen, die sich darin ähneln, daß sie sich von der großen Masse unterscheiden“ und die „all jene ausschließen, die nicht aller erwünschten Eigenschaften oder die eine der unerwünschten Eigenschaften aufweisen.“ (Bourdieu 1991: 32) Ein Nobelviertel funktioniert wie ein auf aktiven Ausschluss unerwünschter Personen basierender Klub, der seine BewohnerInnen symbolisch erhöht, indem er es ihnen erlaubt, am akkumulierten Kapital aller in ihm Wohnenden zu partizipieren. Der *Ghetto-Effekt* bewirkt das Gegenteil: es degradiert symbolisch seine BewohnerInnen, „indem es in einer Art Reservat Akteure sammelt, die, aller Trümpfe ledig, deren es bedarf, um bei den diversen sozialen Spielen mitmachen zu können, nichts anderes gemeinsam haben als ihre gemeinsame Exkommunikation.“ (Bourdieu 1991: 32f.)

Die „Verfügbarmacht über Raum“ (Bourdieu 1991: 31) ist somit die Fähigkeit, sich Personen und Dinge fern zu halten oder sich ihnen zu nähern. Je größer der eingenommene Raum ist, desto unwahrscheinlicher ist der „Zusammenstoß von sozial unvereinbaren Weisen des Seins oder Tuns“ (Bourdieu 1991: 31). „Tatsächlich steht einem nichts ferner und ist nichts weniger tolerierbar als Menschen, die sozial fern stehen, aber mit denen man in räumlichen Kontakt kommt.“ (Bourdieu 1991: 32) Bourdieu spricht sich damit gegen die Illusion aus, die aus der puren räumlichen Annäherung auch auf eine soziale Annäherung schließt; er widerspricht der These der Korrelation von räumlicher und sozialer Nähe, die in der Tradition der Chicago-School stehenden Stadtsoziologie vertreten wird. Eine soziale Annäherung lässt sich eben nicht durch eine räumliche Nähe herstellen – es ist Bourdieu zufolge gerade umgekehrt (vgl. Schroer 2006: 95). Die Nähe im sozialen Raum prädisponiert zur Annäherung: „Menschen, die einem verhältnismäßig kleinen Sektor des [sozialen, T.M.] Raums angehören, stehen aneinander zugleich näher (nämlich durch ihre Merkmale und ihre Dispositionen, *ihren Geschmack*) und sind eher geneigt, sich einander zu nähern; lassen sich einander auch eher näherbringen, mobilisieren.“ (Bourdieu 1998: 24) Löw schreibt dazu in ähnlicher Form: „Die (An)Ordnung zweier Menschen zueinander ist ebenfalls raumkonstituierend, und zwar in Abhängigkeit zu deren sozialem Verhältnis. Sozial sich Nahestehende lassen zwischen sich einen kleineren Raum entstehen als sozial Fremde.“ (Löw 2001: 154)

Mehrere Überlegungen Bourdieus sind problematisch: erstens die Annahme, dass sich der soziale Raum in den physischen Raum einschreibt – fast im Sinne einer Widerspiegelungstheorie (vgl. Schroer 2006: 100). Soziale Unterschiede müssen sich nicht derart offensichtlich in physischen Raum niederschlagen. Der Grund für die problematische Annahme sieht Schroer in den ethnologisch-strukturalistischen Wurzeln der Behandlung des Raumproblems (vgl. Schroer 2006: 102). Bourdieu geht beispielsweise von einer hierarchisierten Gesellschaft aus²⁰ in der es ein oben/unten, hoch/niedrig geben muss – bei der Suche wird man dann selbstverständlich fündig. Was aber, wenn wir es nicht mehr mit einer hierarchisierten Gesellschaft zu tun haben? „Das Typische der funktional differenzierten Gesellschaft könnte gerade darin bestehen, dass sich ihre Zusammensetzung nicht mehr unmittelbar in Raumstrukturen niederschlägt.“ (Schroer 2006: 103)

Zweitens ist der auf Dichotomien festgelegte Blick Bourdieus bei seiner Unterscheidung von Klub- und Ghetto-Effekt problematisch: er untersucht den Ghetto-Raum nur im Hinblick auf exklusive Räume, ohne seine Eigenlogik in den Blick zu nehmen (vgl. Schroer 2006: 103). In den vernachlässigten Räumen herrschen womöglich die gleichen Prinzipien wie in den Nobelvierteln – wie zum Beispiel der Ausschluss von Nichtdazugehörigen oder die Verteidigung vor Eindringlingen. Es sind auch Raumprofite auf Seiten der „Marginalisierten“ und „Ausgeschlossenen“ möglich. Diese können sich Raum ganz anders aneignen, als sich dies auf Besitz und dessen Verwaltung konzentrierte kapitalstarke Gruppen überhaupt vorstellen können. Es kann dabei zu verschiedenen Aneignungsweisen kommen: symbolische – sprachliche, grafische, ästhetische – Aneignung oder durch Exploration, Landnahme, Eroberung oder Bebauung. „Dabei ist zu vermuten, dass gerade denjenigen, die zu einer Landnahme, Eroberung und Bebauung nicht in der Lage sind, besonders auf die symbolische Aneignung von Räumen angewiesen sind.“ (Schroer 2006: 104) Bourdieus Auffassung über die Aneignung von Raum konzentriert zu sehr auf die an Eigentum gebundene Aneignung und vernachlässigt die symbolische Aneignung.

Drittens ist Bourdieu stark in der Welt der repräsentativen Kultur verhaftet (vgl. Schroer 2006: 105). Es gibt in jeder Stadt auch ein kulturelles Angebot, das den privilegierten Schichten nicht zugänglich ist. Kulturelles Kapital kann sich ja auch auf Hip-Hop und Punk beziehen und nicht nur auf Opern und klassische Musik. Es bedarf auch bei der Entschlüsselung von Hip-Hop-Musik kultureller Kompetenzen.

²⁰ „In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert ist und nicht die Hierarchien und sozialen Distanzen zum Ausdruck bringt“ (Bourdieu 1991: 26f.).

Viertens scheint für Bourdieu eine Stadt einfach gegeben zu sein, aus deren Fundus jeder und jede etwas auswählen kann – nach seinem oder ihrem Kapitalbesitz –, aber niemand etwas hinzufügt (vgl. Schroer 2006: 105). Er denkt nicht die Möglichkeit, dass andere Räume angeeignet werden können. „Für eine Herangehensweise, die die aktive Hervorbringung des Raumes durch Akteure und ihre sozialen Operationen in den Mittelpunkt stellt, ist der Bourdieu'sche Raumbegriff, der am Ende nur das räumliche Abbild der Sozialstruktur meint, unzureichend.“ (Schroer 2006: 105) Dass verschiedene Räume an einem Ort durch unterschiedliche Gruppen entstehen können, ist für Bourdieu nicht vorstellbar. Er konzentriert sich darüber hinaus sehr auf den Nahbereich. „Nach über spezielle Örtlichkeiten hinausreichenden, sich durch Handlungen und Kommunikationen über Distanzen hinweg konstituierenden Räumen wird man bei Bourdieu vergeblich suchen.“ (Schroer 2006: 105) Diese Ansicht ist bedingt durch die vom Körper ausgehende Bestimmung des Sozialen (vgl. Bourdieu 1991: 26).

Eine grundlegendere Kritik an Bourdieu formuliert Löw. Bourdieu verwendet ihr zufolge gleichzeitig zwei Raumbegriffe: Einerseits wird der angeeignete physische Raum relational über die Anordnung der Güter, Dienstleistungen und der physischen Lokalisierungen individueller AkteurInnen und Gruppe aufgefasst, andererseits wird der physische Raum nicht zum Raum durch die Anordnungen, sondern in ihm werden die relationalen Anordnungen realisiert (vgl. Löw 2001: 182). „Während also der Begriff des sozialen Raums nur als Bild verwendet wird, um soziale Prozesse zu verdeutlichen, folgen die Ausführungen zu dem angeeigneten physischen Raum der Logik eines starren Raums, in den sich soziale Prozesse einschreiben.“ (Löw 2001: 182) Schroer zufolge verdankt sich die Bourdieusche Herangehensweise dem Kunstgriff, „den physischen Raum als Abstraktion zu konzipieren, die ganz bewusst davon absieht, ihn als Projektion des sozialen Raums zu behandeln, um seine Umwandlung in einen angeeigneten physischen Raum aufzeigen zu können, der wiederum auf den sozialen Raum zurückwirkt. Damit kann Bourdieu die Dichotomie von physikalischem und sozialem Raum gleichzeitig aufrechterhalten und negieren.“ (Schroer 2006: 88)

Bourdieu ist durch seinen absolutistischen Begriff des angeeigneten physischen Raums gezwungen, das Soziale dem Räumlichen einseitig strukturierend gegenüberzustellen, wodurch er sich die Möglichkeit nimmt, Wechselwirkungen zu untersuchen. Ebenso gelingt es ihm nicht, die strukturierende Wirkung von Räumen zu berücksichtigen – auch nicht die Konstitution von Räumen zu erfassen, die nicht langfristig an Orte gebunden sind.

Schließlich bringt es Bourdieu nicht fertig, Räume – außer im metaphorischen Sinne – relativistisch oder relational zu denken (vgl. Löw 2001: 183).

Die Bourdieusche Gleichsetzung von Strukturen mit „Prinzipien der Klassengesellschaft“ machen es unmöglich, räumliche Strukturen als etwas Gesellschaftliches zu untersuchen. „Raum und Gesellschaft stehen sich in diesem Denkmodell gegenüber, wobei nur die Gesellschaft den Raum zu prägen scheint, nicht umgekehrt Räume gesellschaftliche Prozesse vorstrukturieren.“ (Löw 2001: 167) Wenn davon ausgegangen wird, dass Räume im Handeln entstehen, „dann können räumliche Strukturen nicht dem Gesellschaftlichen gegenübergestellt werden, sondern die in der Konstitution von Raum erzielte Reproduktion von Strukturen muß auch eine Reproduktion räumlicher Strukturen sein. Das Räumliche ist“, so Löws These, „nicht gegen das Gesellschaftliche abzugrenzen, sondern es ist eine spezifische Form des Gesellschaftlichen.“ (Löw 2001: 167)

Bourdieu's Thematisierung der Wechselwirkungen zwischen räumlichen und sozialen Strukturen ermöglicht es, die in den Studien zur Aneignung von Raum oftmals vernachlässigte soziale Position der AkteurInnen mit zu berücksichtigen und damit Unterschiede in der Aneignung – oder besser: in der Konstitution – von Raum aufzeigen zu können, die sich eben aus der unterschiedlichen sozialen Situation der AkteurInnen ergeben. Beispielsweise thematisieren viele Studien über die Aneignung von öffentlichem Raum durch Jugendliche (vgl. Wüstenrot Stiftung 2003; Edthofer 2005) oftmals nicht die divergierenden Lebensbedingungen der Jugendlichen und vergeben damit die Möglichkeit, die verschiedenen Raumaneignungsmöglichkeiten unterschiedlicher Gruppen von Jugendlichen zu erklären. Sie reproduzieren damit das Bild einer einheitlichen Jugend und bedienen die mediale und politische Nachfrage nach Einschätzungen zur Lage „der Jugend“ (vgl. Schäfers/Scherr 2005: 22).

„(...) gesellschaftliche Strukturen ermöglichen raumkonstituierendes Handeln, welches dann diese Strukturen, die es ermöglichen (und anderes verhindern), wieder reproduziert.“ (Löw 2001: 170)

4.8 Die Dualität von Raum

Löw versucht einerseits „Raum als performativen Handlungsvollzug zu entwerfen.“ (Löw 2007: 81) Andererseits werden „durch räumliche Anordnungen (...) Handlungsvollzüge vorstrukturiert.“ (Löw 2007: 81) Die Konstitution von Raum im Handeln geschieht in Wechselwirkung zu gesellschaftlichen Strukturen. Der Begriff der (An)Ordnung beinhaltet bereits neben der Handlungsdimension eine strukturierende Dimension (vgl. Löw 2001: 166). Für Löw sind Strukturen nicht rigide determinierend und stabilitätssichernd und können nicht losgelöst vom Handeln betrachtet werden. „Sie ermöglichen und sie verhindern Handeln, aber sie bleiben an den Handlungsverlauf gebunden.“ (Löw 2001: 166) Strukturen verflüchtigen sich, wenn über einen bestimmten Zeitraum keine Schritte der Reproduktion gesetzt werden.

Räumliche Strukturen sind für Löw Formen gesellschaftlicher Strukturen. Was meint sie damit? In Bezug auf Giddens fasst sie Strukturen als Regeln und Ressourcen auf, die rekursiv in Institutionen eingelagert sind. Regeln beziehen sich dabei auf die Konstitution von Sinn oder die Sanktionierung von Handeln. Regeln implizieren Verfahrensweisen von Aushandlungsprozessen in sozialen Beziehungen ebenso wie deren Codifizierung. Als Strukturmerkmal können Regeln nicht ohne den Bezug auf Ressourcen konzeptionalisiert werden. (vgl. Löw 2001: 167). Giddens unterscheidet zwischen Struktur und Strukturen: Strukturen sind isolierbare Mengen von Regeln und Ressourcen wie zum Beispiel rechtliche, ökonomische oder politische Strukturen. Struktur bezeichnet hingegen die Gesamtheit verschiedener Strukturen. Wichtig ist, dass Löw Strukturen nicht wie Giddens als unabhängig von Zeit und Raum versteht, sondern als unabhängig von Ort und Zeitpunkt (vgl. Löw 2001: 37; 168). Für sie sind Strukturen nicht nur rechtliche, ökonomische oder politische, sondern auch räumliche und zeitliche Strukturen. „Strukturen sind in Institutionen verankert. Institutionen sind auf Dauer gestellte Regelmäßigkeiten sozialen Handelns.“ (Löw 2001: 169) Löw fasst zusammen: „*Von räumlichen Strukturen kann man sprechen, wenn die Konstitution von Räumen, das heißt entweder die Anordnung von Gütern bzw. Menschen oder die Synthese von Gütern bzw. Menschen zu Räumen (das Wiedererkennen, Verknüpfen underspüren von (An)Ordnungen), in Regeln eingeschrieben und durch*

Ressourcen abgesichert ist, welche unabhängig von Ort und Zeitpunkt rekursiv in Institutionen eingelagert sind.“ (Löw 2001: 171)

Für Löw ermöglichen gesellschaftliche Strukturen raumkonstituierendes Handeln, welches dann diese Strukturen, die das Handeln ermöglichen – aber auch verhindern können, wieder reproduziert. Diese Reproduktion wird gesellschaftlich über Institutionen organisiert, in welchen gesellschaftliche Strukturen verankert sind (vgl. Löw 2001: 170). Das raumkonstituierende Handeln geschieht in der Regel aus einem „*praktischen Bewußtsein*“ (Löw 2001: 161) heraus, das heißt: Menschen verständigen sich nur selten darüber, wie sie Räume schaffen. Routinen habitualisieren das eigene Handeln und reproduzieren in der gewohnheitsmäßigen Wiederholung alltäglicher Praktiken rekursiv die gesellschaftlichen Strukturen (vgl. Löw 2001: 163).

Löw bezieht sich auf Giddens, der, um die gegenseitige Bedingtheit von Handeln und Struktur zum Ausdruck zu bringen, von der „Dualität von Struktur und Handeln“ spricht, die er auch als „Dualität der Struktur“ bezeichnet. Diese Dualität kommt Giddens zufolge dadurch zustande, „daß die Akteure im Rahmen bestehender Strukturen ihre Interaktionen generieren und genau dadurch das Medium zu deren Reproduktion aufrechterhalten.“ (Giddens 1995b: 173) Löw führt ihre Überlegungen mit denjenigen Giddens zusammen: wie jede Form von Strukturen müssen auch räumliche Strukturen im Handeln verwirklicht werden und strukturieren gleichzeitig das Handeln. „Die Dualität von Handeln und Struktur stellt sich damit auch als die *Dualität von Raum* heraus.“ (Löw 2001: 172) Räumliche Strukturen bringen eine Form von Handeln hervor, welche in der Konstitution von Räumen eben jene räumlichen Strukturen reproduziert.

Für Löw realisiert sich im Handeln jedoch nicht nur eine Strukturvariante. „In der Konstitution von Räumen realisieren sich zum Beispiel auch ökonomische, soziale oder rechtliche Strukturen, so wie diese deren Konstitution prägen.“ (Löw 2001: 172) Die gesellschaftliche Struktur ist das Ergebnis von Strukturgeflechten, wobei nicht selbstverständlich eine Übereinstimmung der verschiedenen Strukturen vorausgesetzt werden kann; sie können auch in Widerspruch zueinander stehen. So ist es beispielsweise nicht so, dass nur juristische Strukturen die Rechtssprechung prägen; ebenso beeinflussen ökonomische Strukturen (Gerichtskosten) und räumliche Strukturen (die Anordnung im Gerichtssaal) die Rechtssprechung. Von diesen – ökonomischen, sozialen, rechtlichen – Strukturen unterscheidet Löw zwei weitere Strukturprinzipien: Klasse und Geschlecht. Sie bilden nicht eine Strukturvariante unter vielen, sondern durchziehen alle gesellschaftlichen Strukturen;

ihre Reproduktion lässt sich nicht über Routinen erklären. Die Strukturprinzipien Klasse und Geschlecht gehen in die Körperlichkeit des Menschen ein und finden nicht nur in Routinen, sondern im gesamten Habitus ihren Ausdruck (vgl. Löw 2001: 173). „Sie sind nicht nur in die Körper eingelagert, sondern strukturieren den gesellschaftlichen Umgang mit Körpern in einer Weise, daß diese als geschlechts- und klassenspezifische in die Welt treten“ (Löw 2001: 176). Die Langlebigkeit einer geschlechts- und klassenspezifischen Handlungspraxis lässt sich aus dieser Einverleibung, aus der Verkörperung der Strukturprinzipien, erklären.

„Da die Strukturprinzipien Klasse und Geschlecht alle Ebenen der Konstitution durchziehen und über sie gesellschaftliche Begünstigungen und Benachteiligungen sowie Abgrenzungen und Einschlüsse verankert werden, ist auf jeder Ebene der Konstitution von Raum die Reproduktion sozialer Ungleichheit systematisch möglich und faktisch gegeben.“ (Löw 2001: 210) Darüber hinaus muss neben Klasse und Geschlecht die repetitive und institutionalisierte Diskriminierung gesellschaftlicher Gruppen wegen ihrer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit, ihrer sexuellen Präferenzen, ihrer mentalen oder körperlichen Fähigkeiten, etc. im Konstitutionsprozess reflektiert werden (vgl. Löw 2001: 210).

Wenn Raum als eine relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Lebewesen an Orten verstanden wird, dann hängt die Konstitution von Raum von der Möglichkeit ab, soziale Güter anordnen zu können, wofür zuallererst der Zugang zu diesen Gütern notwendig ist. Jedoch sind bereits die Zugangschancen zu sozialen Gütern asymmetrisch verteilt. Somit sind auch die Möglichkeiten, Räume zu gestalten oder zu verändern, ungleich verteilt. Die Zugangsmöglichkeiten zu sozialen Gütern sind vorwiegend über Reichtum organisiert. „Daher verfügen typischerweise höhere Klassen gegenüber niedrigeren Klassen, Männer gegenüber Frauen über bessere Möglichkeiten der Raumkonstitution.“ (Löw 2001: 212f.) Allerdings sind die Zugangschancen nicht nur hierarchisch über Reichtum organisiert, sondern auch über andere Merkmale: durch die Gruppenzugehörigkeiten werden Zugriffsmöglichkeiten auf entsprechende Ressourcen erhöht. Über Wissen werden Zugangsmöglichkeiten und Ausschlüsse organisiert. „Je nach Wissensspektrum können unterschiedliche Räume geschaffen werden mit den damit einhergehenden Machtverhältnissen“ (Löw 2001: 213).

Zur Untersuchung sozialer Ungleichheit bei der Konstitution von Raum müssen Löw zufolge somit vier Punkte geprüft werden (vgl. Löw 2001: 214):

- Ob die Chancen, Raum zu konstituieren, aufgrund geringerer oder größerer Verfügungsmöglichkeiten über soziale Güter dauerhaft eingeschränkt sind oder begünstigt werden (Reichtums-Dimension).
- Ob die Chancen, Raum zu konstituieren, aufgrund von geringerem oder breiterem Wissen beziehungsweise Zeugnissen dauerhaft eingeschränkt sind oder begünstigt werden (Wissens-Dimension).
- Ob die Chancen, Raum zu konstituieren, aufgrund geringerer oder höherer Verfügungsmöglichkeiten über soziale Positionen dauerhaft eingeschränkt sind oder begünstigt werden (Rang-Dimension).
- Ob die Chancen, Raum zu konstituieren, aufgrund von Zugehörigkeit begünstigt beziehungsweise durch Nicht-Zugehörigkeit benachteiligt werden (Assoziations-Dimension).

Löw ist an diesem Punkt sehr nahe bei Bourdieu, der – um es zu wiederholen – auf einen engen Zusammenhang zwischen sozialem und angeeignetem physischen Raum abstellt. Für Löw gilt es zwar, die Konstitutionsmöglichkeiten hinsichtlich der vier oben genannten Punkte zu durchleuchten, sie verwendet aber ebenso wie Bourdieu das Habituskonzept für die Thematisierung sozialer Ungleichheit: die synthetisierende Person ist für die Reproduktion sozialer Ungleichheit von entscheidender Bedeutung. „Strukturprinzipien werden einverleibt und gehen als Wahrnehmungs- und Relevanzschema in den Habitus ein. Es entstehen objektivierte Muster der Wahrnehmung und des Ausdrucks, die die Unterwerfung unter die gemeinsame Wirklichkeit gewährleisten.“ (Löw 2001: 215) Die Synthetisierung von Räumen hängt damit in entscheidender Weise vom geschlechts- und klassenspezifischen Habitus ab. „Einschluß und Ausschluß muß deshalb“ – wie bei Bourdieu – „nicht über Verbot oder physische Gewalt organisiert werden, sondern geschieht über Selbstausschluß durch Habituspräferenzen.“ (Löw 2001: 215)

Die der (An)Ordnung zugrundeliegende Prozesse des Spacings und der Syntheseleistung sind bei Löw – wie dargestellt – abhängig von den Ressourcen Reichtum, Wissen, Hierarchie und Assoziation. Eines geht mit der Konstitution von Räumen einher: die Entstehung von Atmosphären. „Atmosphären sind die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung.“ (Löw 2001: 215) Die Außenwirkungen der verschiedenen sozialen Güter und Menschen entwickeln im gemeinsamen Arrangement eine eigene Potenzialität und stehen nicht nur singulär nebeneinander. Atmosphären sind „die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung.“ (Löw 2001: 205) Damit gelingt es Löw,

nicht nur die Wahrnehmung von Objekten, sondern auch die von Gerüchen und Geräuschen in ihre Raumtheorie mitaufzunehmen. Wichtig bei Löw ist, dass zwar Räume habitusabhängig über den jeweiligen Zugang zu den genannten Ressourcen objektiv konstituiert werden, sich subjektive Präferenzen aber erst auf der Basis ihrer Atmosphären herausbilden. Über die Atmosphäre „stellt sich auf eine subjektiv erlebte, aber objektiv wirksam werdende Weise Exklusion sowie Inklusion und damit soziale Ungleichheit her.“ (Löw 2001: 216f.)

Löw gelingt es durch die zwei analytisch getrennten Prozesse der Raumkonstitution – dem Spacing und der Synthese –, erstens Raumkonstitutionen zu fassen, die auch virtuelle Räume mit einschließen und zweitens, die Herstellung von mehreren Räumen an einem Ort konzeptionell zu fassen. Unterschiedliche AkteurInnen und Gruppen von AkteurInnen können an demselben Ort ganz unterschiedliche Räume entstehen lassen, was nicht zwangsläufig zu Konflikten führen muss. So ist für die einen ein bestimmter Ort ein gern genutzter Aufenthaltsraum mit einer angenehmen Atmosphäre, für andere hingegen handelt es sich um einen „Angstraum“, in dem sie sich nur ungern aufhalten. Diese beiden Räume können nebeneinander existieren.

Grundlegend ist bei Löw, dass sie im Gegensatz zu Bourdieu räumliche Strukturen als etwas Gesellschaftliches denkt und bei ihr nicht nur Gesellschaft den Raum zu prägen scheint, sondern auch Raum gesellschaftliche Prozesse vorstrukturieren kann.

„Entscheidend ist (...), dass wir es mit verschiedenen Räumen und damit auch Raumkonzepten zu tun haben.“ (Schroer 2006: 179)

4.9 Fazit – Eine kritische Zusammenführung

Hält man sich an die relationale Position einer Löw, so müssen sowohl die raumtheoretischen Überlegungen eines Lefebvres, eines großen Teils der Stadtsoziologie sowie Ansätze, die sich mit der Aneignung von Raum befassen, als dem absolutistischen Raumdenken verhaftet aufgefasst und damit verworfen werden. Den verschiedenen Ansätzen gelingt es nicht, Raum – verstanden als einen Raum, der verschiedene Komponenten aufweist (vgl. Löw 2001: 15) – in seiner Konstitution zu betrachten. So ist beispielsweise bei Lefebvre lediglich der moderne Raum produziert und selbst Bourdieu folgt der Logik eines

starren Raums, in den sich soziale Prozesse einschreiben. Die kreativen Möglichkeiten und Chancen der Akteure bei der Herstellung und der Gestaltung von Räumen werden nicht betrachtet. Angeeignet werden schon vorhandene Räume.

Schroer warnt vor einer „Verabsolutierung des relationalen Raumverständnisses“ (Schroer 2008: 136). Er betont zwar, dass im soziologischen Kontext vieles für eine relationale Raumauffassung spricht, da sie die aktive Entstehung des Raums betont, statt von einem bereits bestehenden, absoluten Raum auszugehen. Es geht in der Soziologie jedoch nicht um eine universale Gültigkeit beanspruchende Definition von Raum – auch nicht um eine relationale Definition, wie sie im Anschluss an neue physikalische Erkenntnisgewinne formuliert wird.²¹

An diesem Punkt lässt sich mit Schroer die Frage stellen, warum sich der Wandel von absoluten zu relationalen Raumkonzepten in den Sozialwissenschaften so langsam und zögerlich vollzieht, wenn das relationale Modell – wie viele AutorInnen schreiben – doch das bessere sein soll. Die Antwort ist – kurz gefasst –, dass „mit ihm die Auswirkungen räumlicher Arrangements auf handelnde Akteure beschrieben werden können.“ (Schroer 2006: 174) Die Auffassung des Raums als Behälter eignet sich sehr gut zur Analyse von Machtphänomenen; sie kommt zur Anwendung, wenn Herrschaft, Macht, Gewalt und Zwang thematisiert werden.²² Wenn im Anschluss an Einstein das Behälterraumkonzept unter anderem dadurch charakterisiert ist, dass der Raum zwar auf die körperlichen Objekte einwirkt ohne dass diese auf den Raum eine Rückwirkung ausüben, so eignet sich dieses Konzept sehr gut für eine Perspektive, die die Herrschaft über Individuen beschreiben will. Das Kriterium der Ausschließlichkeit verweist auf Herrschaft und Macht: Im Rahmen des Behälterraumkonzeptes kann eine Raumstelle nur von einem Objekt oder ei-

²¹ Wie sich der Raumbegriff durch neue physikalische Erkenntnisse ändern kann, zeigt exemplarisch Hawking: „Vor 1915 stellte man sich Raum und Zeit als den festgelegten Rahmen vor, indem Ereignisse stattfinden können, der aber durch das, was in ihm geschieht, nicht beeinflusst wird. (...) Man ging ganz selbstverständlich davon aus, daß Zeit und Raum ewigen Bestand hätten. In der Allgemeinen Relativitätstheorie stellt sich die Situation jedoch grundlegend anders dar. Raum und Zeit sind nun dynamische Größen“ (Hawking 2000: 51). Somit ändert sich die Auffassung von Raum durch neue Erkenntnisse – hier durch die Erkenntnisse Einsteins.

²² Dass auch relationale Ansätze sehr wohl Macht behandeln – und Schroer damit zu Unrecht diese Behandlung den Behälterraum-Ansätzen alleine zugesteht –, zeigt ein Zitat Löws: „Berücksichtigt werden muß, daß mit den jeweiligen Plazierungen auch Machtverhältnisse ausgehandelt werden. *Macht* wird dabei als eine relationale Kategorie verstanden, die jeder Beziehung immanent ist. Je nach den in einer Beziehung und Situation zur Verfügung stehenden Machtmitteln können Handlungschancen realisiert werden“ (Löw 2001: 164).

nem Menschen eingenommen werden. Will nun ein zweites Objekt oder Individuum dieselbe Raumstelle einnehmen, kann dies nur über die Vertreibung der ursprünglichen InhaberIn vonstatten gehen, was zumeist nicht ohne Streit, Kampf und Gewaltanwendung geschieht (vgl. Schroer 2006: 175).

Schroer zufolge reicht es zudem nicht darauf zu verweisen, dass Räume kommunikativ und über Handlungen hergestellt werden – wie er den relationalen Raumkonzepten unterstellt; es wird damit nämlich der zweite Schritt einer kompletten und umfassenden Raumanalyse vernachlässigt: „Man muss nämlich weiter fragen, was mit den so hergestellten Räumen geschieht, welche Wirkungen sie ausüben.“ (Schroer 2006: 177) Es geht nicht nur darum zu untersuchen, wie Räume sozial hergestellt werden, sondern auch zu berücksichtigen, was der Raum selbst vorgibt. Der Perspektive, die die permanente Hervorbringung von Raum betont, kann entgegnet werden, dass jede Produktion zu einem – wenn auch nur vorläufigen – Abschluss kommt. „Wenn es also ein Produzieren von Raum gibt, dann gibt es auch das Produkt Raum. Zwar mögen Räume niemals ein für allemal fertig, starr und unveränderbar sein; aber Räume sind eben auch nicht permanent im Fluss und beliebig veränderbar. Individuen machen die Erfahrung, dass sie in Räume eintreten, die sie nicht (mit)geschaffen haben und die sie nicht verändern können.“ (Schroer 2008: 137) Für Schroer hat dies nichts mit Raumdeterminismus zu tun, sondern damit, dass räumliche Arrangements nicht ohne Wirkung auf das Verhalten der AkteurInnen bleiben. „Raum prägt unser Verhalten und drückt ihm seinen Stempel auf.“ (Schroer 2006: 176) Räume helfen bei der Entscheidung, in welcher Situation wir uns befinden; sie strukturieren vor, in welche Situationen wir kommen und welche Erwartungen wir haben können; sie strukturieren Interaktionsläufe und machen einige wahrscheinlich beziehungsweise andere unwahrscheinlich. Schroer argumentiert diesbezüglich systemtheoretisch, wenn er schreibt, dass die Fülle möglicher Verhaltensweisen durch den Raum selektiert wird und dieser damit Kontingenz bewältigt (vgl. Schroer 2006: 178).

Entscheidend ist – so könnte man die relationale und absolute Raumauffassung zusammenführen –, dass es eben nicht darum geht, den einen Raumbegriff zu erhalten. Viel wichtiger ist die Erkenntnis, dass wir es mit verschiedenen Räumen und damit auch Raumkonzepten zu tun haben. „Das räumliche Prinzip des Nebeneinanders hat die Raumtheorie gewissermaßen selbst eingeholt. Wir haben es mit den verschiedensten Raumbildern, Raumkonzepten und Raumauffassungen zu tun, die einander nicht mehr ablösen, sondern nebeneinander existieren.“ (Schroer 2006: 179) Dabei muss sowohl die Gefahr des Raumdeterminismus als auch die Gefahr des Raumvoluntarismus gebannt werden: weder darf dem Raum

unabhängig vom Handeln der Akteure eine eigene Wirkungsmächtigkeit zugesprochen werden, noch darf umgekehrt die Konstitution von Raum ohne das raumphysikalische Substrat, das einschränkend oder ermöglichend wirken kann, betrachtet werden.

Die kreativen Möglichkeiten und Chancen der AkteureInnen bei der Konstitution von Raum müssen berücksichtigt werden. Aber nicht immer gelingt es AkteurInnen, Räume entsprechend ihren Wünschen und Bedürfnissen zu konstituieren; sie stoßen auf Hindernisse und fassen den Raum womöglich als Container auf. Einige AkteurInnen sehen den Raum als Falle, als wirkungsmächtige Instanz, die ihnen ein bestimmtes Verhalten auferlegt – und handeln dementsprechend. In manchen Fällen, zum Beispiel bei politischen Räumen, scheint es durchaus sinnvoll zu sein, auf das Container-Modell Bezug zu nehmen. Es mag zwar eine Illusion sein, Nationalstaaten nach dem Vorbild eines Behälters zu konstruieren, aber dies erweist sich als eine überaus nützliche Illusion, da man damit klare Grenzziehungen zwischen innen und außen oder Eigenem und Fremden vornehmen zu können meint, auch wenn diese scheinbar klaren Trennungen und Unterscheidungen längst unterlaufen werden und sich als illusorisch erweisen. „Der Einblick in den illusionären Charakter solcher Behälter-Räume verhindert keineswegs ihren empirisch beobachtbaren Aufbau und ihre offensichtliche Attraktivität in der alltäglichen Praxis.“ (Schroer 2006: 179)

In einem Punkt irrt sich Schroer: er unterstellt relationalen Raumauffassungen, dass sie lediglich die kreativen Möglichkeiten und die Chancen der Akteure bei der Konstitution von Raum betonen. Dies trifft in diesem Ausmaß aber lediglich auf phänomenologische Ansätze zu, die, die Raumkonstitutionen der AkteurInnen beschreibend, über den Alltag hinausreichende Strukturen vernachlässigen. Diese Einschränkung auf die Beschreibung der Raumkonstitutionen wird aber selbst von AutorInnen, die den Raum relational auffassen, kritisiert. Löw berücksichtigt mit ihrem Konzept der Dualität des Raums und mit ihrem Begriff der (An)Ordnung gerade die räumlichen Strukturen, die die Raumkonstitution beeinflussen. Räumliche Strukturen bringen eine Form von Handeln hervor – oder verhindern andere Formen –, welche in der Konstitution von Räumen eben jene räumlichen Strukturen reproduziert. Auch wenn Löw den Prozess der Konstitution von Raum in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellt, so lässt sich ihr Ansatz nicht darauf reduzieren.

5. Analytische Unterscheidung von Räumen

5.1 Vorbemerkungen

An dieser Stelle soll an Bourdieus und Löws Überlegungen zum Zusammenhang von sozialem und angeeignetem physischen Raum angeknüpft werden. Im Anschluss an diese beiden AutorInnen lässt sich der Dualismus bei der Betrachtung von Räumen überwinden, der einerseits Räume über die Nutzung definiert, andererseits Strukturen in den Mittelpunkt der Definition von Räumen stellt.

„Räume definieren sich über ihre Nutzung, sie erhalten ihre Funktion durch die jeweiligen Nutzer.“ (Feustel 2002: 70) Diese Definition stellt auf den Handlungsvollzug ab und betrachtet, wie Räume im Handeln konstituiert werden. Ändert sich die Nutzung durch verändertes Handeln von NutzerInnen, ändert sich zugleich der Raum mit. Räume lassen sich aber auch anders definieren, zum Beispiel über strukturelle Merkmale wie eigentumsrechtliche Zuordnungen als juristische Dimension, oder über eine materielle und symbolische Dimension, die auf die durch räumliche Anordnungen signalisierte Exklusivität von Räumen abzielt (vgl. Siebel 2004: 15; Selle 2002: 59). Räume zwingen dabei durch bestimmte Merkmale ihren NutzerInnen bestimmte Handlungsweisen auf.

Wird Raum so aufgefasst, dass er als Struktur eine bestimmte Form des Handelns hervorbringt, welche in der Konstitution von Räumen eben jene räumlichen Strukturen reproduziert – dann wird die einseitige Definition von Raum – entweder über das Handeln oder die Struktur – vermieden. Raum lässt sich als strukturierte *und* strukturierende Struktur auffassen. Aus der Wechselwirkung zwischen den sozialen räumlichen Strukturen und den sie nutzenden AkteurInnen mit ihrem oder ihren je spezifischen Habitus entsteht wiederum Raum als inkorporierte Geschichte, als gesellschaftliches Produkt in einem Entwicklungsprozess. Selbst virtuelle Räume strukturieren die Nutzung vor, da sie ebenso wie materielle Räume Atmosphären aufweisen, die je nach Habitus unterschiedlich rezipiert werden.²³

Die strukturierte Struktur von Raum verweist auf die Handlungsdimension: Räume werden produziert und sie werden von bestimmten AkteurInnen oder Gruppen von AkteurInnen

²³ Boyd (2009) zeigt, wie sich die NutzerInnen von zwei unterschiedlichen Sozialen Netzwerken im Internet entlang einer Klassenlinie unterscheiden. „The technologies that we build are never neutral—they are infused with the values and ideas of the creators and the actions and goals of the users.“ (Boyd 2009)

mit einer gewissen Intention produziert. Foucault weißt besonders auf diesen Aspekt hin. Die Möglichkeit, Raum zu konstituieren und bestimmte Anordnungen durchzusetzen ist zugleich die Durchsetzung von Macht. Bourdieu zufolge hängen – wie in Kapitel 3.7 gezeigt – die Chancen, sich Raum anzueignen – und es muss angefügt werden: zu produzieren –, also die Chancen einen Raum nutzen und herstellen zu können, von der Verfügungsmacht über Raum ab, die wiederum durch die Kapitalausstattung der AkteurInnen bestimmt ist. Ähnlich äußert sich Löw (vgl. Kapitel 4.8): die Chancen, Raum zu konstituieren, unterscheiden sich aufgrund geringerer oder größerer Verfügungsmöglichkeiten über soziale Güter und soziale Positionen, aufgrund von geringerem oder breiterem Wissen und/oder aufgrund von Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit zu bestimmten gesellschaftlichen Teilgruppen.

Die strukturierende Struktur von Raum verweist auf die Strukturdimension: neben den unterschiedlichen Möglichkeiten, sich Raum anzueignen und ihn zu produzieren, ihn zu konstituieren, kommt hinzu – und das für diesen Zusammenhang entscheidend –, dass es mehr als der schlichten räumlichen Anwesenheit bedarf, um einen Raum wirklich einnehmen und sich aneignen zu können (vgl. Schroer 2006: 97). Bourdieu exemplifiziert dies anhand des Wohnens: „Man kann durchaus ein Wohngebiet physisch belegen, ohne wirklich und im strengen Sinne darin zu wohnen; wenn man nämlich nicht über die stillschweigend geforderten Mittel dazu verfügt, angefangen mit einem bestimmten Habitus.“ (Bourdieu 1991: 31) Die ausländischen HaushaltshelfInnen aus einem vornehmen Bezirk haben nicht dieselben Chancen wie ihre ArbeitgeberInnen, sich die in diesem Bezirk angebotenen Güter und Dienstleistungen anzueignen. Dasselbe trifft auf die algerische Familie in einem Vorort von Paris zu, die in einen sozialen Wohnbau zieht und nicht fähig ist, den impliziten Ansprüchen dieses Raums nachzukommen – mangels finanzieller Mittel, aber auch aufgrund des fehlenden Lebensstils, „der diesem scheinbar universellen Raum unterschwellig eingeschrieben“ (Bourdieu 1991: 31) ist. Auf „Ausschlusspraktiken“ weist ebenso Neckel hin, die Personen treffen, die sich „im falschen Lokal“ befinden und „die aus eigenen Aspirationen heraus zum Opfer einer Degradierung geworden [sind], die sie durch eine bescheidenere Selbsteinschätzung auch hätten vermeiden können.“ (Neckel 1991: 237)

Räume stellen an ihre NutzerInnen bestimmte Erwartungen – sei es an die algerische Familie in Paris oder an Personen mit geringem kulturellem Kapital in einem noblen Restaurant. „Es kommt gleichsam zu einer Konfrontation eines Habitus mit Räumlichkeiten, auf die er nicht vorbereitet und genügend eingestellt ist, worauf sich das Gefühl ein-

stellt, ‚deplaziert‘ zu sein.“ (Schroer 2006: 97) Die Konsequenz kann eine – wie Schroer es nennt – „*vorausseilende Selbstexklusion*“ (Schroer 2006: 97) sein, wenn Räume erst gar nicht betreten werden, da die entsprechenden, dort gültigen Regeln offensichtlich nicht beherrscht werden. Ein- und Ausschluss muss deshalb in vielen Räumen nicht über Verbot oder physische Gewalt organisiert werden, sondern geschieht über Selbstausschluss durch Habituspräferenzen. Der Sinn für die eigene soziale Stellung – als nicht hinterfragte, scheinbar gegebene Struktur der sozialen Welt – „schließt ein das stillschweigende Akzeptieren der Stellung, einen Sinn für Grenzen“ und „einen Sinn für Distanz, für Nähe und Ferne, die es zu signalisieren, selber wie von seiten [sic!] der anderen einzuhalten und zu respektieren gilt“ (Bourdieu 1985: 18). Für Löw funktioniert dieser „habitualisierte Selbstausschluss“ (Löw 2001: 261) über die Platzierung symbolischer Schwellen und über die Inszenierung von Atmosphären.

5.2 Institutionalisierte Räume

Wird Raum als strukturierte und strukturierende Struktur aufgefasst, lässt sich die Frage stellen, in welchem Ausmaß verschiedene Räume das Handeln strukturieren. So wird das Handeln in einem Hörsaal an einer Universität durch die vorgefundene räumliche Struktur in höherem Maße vorgegeben als auf einer Brache in einem verlassenen Industrieareal. Dies lässt sich mit Löw auf die entwickelten Routinen und die Institutionalisierung der Synthese und des Spacings zurückführen. „*Institutionalisierte Räume sind demnach jene, bei denen die (An)Ordnungen über das eigene Handeln hinaus wirksam bleiben und genormte Syntheseleistungen und Spacings nach sich zieht.*“ (Löw 2001: 164) Im Hörsaal sind Synthese und Spacing institutionalisiert: die Anordnung der Stühle und des Pults sind klar geregelt, ebenso, wie sich die Lehrenden und die StudentInnen zu platzieren haben. Dies gilt nicht nur für eine bestimmte Universität, sondern findet sich in gleicher oder ähnlicher Weise in allen vergleichbaren Universitäten. Die beteiligten Personengruppen synthetisieren den Raum des Hörsaals in Routinen und nehmen die jeweils akzeptierte Position ein.

Institutionalisierte Räume sichern die geregelte Kooperation zwischen Menschen und bieten Handlungssicherheiten, können jedoch auch die Handlungsmöglichkeiten einschränken. Die Routinen des alltäglichen Handelns gewährleisten zusammen mit der Institutionalisierung von sozialen Prozessen die Reproduktion gesellschaftlicher – und damit auch räumlicher – Strukturen (vgl. Löw 2001: 172). Dies ist ein Grund für die Stabilität der

sozialen Welt: sie ergibt sich „aus dem Wissen der Akteure um ihren Platz in der Gesellschaft und dessen Grenzen, der durch räumliche Arrangements gewissermaßen zugewiesen wird.“ (Schroer 2006: 98)

5.3 Öffentliche versus private Räume – Ein Gegensatz?

Der Begriff des öffentlichen Raums wird in dieser Arbeit thematisiert, da in vielen Arbeiten und Studien der öffentliche Raum gleichsam vorausgesetzt und als Behälter aufgefasst wird, in dem sich Soziales abspielt. So wird beispielsweise untersucht, wie sich weibliche Jugendliche im Vergleich zu ihren männlichen Altersgenossen den öffentlichen Raum aneignen (vgl. Bütow 2000; Schön 2004). Dabei wird der private Raum als strikter Gegensatz zum öffentlichen Raum aufgefasst.

Die Konzepte öffentlicher Räume sind äußerst vielfältig und zielen auf unterschiedliche Merkmale bei der Typisierung ab. Frey sieht es richtig, wenn er als Kriterium zur Bestimmung von öffentlichen Räumen nicht nur den Eigentumsbegriff gelten lässt. Ihm zufolge gibt es viele weitere analytische Dimensionen von öffentlichen Räumen: Zugänglichkeit, Sichtbarkeit, Nutzungsformen, demokratische Repräsentanz, Kommunikation, Interaktion, Identität, Soziabilität, soziales Lernen, soziale Kontrolle und Sicherheit, um nur einige zu nennen (vgl. Frey 2004: 223).

Die Gegenüberstellung von privatem und öffentlichem Raum gehört zu den klassischen Unterscheidungen, mit der die Stadt charakterisiert wird (vgl. Schroer 2006: 232) – und es ist nicht verwunderlich, dass diese strikte Einteilung immer noch Verwendung findet. Seit der Antike steht „privat“ für die Sphäre des Haushalts und „öffentlich“ für den Raum des Politischen. Während sich in der Antike die private Sphäre dadurch auszeichnete, „daß das Zusammenleben in ihr vornehmlich von den menschlichen Bedürfnissen und Lebensnotwendigkeiten diktiert war“, so war im Gegensatz hierzu „der Raum der Polis das Reich der Freiheit“ (Arendt 2005: 40). Bahrdt steht in der Tradition der simmelschen Großstadtsoziologie, wenn er die städtischen Besonderheiten untersucht, die im Gegensatz zum ländlichen Leben auftreten (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 55).²⁴ Für ihn ist die Polarität

²⁴ Simmel behandelt das Verhalten der AkteurInnen in der Großstadt nur unter denjenigen Aspekten, die im öffentlichen Raum sichtbar werden (vgl. Simmel 1995a). Mit seiner Beschreibung der sich blasieren, reservierten und intellektuell-distanzierten verhaltenden GroßstadtbewohnerIn unterschlägt er eine weitere Sphäre des

von Öffentlichkeit und Privatheit die Grundkategorie der bürgerlichen Stadt. „Je stärker Polarität und Wechselbeziehung zwischen öffentlicher und privater Sphäre sich ausprägen, desto städtischer ist, soziologisch gesehen, das Leben einer Ansiedlung.“ (Bahrtdt 1998: 83 zit. n. Herlyn 2004: 122) Diese Polarität zeigt Bahrtdt am Gegenüber von Marktplatz und Wohnung. Die MarktteilnehmerInnen sind in die öffentliche Sphäre unvollständig integriert. Sie treten in der Rolle der KäuferIn oder der VerkäuferIn nur mit einem Ausschnitt ihrer Persönlichkeit auf. Die Sphäre der Öffentlichkeit ist durch eine „*Steigerung des Nervenlebens*, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht“ (Simmel 1995a: 116) gekennzeichnet, welche die Stadt hervorbringt. Sie ist der Ort der Anonymität, der Blasiertheit, Distanziertheit, Gleichgültigkeit und Anonymität des Großstadtmenschen. Die Grundregel in der öffentlichen Sphäre bedeutet Distanz zu halten. Demgegenüber steht die private Sphäre als Raum der Vertrautheit zwischen den Individuen, die nicht nur in einer Rolle diesen Ort beleben; ihre Grundregel ist Unmittelbarkeit.

Neben der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit als Merkmal einer soziologischen Definition von Stadt, steht in der Stadtsoziologie vor allem die Gefährdung des öffentlichen Raums zur Debatte, der durch die zunehmende Ausdehnung des privaten in den öffentlichen Bereich nachhaltig gefährdet scheint (vgl. Schroer 2006: 232). Unabhängig vom konkreten Inhalt dieser Debatte²⁵ ist entscheidend, dass durch mehrere Entwicklungen „die Grenzen zwischen ‚öffentlich‘ und ‚privat‘ bei Erstellung, Nutzung und Unterhalt ‚öffentlicher‘ Räume undeutlicher werden.“ (Selle 2002: 52) Dies führt soweit, dass nicht von einer abschließenden Definition öffentlicher Räume ausgegangen werden kann und das Attribut „öffentlich“ vielmehr als graduelle Qualität eines Raums betrachtet wird (vgl. Klauser 2005: 193). Schließlich kommt es zu einer grundlegenden Veränderung der klassischen Polarität von Öffentlichem und Privatem – es sind „zunehmend Vermengungen zu beobachten.“ (Selle 2002: 53) Schroer konstatiert dieselbe Entwicklung: „Entscheidend scheint vielmehr zu sein, dass die strenge Polarisierung von hier öffentlich und dort privat

Handelns: die Sphäre des privaten Raums, in dem diese Verhaltensweisen nicht ausgeübt werden können – zumindest nicht dauerhaft.

²⁵ Eine ausführliche Diskussion dieses Diskurses kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Selle (2002) fasst die Kritik an der „Privatisierung“ und „Kommerzialisierung“ des öffentlichen Raums zusammen und liefert eine Kritik dieser Kritik. Beispielsweise ist es sehr wohl richtig, dass bei Events, die durch private AnbieterInnen im Stadtraum organisiert werden, der öffentliche Raum gleichsam okkupiert wird. „Die Regel ist“ aber vielmehr, wie Selle schreibt, „dass von privaten Akteuren auf privatem Grund Räume produziert werden, die öffentlich nutzbar scheinen oder sind.“ (Selle 2002: 56)

an Bedeutung verliert, weil die Unterscheidung von öffentlich und privat durch den öffentlichen bzw. privaten Raum hindurchgeht bzw. sich dort wiederholt, Privates und Öffentliches sich gegenseitig penetrieren und dabei Ableger hinterlassen.“ (Schroer 2006: 234) Beispielsweise können Privatwohnungen nicht mehr rein als privater Raum verstanden werden, weil sie sich durch Medien zeitweise in öffentliche Räume verwandeln können. Umgekehrt finden private Verhaltensweisen wie Telefonieren in öffentliche Räume Eingang. „Privatheit und Öffentlichkeit verlieren ihre strenge Geschiedenheit und ihre Dauerhaftigkeit, sodass Räume nun jeweils vorübergehend privat oder öffentlich sein können.“ (Schroer 2006: 234) Somit verlieren diese Begriff aber ihre Berechtigung bei der Unterscheidung von Räumen.

5.4 Strukturierungsgrad als Unterscheidungsmerkmal von Räumen

In der vorliegenden Arbeit werden Räume unterschieden, um Gründe für unterschiedliche Raumkonstitutionen geben zu können: es wird davon ausgegangen, dass Räume durch ihre strukturierende Dimension Handlungsvollzüge vorstrukturieren und so implizit Anforderungen an die AkteurInnen stellen. Da sich – wie gezeigt – die Unterscheidung von Räumen entlang der Linie öffentlich/privat als untauglich erwiesen hat, werden im Folgenden die Räume analytisch nach ihrem Strukturierungsgrad unterschieden, das heißt, hinsichtlich der Frage, wie und in welchem Ausmaß Räume die Handlungsvollzüge der AkteurInnen vorstrukturieren. Jeder Raum weist grundsätzlich eine strukturierende Dimension auf – das Ausmaß kann sich jedoch beträchtlich unterscheiden. Frey fasst mit Bourdieu Räume als Spielfelder auf, die „durch ein institutionalisiertes und normatives Regulationssystem gekennzeichnet [sind], durch das eine soziale Kontrolle über individuelle Verhaltensweisen ausgeübt wird. Dieses Regulationssystem gibt die ‚Spielregeln‘ vor, die definieren, welches Spiel in den jeweiligen Räumen möglich ist. Damit wird jenes Kapital – das ökonomische, kulturelle oder soziale – bestimmt, welches in diesem ‚Spielfeld‘ am höchsten im Kurs steht.“ (Frey 2004: 225)

Im Anschluss an Nissen lassen sich drei verschiedene Typen von öffentlichen Räumen unterscheiden (vgl. Nissen 1998: 170), die jeweils einen unterschiedlichen Strukturierungsgrad aufweisen: *öffentliche Freiräume* wie Grünflächen, Parks, Spielplätze oder der Straßenraum strukturieren die Handlungen der AkteurInnen in einem nur geringen Ausmaß vor. Auf diesen Spielfeldern wird grundsätzlich wenig Kapital vorausgesetzt. Bei Fehlen ökonomischen Kapitals wird der Zugang zu öffentlichen Freiräumen nicht ver-

wehrt. Ein weiterer Grund für den geringen Strukturierungsgrad ist die – oftmals – fehlende Kontrolle durch andere AkteurInnen wie zum Beispiel Polizeibeamte, die bestimmte Handlungen zu unterbinden versuchen. So strukturiert – um als Beispiel einen Spielplatz zu nehmen – die Anordnung der Schaukel, des Karussells und der Bänke sehr wohl die Handlungen der AkteurInnen vor. Werden die sozialen Güter aber anders verwendet, wird keine unmittelbare Sanktionierung durchgeführt; lediglich bei illegalen Aktivitäten wird eine solche gesetzt.

Öffentlich zugängliche verhäuslichte Räume wie Kaufhäuser oder Bahnhöfe strukturieren in weit höherem Ausmaß als öffentliche Freiräume die Handlungen der AkteurInnen vor. Die Anordnungen der sozialen Güter in einem Geschäft oder Café regeln sehr deutlich, wie sich die AkteurInnen zu platzieren haben. Diese Platzierungen können durchgesetzt werden; so ist es nicht möglich, in öffentlich zugänglichen verhäuslichten Räumen auf Dauer Handlungen zu vollziehen, die sich den in den Anordnungen der sozialen Güter und Menschen impliziten normativen Regeln widersetzen. In Teilen dieser Räume wie Shopping Malls oder Einkaufspassagen wird vor allem ökonomisches Kapital nachgefragt. AkteurInnen, die darüber verfügen, können damit einen Distinktionsgewinn erzielen und sich in diesen Räumen durchsetzen (vgl. Frey 2004: 226). „Gemeinsam ist diesen verhäuslichten Räumen sowohl im öffentlichen wie im privaten Bereich, daß sie soziale Kontrolle effektivieren, Handlungsabläufe regeln und vorgeben, in welchen Räumen bestimmte soziale Handlungsprogramme stattfinden sollen“ (Nissen 1998: 166).

Zu den *institutionalisierten öffentlichen Räumen* zählen Sportanlagen, Vereine, Musikschulen, Schulräume, Kirchenräume, etc., in denen Freizeitangebote stattfinden, die die öffentlichen Freiräume teilweise ersetzt haben, die aber auch Räume für ehemals in Privaträumen stattfindende Aktivitäten bieten. Gleich den öffentlich zugänglichen verhäuslichten Räumen strukturieren sie in größerem Ausmaß wie öffentliche Freiräume die Handlungsvollzüge vor. In Räumen wie Schulräumen, Vereinsräumen, etc. ist überwiegend kulturelles Kapital im Kurs. „Wer viel kulturelles Kapital besitzt wird in diesen öffentlichen Räumen einen Raumprofit erlangen können, d.h. in der Struktur der sozialen Ungleichheit im Raum eine höher gestellte Position einnehmen können.“ (Frey 2004: 225f.)

Diese Ausdifferenzierung der verschiedenen Typen von öffentlichen Räumen soll beispielhaft an den Prozessen der Verhäuslichung und Institutionalisierung dargestellt werden, denen Kinder und Jugendliche vermehrt ausgesetzt sind; dabei wird auf die Ausführungen im zweiten Kapitel über jugendliche Räume zurückgegriffen. Die verschiedenen Typen

von öffentlichen Räumen haben sich in den Prozessen der Verhäuslichung und Institutionalisierung ausdifferenziert, denen Kinder und Jugendliche vermehrt ausgesetzt sind. Die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem von Kindern und Jugendlichen aus Arbeiterfamilien und aus dem Kleinbürgertum gelebte (städtische) „Straßenkindheit“ ist von einer „verhäuslichten Kindheit“ abgelöst worden und trifft, wenn überhaupt, nur noch auf Kinder und Jugendliche subproletarischer Bevölkerungsgruppen zu (vgl. Nissen 1998: 164). Der Prozess der Verhäuslichung ist unter anderem in engem Zusammenhang mit der Entstehung von Bildungseinrichtungen zu sehen, die zunächst nur für Kinder und Jugendliche des gehobenen Bürgertums offen standen. Zinnecker beschreibt Verhäuslichung als „ein gesellschaftliches Gestaltungsprinzip, das darauf basiert, soziale Handlungen mit Hilfe dauerhafter Befestigungen voneinander zu isolieren und auf diese Weise stabile und berechenbare Handlungsräume zu schaffen. (...) [Verhäuslichte Handlungsorte] befördern die bestimmte normative Zuordnung von Handlungstypen zu Orten. Welche sozialen Handlungen und Handlungssequenzen sind für diesen Typus von Ort gesellschaftlich vorgesehen und welche sind dort ausgeschlossen?“ (Zinnecker 1990: 143f. zit. n. Nissen 1998: 165f.) Konkret bedeutet Verhäuslichung, dass die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen immer stärker in geschlossene und geschützte Räume verlagert wird. Einerseits nehmen die für Kinder und Jugendliche geeigneten öffentlichen Räume ab – beispielsweise durch die Funktionalisierung der öffentlichen Stadträume für Zwecke des Verkehrs. Andererseits kommt es zu einer Zunahme der Binnenräume sowohl in quantitativer Hinsicht – in Zahl der Räume und Quadratmeter – als auch in qualitativer Hinsicht – in Form der Ausstattung der Binnenräume. An die Stelle der Sozialisation auf der Straße tritt das Modell eines pädagogisch betreuten und individualisierten Familienkindes, das sich vorwiegend in geschützten Räumen aufhält (vgl. Nissen 1998: 166). Der Prozess der Verhäuslichung kann aber auch entgrenzend wirken: so ist es heute selbstverständlich, dass sich Kinder und Jugendliche in Geschäftsstraßen aufhalten oder eigenständig öffentliche Sportanlagen oder Parks besuchen (vgl. Nissen 1998: 170).

Die Verhäuslichungs-These geht von der Tatsache aus, dass Kindheit und Jugendphase immer stärker von Institutionalisierungen betroffen sind. Wie schon erwähnt, spielt die Zunahme der zentralen Bildungsinstitution eine wesentliche Rolle im Prozess der Verhäuslichung. Ebenso tragen die immer zahlreicher werdenden Freizeitangebote dazu bei, dass immer mehr Kinder und Jugendliche ihre Freizeit immer häufiger unter institutionalisierten Bedingungen verbringen und sich statt in öffentlichen Freiräumen in für sie spezialisierten Binnenräumen aufhalten. Zwar wird durch die Entstehung eigener kultureller Freizeitangebote ein Teil der Aktivitäten aus dem Privatbereich in den öffentlichen Bereich

verlagert, jedoch verändert sich dadurch nicht deren verhäuslichter Charakter. „Nicht nur werden ehemals öffentliche Aktivitäten in institutionalisierte verhäuslichte Räume verlagert, umgekehrt werden ehemals ausschließlich in privaten Räumen ausgeübte Tätigkeiten nun in institutionalisierte öffentliche Räume verlegt. Institutionalisation ist der Prozeß der tendenziellen Auflösung der Grenze zwischen Aufenthalt in öffentlichen Freiräumen und privaten Räumen.“ (Nissen 1998: 169)

Zu diesen drei Typen öffentlicher Räume kommt als vierter Typus der *private Raum* hinzu. Auch wenn private Räume nicht durch ein institutionalisiertes und normatives Regulationssystem gekennzeichnet sind, weisen sie doch eine strukturierende Dimension auf. So bilden sich in Privatwohnungen sehr wohl Enklaven aus, die von einzelnen BewohnerInnen der Wohnung nicht ungefragt betreten werden dürfen – etwa das Elternschlafzimmer von den Kindern (vgl. Schroer 2006: 234). Sanktioniert wird das Handeln in privaten Räumen – zum Beispiel das Betreten eines verbotenen Ortes – durch Personen im privaten Umfeld – in dem Beispiel durch die Eltern.

Kritisch zu hinterfragen ist die Einteilung von Nissen und Frey einerseits wegen ihres Feinheitsgrades: unterscheiden sich beispielsweise einzelne institutionalisierte öffentliche Räume nicht stark voneinander? Kann eine Musikschule dem gleichen Typus zugerechnet werden wie eine Sportanlage oder ein Sportwettenlokal? Andererseits müsste – um die These überprüfen zu können – es für jeden Raumtyp möglich sein zu erheben und zu bestimmen, welche Kapitalsorte am höchsten im Kurs steht. Was die These leistet, ist die konsequente gleichzeitige Betrachtung des physisch-angeeigneten und sozialen Raums.

5.5 Fazit

Räume lassen sich – zusammenfassend – je nach Strukturierungsgrad der Handlungsvollzüge der AkteurInnen unterscheiden. Dieser wirkt sowohl auf die Selbstexklusion aufgrund von Habituspräferenzen, da in verschiedenen Räumen Kapital in unterschiedlich hohem Ausmaß im Kurs steht, als auch auf die Möglichkeiten der Sanktionierung von Handlungen durch andere AkteurInnen. Diese Auffassung erlaubt es, Gründe für divergierende Raumkonstitutionen durch unterschiedliche AkteurInnen oder Gruppen von AkteurInnen zu geben. So lässt sich beispielhaft als These formulieren, dass in Räumen, in denen kulturelles Kapital hoch im Kurs steht – wie etwa in einer Musikschule – sich vorwiegend AkteurInnen aufhalten, die relativ gesehen über ein hohes kulturelles Kapital verfügen.

Andererseits greifen AkteurInnen mit einer relativ geringen Kapitalausstattung auf Räume zurück, in denen wenig Kapital nachgefragt wird und der Strukturierungsgrad dementsprechend relativ gering ist.

„indem die statistische Analyse das in der Erfahrung unablässig gestrickte Netz von Zusammenhängen zerreißt, trägt sie dazu bei, daß die Konstruktion neuer Zusammenhänge möglich wird, die durch ihren ungewohnten Charakter in der Lage sind, der Erforschung von Zusammenhängen einer höheren Ordnung, die jene erklären würden, zum Durchbruch zu verhelfen.“ (Bourdieu et al. 1991: 16)

6. Erkenntnisinteresse, Forschungsdesign und Methodik der Studie

6.1 Erkenntnisinteresse

Zwei Überlegungen bilden den Rahmen der folgenden Untersuchung: erstens die Annahme, dass sich jugendliche Räume ebenso differenzieren, wie es unterschiedliche Ausprägungen der Lebensphase Jugend gibt; zweitens die Annahme eines notwendigen Bruchs mit der Gefahr der „substantialistischen Verkennung von Orten“ (Bourdieu 1997: 159).

Jugendliche Räume – darauf wurde schon an mehreren Stellen hingewiesen – differenzieren sich ebenso wie sich die Lebensphase Jugend wegen der vorherrschenden gesellschaftlichen Strukturen der sozialen Ungleichheit differenziert. Aufgrund unterschiedlicher Vermgungsmglichkeiten über soziale Güter und soziale Positionen, aufgrund geringerer oder breiterer Bildung, aufgrund der Zugehörigkeit beziehungsweise Nichtzugehörigkeit zu gesellschaftlichen Teilgruppen oder aufgrund des Geschlechts können sich die Chancen, Raum zu konstituieren, beträchtlich unterscheiden (vgl. Löw 2001: 228). Somit müssen bei der Beschreibung der konstituierten Räume stets die unterschiedlichen Vermgungsmglichkeiten und der damit einhergehende Habitus berücksichtigt werden. In der vorliegenden Untersuchung sind das Geschlecht, der Migrationshintergrund sowie ein an Bourdieu angelehnter ökonomisch-kultureller Status die vorwiegenden Unterscheidungsmerkmale. Zudem wird fallweise der Jahrgang berücksichtigt sowie die Tätigkeit der Jugendlichen – ob sie jeweils SchülerIn, Lehrling beziehungsweise ArbeiterIn oder arbeitssuchend sind. Ebenso wichtig ist für die Untersuchung, sich nicht auf einzelne Orte zu beschränken. Analysiert man, welche Gruppen von Jugendlichen sich an einem Ort befinden, gewinnt man darüber zwar wichtige Informationen, weit aber nichts über andere Gruppen, die sich

an ganz anderen Orten lokalisieren. Die Raumkonstitutionen müssen immer im Ganzen und nicht ausschnitthaft betrachtet werden – und sie müssen stets mit dem sozialen Raum in ein Verhältnis gesetzt werden.

Das Ziel der Untersuchung ist es, verschiedene Raumkonstitutionen durch unterschiedliche Gruppen von Jugendlichen aufzuspüren. In einem ersten Schritt wird der Frage nachgegangen, an welchen Orten sich die Jugendlichen lokalisieren. Die Orte werden dabei zu Raumtypen zusammengefasst – somit stellt sich die Frage, welche Raumtypen in die Raumkonstitutionen der Jugendlichen Eingang finden. Zudem ist interessant, welche Aktivitäten die Jugendlichen dabei mit welchen Personen ausüben. In einem zweiten Schritt werden die vorgefundenen Raumtypen und Aktivitäten mit dem sozialen Raum in Verbindung gebracht: gibt es Unterschiede zwischen Gruppen von Jugendlichen – nach Geschlecht, Migrationshintergrund, ökonomisch-kulturellem Status – hinsichtlich den vorgefundenen Raumtypen und Aktivitäten? Dabei dient die These Freys als Leitfaden, derzufolge in verschiedenen Räumen – verstanden als Spielfelder, die durch ein institutionalisiertes und normatives Regulationssystem gekennzeichnet sind – unterschiedliche Kapitalsorten am höchsten im Kurs stehen (vgl. Kapitel 5.4). Dabei wird nicht untersucht, welche Kapitalsorten in welchen Räumen am Wertvollsten sind – dies müsste, um die These von Frey umfassend aufgreifen zu können, eigentlich erhoben werden –, es wird lediglich versucht, die einzelnen Raumtypen hinsichtlich der Struktur der Jugendlichen, die sie in ihre Raumkonstitutionen miteinbeziehen, zu gruppieren.

Neben der Erhebung unterschiedlicher Raumkonstitutionen durch verschiedene Gruppen von Jugendlichen, wird zudem untersucht, inwiefern Jugendliche über Konflikterfahrung im öffentlich zugänglichen Raum verfügen. Am Schluss der Studie stehen Aussagen zu ausgewählten Aspekten der Situation der Dornbirner Jugendlichen im Mittelpunkt.

6.2 Grundgesamtheit, Auswahlverfahren und Erhebung

Wenn im Folgenden von Jugendlichen aus Dornbirn die Rede ist, beziehen sich diese Aussagen auf Personen, die ihren Hauptwohnsitz in Dornbirn gemeldet haben und deren Geburtsjahr einem der Jahrgänge 1995 bis 1992 entspricht. Per September 2009 verfügen 2239 Personen über diese Voraussetzungen und fallen somit in die Grundgesamtheit der Untersuchung.

In der vorliegenden Studie kommt als Auswahlverfahren das *Quotenverfahren* zur Anwendung (vgl. Diekmann 2007: 338-345; Schnell et al. 2005: 300-304). Quotenverfahren basieren auf der Auswahl von Personen in der Art, dass bestimmte Merkmale in der Stichprobe in exakt derselben Häufigkeit vorkommen wie in der Grundgesamtheit. Es wird dabei ein Vorwissen vorausgesetzt: die Verteilung einiger Merkmale in der Grundgesamtheit muss bekannt sein und in früheren Untersuchungen, zum Beispiel der Volkszählung, erhoben worden sein. Die endgültige Auswahl der einzelnen RespondentInnen liegt im Ermessen des oder der InterviewerIn. Er oder sie muss lediglich eine Quotenvorgabe erfüllen, die angibt, wie viele Personen mit einem bestimmten Merkmal oder einer bestimmten Kombination von Merkmalen befragt werden muss. Merkmale in der vorliegenden Untersuchung sind: Alter, Geschlecht, Staatszugehörigkeit und Religionsbekenntnis.

Die Rechtfertigungen der Anwendung des Quotenverfahrens basieren in der Regel auf praktischen Argumenten. Es ist meistens billiger als eine Zufallsauswahl und zudem schneller durchzuführen, vor allem dann, wenn für die zu untersuchende Grundgesamtheit keine Liste vorliegt, aus der eine Zufallsstrichprobe gezogen werden könnte. Dies ist der zentrale Grund für die Anwendung des Quotenverfahrens in der vorliegenden Studie: es ist nicht gewährleistet, dass für alle Jugendlichen dieselbe Wahrscheinlichkeit besteht, in die Stichprobe aufgenommen zu werden.

Den praktischen Vorteilen steht eine Reihe von Nachteilen gegenüber. Der gewichtigste Nachteil ist erstens die mangelnde Repräsentativität der Stichprobe; das Quotenverfahren stellt keine Zufallsauswahl dar, womit die Anwendung der Inferenzstatistik erschwert oder gar unmöglich ist. Zweitens können nur diejenigen Merkmale quotiert werden, die in der Grundgesamtheit bekannt sind. Bei speziellen Populationen – aber nicht nur – ist dies häufig nicht der Fall; aktuelle statistische Informationen über bestimmte Merkmale sind nicht bekannt oder zugänglich. Drittens garantieren die Quoten nicht, dass andere Merkmale, die ebenso interessieren, in der Stichprobe unverzerrt abgebildet werden. Es besteht viertens die Gefahr einer erheblichen Verzerrung durch den oder die InterviewerIn, da vor allem Personen ausgewählt werden, die sich kooperativ verhalten.

Die Daten über die Verteilung bestimmter Merkmale stammen vom Meldeamt der Stadt Dornbirn und geben den Stand per September 2009 wieder. Berücksichtigt werden der Jahrgang, das Geschlecht, die Staatsbürgerschaft sowie das Religionsbekenntnis (vgl. Tabelle 1).

	1992	1993	1994	1995	Gesamt
Geschlecht					
männlich	320 53,6%	305 52,4%	265 51,1%	267 49,4%	1445 51,2%
weiblich	277 46,4%	277 47,6%	254 48,9%	274 50,6%	1376 48,8%
Staatsbürgerschaft					
Österreich	548 91,8%	536 92,1%	481 92,7%	502 92,8%	2588 91,7%
Türkei	20 3,4%	16 2,7%	15 2,9%	17 3,1%	92 3,3%
Jugoslawien	12 2,0%	11 1,9%	13 2,5%	10 1,8%	63 2,2%
EU	8 1,3%	11 1,9%	7 1,3%	9 1,7%	45 1,6%
Sonstige	9 1,5%	8 1,4%	3 0,6%	3 0,6%	33 1,2%
Religionsbekenntnis					
Römisch-katholisch	437 73,2%	430 73,9%	377 72,6%	386 71,3%	2045 72,5%
Muslimisch	97 16,2%	83 14,3%	83 16,0%	82 15,2%	437 15,5%
Sonstige	31 5,2%	39 6,7%	36 6,9%	45 8,3%	197 7,0%
Ohne Bekenntnis	32 5,4%	30 5,2%	23 4,4%	28 5,2%	142 5,0%
Gesamt	597 100,0%	582 100,0%	519 100,0%	541 100,0%	2821 100,0%

Tabelle 1: Verteilung bestimmter Merkmale in der Grundgesamtheit pro Jahrgang

Die Befragung wurde vom 20. Oktober bis zum 21. Dezember 2009 durchgeführt. Bei der Interpretation der Ergebnisse ist die Berücksichtigung der Jahreszeit äußerst wichtig, da die Ausführung bestimmter Aktivitäten und der Aufenthalt an bestimmten Orten – zum Beispiel Schwimmen im Freibad oder Skifahren – an gewisse Jahreszeiten geknüpft ist. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie müssen auf den Herbst bezogen werden. Befragt wurden die Jugendlichen in Räumlichkeiten folgender Institutionen: BRG/BORG Dornbirn-Schoren, BG Dornbirn, HTL Dornbirn, Polytechnische Schule Dornbirn, Jugendtreff Arena, Dornbirner Jugendwerkstätten, Überbetriebliches Ausbildungszentrum Vorarlberg, Zumtobel GmbH. Die Jugendlichen wurden dabei während ihrer Arbeitszeit beziehungsweise im Rahmen der Schulstunden befragt; die Ausnahme bildet der Jugendtreff Arena.

6.3 Die Struktur der Stichprobe

Insgesamt wurden 110 Jugendliche befragt und bilden somit die Stichprobe. Quotiert wurde nach den Merkmalen Alter, Geschlecht, Nationalität und Religionsbekenntnis. Darüberhinaus wird die Stichprobe hinsichtlich des Migrationshintergrundes sowie eines ökonomisch-kulturellen Status in Gruppen von Jugendlichen unterteilt.

6.3.1 Geschlecht, Nationalität, Religionsbekenntnis

	1992	1993	1994	1995	Gesamt
Geschlecht					
männlich	17 56,7%	17 65,4%	19 57,6%	9 42,9%	62 56,4%
weiblich	13 43,3%	9 34,6%	14 42,4%	12 57,1%	48 43,6%
Staatsbürgerschaft					
Österreich	25 83,3%	23 88,5%	30 90,9%	18 85,7%	96 87,3%
Türkei	3 10,0%	2 7,7%	0 0,0%	1 4,8%	6 5,5%
Jugoslawien	0 0,0%	0 0,0%	1 0,0%	1 0,0%	2 0,0%
EU	0 0,0%	1 0,0%	1 0,0%	1 0,0%	3 0,0%
Sonstige	2 6,7%	0 0,0%	1 3,0%	0 0,0%	3 2,7%
Religionsbekenntnis					
Römisch-katholisch	16 53,3%	19 73,1%	19 59,4%	17 81,0%	71 65,1%
Muslimisch	12 40,0%	5 19,2%	5 15,6%	3 14,3%	25 22,9%
Sonstige	0 0,0%	0 0,0%	4 0,1%	1 0,0%	5 0,0%
Ohne Bekenntnis	2 6,7%	2 7,7%	4 12,5%	0 0,0%	8 7,3%
Gesamt	30 100,0%	26 100,0%	33 100,0%	21 100,0%	110 100,0%

Tabelle 2: Verteilung bestimmter Merkmale in der Stichprobe pro Jahrgang

Die Verteilung bestimmter Merkmale in der Grundgesamtheit wurde in Tabelle 1 in Kapitel 6.2 dargestellt. Tabelle 2 zeigt die Verteilung derselben Merkmale in der Stichprobe. Die Jugendlichen sind aufgrund der Datenlage (zum Vergleich mit der Grundgesamtheit) in Jahrgangsgruppen geteilt; das Alter der Jugendlichen zum Zeitpunkt der Befragung war 14 bis 17 Jahre. Auffällig ist, dass weibliche Jugendliche in der Stichprobe unterrepräsentiert sind mit Ausnahme des Jahrgangs 1995. Im Jahrgang 1992 sind Jugendliche mit muslimischem Religionsbekenntnis mit einem Anteil von 40,0 Prozent deutlich überrepräsentiert.

6.3.2 Migrationshintergrund

Zusätzlich soll als Unterscheidungsmerkmal der Migrationshintergrund der Jugendlichen betrachtet werden. Die Staatsbürgerschaft ist deshalb kein geeignetes Merkmal, da der Großteil der Jugendlichen über die österreichische Staatsbürgerschaft verfügt. Über einen Migrationshintergrund verfügt einE JugendlicheR wenn entweder er oder sie oder zumindest ein Elternteil im Ausland – das heißt außerhalb Österreichs – geboren ist. Das bedeutet, dass nicht zwingend eine Migrationserfahrung vorliegen muss (vgl. United Nations Economic Commission for Europe 2006: 90).

	1992	1993	1994	1995	Gesamt
Migrationshintergrund					
ohne	13 43,3%	20 76,9%	22 66,7%	14 66,7%	69 62,7%
mit	17 56,7%	6 23,1%	11 33,3%	7 33,3%	41 37,3%
Gesamt	30 100,0%	26 100,0%	33 100,0%	21 100,0%	110 100,0%

Tabelle 3: Migrationshintergrund in der Stichprobe pro Jahrgang

Die Jugendlichen in der Stichprobe sind inklusive Österreich in sieben verschiedenen Ländern geboren, deren Eltern mit Österreich in 13 verschiedenen Ländern, wobei Serbien, Montenegro und Kosovo als ein Land gezählt wird. 41 Jugendliche oder 37,3 Prozent der 110 RespondentInnen verfügen über einen Migrationshintergrund (vgl. Tabelle 3). Von diesen 41 Jugendlichen, die laut Definition über einen Migrationshintergrund verfügen, sind zehn Jugendliche im Ausland geboren; 14 Jugendliche mit Migrationshintergrund verfügen nicht über die österreichische Staatsbürgerschaft; von den 100 Jugendlichen, die in

Österreich geboren sind, haben 92,0 Prozent die österreichische Staatsbürgerschaft. Tabelle 3 zeigt, dass in den Jahrgängen 1995 und 1994 ungefähr ein Drittel der Jugendlichen über einen Migrationshintergrund verfügt, im Jahrgang 1993 ungefähr ein Viertel während im Jahrgang 1992 über die Hälfte der Jugendlichen einen Migrationshintergrund aufweist.

6.3.3 Ökonomisch-kultureller Status

Um im Sinne Bourdieus den sozialen Raum der AkteurInnen darstellen zu können, werden die Jugendlichen hinsichtlich ihres ökonomischen und kulturellen Kapitals in drei Gruppen aufgeteilt. Bei den drei im Folgenden definierten Gruppen mit unterschiedlichem ökonomisch-kulturellen Status handelt es sich um theoretische Klassen, um fiktive Gruppierungen, die nicht als reale Klassen wahrgenommen werden dürfen.

Für die Untersuchung des Sozialraums wird eine Clusteranalyse durchgeführt. Unter diesem Begriff werden verschiedene Verfahren zur Gruppenbildung zusammengefasst. Unabhängig von der konkreten Problemstellung geht es bei der Clusteranalyse „immer um die Analyse einer heterogenen Gesamtheit von Objekten (...), mit dem Ziel, homogene Teilmengen von Objekten aus der Objektgesamtheit zu identifizieren.“ (Backhaus et al. 2006: 490) Das heißt, dass eine Menge von Objekten derart in Gruppen beziehungsweise Cluster unterteilt werden, dass die derselben Gruppe zugeordneten Objekte eine möglichst hohe Ähnlichkeit aufweisen, während gleichzeitig die Objekte unterschiedlicher Gruppen deutlich verschieden voneinander sind.

Die Stellung der AkteurInnen im sozialen Raum ergibt sich im Anschluss an Bourdieu aus ihrer relativen Verfügung über die verschiedenen Kapitalsorten: einerseits über das gesamte Kapitalvolumen, das heißt über den Besitz an ökonomischen und kulturellem Kapital, andererseits über die Struktur der Kapitalausstattung, das heißt über das Verhältnis von ökonomischem zu kulturellem Kapital.

Im Hinblick auf theoretische und praktische²⁶ Überlegungen werden zur Messung des ökonomischen Kapitals folgende Variablen verwendet:

²⁶ Es werden lediglich Variablen verwendet, für die eine geringe Antwortverweigerung vorliegt.

- *Anzahl der Zimmer pro Person*: Dabei wird die Anzahl der Zimmer (Frage 203)²⁷ durch die Anzahl der Personen im Haushalt (Frage 201) dividiert.
- *Gegenstand: eigenes Zimmer* (Frage 205)
- *Gegenstand: eigener Garten* (Frage 205)

Das kulturelle Kapital ergibt sich als objektiviertes Kulturkapital, das in Form von kulturellen Gütern vorliegt:

- *Anzahl der Bücher im Haushalt* (Frage 206)
- *Gegenstand: Bücher mit Gedichten* (Frage 205)
- *Gegenstand: Kunstwerke* (Frage 205)

Die Bildung der Eltern wird als inkorporiertes Kulturkapital aufgefasst. Die Bildung der Mutter wird aus praktischen Überlegungen gewählt: während die Antworten zur Bildung der Mutter drei fehlende Werte aufweisen, sind es bei der Bildung des Vaters elf fehlende Werte. Zudem korrelieren die jeweils höchsten Bildungsabschlüsse der Eltern beträchtlich (Kendall-Tau-b: 0,594; Signifikanz: 0,000), sodass der Rückgriff auf eine Variable gerechtfertigt ist.

- *Höchste abgeschlossene Ausbildung der Mutter* (Frage 302)

In der vorliegenden Arbeit gelangt die Two-Step-Clusteranalyse zur Anwendung. Ein Vorzug dieses Verfahrens ist, dass gleichzeitig sowohl metrische als auch kategoriale Variablen verwendet werden können; dies ist hier der Fall. Zudem kann die optimale Anzahl der Cluster vom Verfahren selbst bestimmt werden (vgl. Janssen/Laatz 2010: 487). Im vorliegenden Fall generiert die Two-Step-Clusteranalyse drei Cluster:

- *Hoher ökonomisch-kultureller Status*: Jugendliche, die dieser Gruppe angehören, verfügen über ein relativ hohes ökonomisches und kulturelles Kapital, wie in Tabelle 4 ersichtlich ist. Zudem verfügen die Mütter über einen relativ höheren Schulabschluss als die Mütter der Jugendlichen, die dem mittleren und niedrigeren ökonomisch-kulturellen Status zuzurechnen sind. So sind beispielsweise 91,7 Prozent der Jugendlichen, deren Mütter über einen Abschluss an einer Hochschule, Akademie oder Fachhochschule verfügen, dieser Gruppe zugehörig.
- *Mittlerer ökonomisch-kultureller Status*: Jugendliche aus dieser Gruppe verfügen über ein annähernd gleiches ökonomisches Kapital wie Jugendliche, die über einen

²⁷ Die Nummer in der Klammer bezieht sich auf die jeweilige Frage im Fragebogen, der im Anhang angefügt ist.

hohen ökonomisch-kulturellen Status verfügen (vgl. Tabelle 4). Dafür sind sie relativ gesehen weniger im Besitz von objektiviertem Kulturkapital und verfügen – über die Bildung der Mutter – über deutlich weniger inkorporiertes kulturelles Kapital als Jugendliche mit hohem ökonomisch-kulturellen Status. So haben 93,3 Prozent der Mütter der Jugendlichen mit mittlerem ökonomisch-kulturellen Status die Pflichtschule mit zusätzlicher Lehre als höchste abgeschlossene Ausbildung.

- *Niedriger ökonomisch-kultureller Status:* Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Status verfügen über ein relativ geringes ökonomisches und kulturelles Kapital (vgl. Tabelle 4). 51,6 Prozent der Mütter dieser Jugendlichen haben die Pflichtschule ohne Lehre absolviert, 16,1 Prozent haben entweder gar keine Schule besucht oder verfügen über keinen Schulabschluss.

Status	Gegenstände: Zimmer für dich allein		Gegenstände: eigener Garten		Gegenstände: Klassische Literatur		Gegenstände: Kunstwerke		Zimmer pro Person	
	MW	SA	MW	SA	MW	SA	MW	SA	MW	SA
Hoch	0,96	0,21	0,82	0,39	0,69	0,47	0,91	0,29	1,89	0,87
Mittel	0,93	0,25	0,87	0,35	0,27	0,45	0,47	0,51	1,79	1,30
Niedrig	0,55	0,51	0,26	0,44	0,16	0,37	0,45	0,51	0,95	0,33
<i>Kombiniert</i>	<i>0,83</i>	<i>0,38</i>	<i>0,67</i>	<i>0,47</i>	<i>0,42</i>	<i>0,50</i>	<i>0,65</i>	<i>0,48</i>	<i>1,58</i>	<i>0,99</i>

Tabelle 4: Mittelwert (MW) und Standardabweichung (SA) der einzelnen Gruppen

Status	Geschlecht		Migrations- hintergrund		Jahrgang				Gesamt
	männlich	weiblich	ohne	mit	1992	1993	1994	1995	
Hoch	28 47,5%	17 36,2%	37 54,4%	8 21,1%	14 48,3%	16 64,0%	7 21,9%	8 40,0%	45 42,5%
Mittel	14 23,7%	16 34,0%	23 33,8%	7 18,4%	2 6,9%	5 20,0%	15 46,9%	8 40,0%	30 28,3%
Niedrig	17 28,8%	14 29,8%	8 11,8%	23 60,5%	13 44,8%	4 16,0%	10 31,3%	4 20,0%	31 29,2%
Gesamt	59 100,0%	47 100,0%	68 100,0%	38 100,0%	29 100,0%	25 100,0%	32 100,0%	20 100,0%	106 100,0%

Tabelle 5: Struktur der einzelnen Status

Tabelle 5 zeigt die Verteilung von Geschlecht, Alter und Migrationshintergrund in den einzelnen Gruppen. Zwischen dem Geschlecht und dem ökonomisch-kulturellen Status gibt es keinen signifikanten Zusammenhang (Cramer-V: 0,129; Signifikanz: 0,411). Zwischen dem ökonomisch-kulturellen Status und dem Migrationshintergrund besteht ein mittlerer

Zusammenhang (Cramer-V: 0,516; Signifikanz: 0,000); schwach hängen der ökonomisch-kulturelle Status und der Jahrgang zusammen (Cramer-V: 0,314; Signifikanz: 0,002).

6.3.4 Sonstiges

An dieser Stelle soll kurz auf die Verteilung weiterer relevanter Merkmale eingegangen werden. Für die Interpretation der Ergebnisse ist die Kenntnis der Verteilung dieser Merkmale wichtig.

Von den 110 Jugendlichen in der Stichprobe sind 80,0 Prozent SchülerInnen, 12,7 Prozent machen eine Lehre, 5,5 Prozent sind ArbeiterInnen und 1,8 Prozent geben an, arbeitssuchend zu sein. 40,6 Prozent der 110 Jugendlichen besuchen ein Gymnasium, 27,3 Prozent eine Polytechnische Schule, 6,4 Prozent eine HTL und 5,4 Prozent einen anderen Schultyp.

6,4 Prozent der Jugendlichen wohnen im Bezirk Haselstauden, 23,6 Prozent im Hatlerdorf, 18,2 Prozent im Markt, 15,5 Prozent im Oberdorf, 18,2 Prozent im Rohrbach sowie 13,6 Prozent im Schoren; 4,5 Prozent der 110 Jugendlichen gab keine Auskunft über ihren Wohnbezirk.

6.4 Aktionsraumanalyse

Im Zentrum der vorliegenden Untersuchung steht die Durchführung einer Aktionsraumanalyse. Ihr generelles Ziel besteht in der Beschreibung und Erklärung raumbezogenen Verhaltens beziehungsweise der Aktivitäten von Personen oder Mengen von Personen, wobei nicht allein das Auftreten von Aktivitäten Gegenstand der Analyse ist, sondern das Auftreten von Aktivitäten an irgendwelchen Orten. Unter dem Aktionsraum wird die Menge der Orte verstanden, die eine Person innerhalb eines bestimmten Zeitabschnitts zur Ausübung bestimmter Aktivitäten aufsucht (vgl. Dangschat et al. 1982: 4). Die Aktionsraumanalyse fragt also grundsätzlich danach, wer wann welche Aktivitäten an was für Orten mit welchen Personen ausführt. Ausgegangen wird nicht von Merkmalen von Personen, also zum Beispiel vom Geschlecht oder Bildungshintergrund, sondern von Aktivitäten oder Orten, und es wird danach gefragt, welche Merkmale Personen haben, die eine gewisse Aktivität ausführen oder sich an einem bestimmten Ort aufhalten. Anzahl, Art und Häu-

figkeit von Aktivitäten oder Aufhalten an Orten werden somit durch Merkmale von Personen oder Personengruppen erklärt (vgl. Friedrichs 1990: 162). Aktionsraumanalysen stehen in einem Naheverhältnis zu Zeitbudget-Forschungen. Während bei letzteren die Frage im Vordergrund steht, wie lange eine Person für bestimmte Aktivitäten innerhalb eines festgelegten Zeitabschnitts benötigt²⁸, geht es bei ersteren vorwiegend um die Orte, an denen Aktivitäten ausgeübt werden.

Methodische Probleme ergeben sich vorwiegend aus der Konzeptionalisierung der Aktivitäten beziehungsweise der Orte (vgl. Friedrichs 1990: 164): die Zahl der Aktivitäten wächst, je feiner sie unterteilt werden. Die Aktivität „Lesen“ beispielsweise kann sich auf Bücher, Magazine und Zeitschriften beziehen; trennt man die Aktivität nach dem Medium, ergeben sich drei Aktivitäten. Die Genauigkeit, mit der Aktivitäten klassifiziert werden, führt somit zu unterschiedlichen Formen, die Aktivität auszuüben. Zusätzlich stellt sich die Frage, ob in der Untersuchung die Anzahl der Aktivitäten vorgegeben wird oder ob mit offenen Antwortmöglichkeiten operiert wird. In Verkehrsstudien werden meist nur fünf Aktivitäten verwendet, andere Aktionsraumstudien verwenden 25 Aktivitäten (vgl. Dangschat et al. 1982: 37). Ein weiteres Problem ergibt sich aus dem Phänomen des Multitasking und lässt sich anhand der Mediennutzung darstellen: Fernsehen und Radio beziehungsweise die Stereoanlage sind für viele ihrer NutzerInnen keine Medien, die nur punktuell eingeschaltet werden, sondern sind vielmehr Tagesbegleitmedien geworden (vgl. Munker 2009: 79). Das heißt, dass gleichzeitig mehrere Aktivitäten ausgeübt werden – Musik hören und/oder Fernsehen und/oder Lesen, etc. –, aber lediglich eine Aktivität pro Zeiteinheit angegeben werden kann. Somit steht der oder die RespondentIn vor der Aufgabe, zwischen zwei Aktivitäten auszuwählen und eine Aktivität mit hundert Prozent zu gewichten, während die andere keine Berücksichtigung findet. Ein Beispiel aus der Erhebung sind die Aktivitäten Rauchen und Geselligkeit, die sich nicht gegenseitig ausschließen.

Ebenso kann die Analyse mit unterschiedlichen Zeiteinheiten arbeiten. So kann beispielsweise eine Zeiteinheit eine Stunde sein oder sich über lediglich fünf Minuten erstrecken. Je feiner die Zeiteinheit gewählt wird, desto mehr Informationen werden gewonnen; dies geht jedoch auf Kosten der Machbarkeit der Erhebung. In der vorliegenden Studie ist die Zeiteinheit eine Viertelstunde. Das heißt, dass die RespondentInnen für jede Viertelstunde den

²⁸ Beispielsweise lässt sich dies an einer Vorläuferin der Zeitbudget-Forschung sehen: der Marienthalstudie (vgl. Jahoda et al. 1975: 83-92).

Ort angeben, an dem sie sich aufhalten, die Aktivitäten, die sie dabei ausführen und die Person oder Personen, mit der oder denen sie dies tun (vgl. Anhang: Fragebogen).

Die Erhebung selbst kann auf unterschiedliche Weise erfolgen (vgl. Friedrichs 1990: 164; Blass 1980): es gibt die Möglichkeit einen standardisierten Fragebogen zu entwerfen, den die RespondentInnen selbst ausfüllen oder der in einer Befragung von dem oder der InterviewerIn feldkodiert wird. Zusätzlich kann eine Beobachtung durchgeführt oder in Form eines Tagebuchs ein Protokoll angelegt werden. In der vorliegenden Studie wird ein standardisierter Fragebogen verwendet (vgl. Anhang: Fragebogen). Dieser wurde auf der Grundlage anderer Studien zusammengestellt (vgl. Dangschat et al. 1982, Spiegel 2008).

Wie ausgeführt, ist ein äußerst relevanter Bestandteil der Aktionsraumanalyse die Kategorisierung der Aktivitäten, die die RespondentInnen ausführen beziehungsweise der Orte, an denen sie sich aufhalten. Während in vielen Aktionsraumanalysen mit geschlossenen Antwortkategorien gearbeitet wird, werden in der vorliegenden Untersuchung offene Antwortkategorien verwendet. Das heißt, dass die RespondentInnen selbst die Formulierung ihrer Antwort übernehmen und keinen Einschränkungen unterworfen sind. Dies hat jedoch zur Folge, dass die Antworten mittels Inhaltsanalyse kategorisiert werden müssen.

Die 110 Antwortbögen wurden in einem ersten Schritt digitalisiert. In einem zweiten, iterativen Schritt wurden die Antworten kategorisiert: Kodiereinheit – kleinster Materialbestandteil, der ausgewertet werden darf – und Kontexteinheit – größter Textbestandteil, der zu einer Kategorie hinzugerechnet werden kann – fallen in der Inhaltsanalyse zusammen (vgl. Mayring 2007: 53); als Ober- und Untergrenze gilt jeweils die gesamte Angabe für eine Aktivität oder Ortsangabe pro Zeiteinheit.

Tabelle 6 auf der nächsten Seite zeigt das Kategorienschema für die Aktivitäten. Beispielsweise werden die Antworten „Putzen“, „Abwaschen“ und „Aufräumen“ der Kategorie „Hausarbeit“ zugeordnet. Die Kategorie „Persönliche Aktivitäten“ bildet eine Restkategorie für alleine ausgeübte Aktivitäten, die sonst keiner Kategorie zugerechnet werden können. In die Kategorie „Computer“ fallen alle Aktivitäten, die sich auf einen Computer beziehen, aber nicht zu den Kategorien „Computer spielen“ oder „Internet“ hinzugezählt werden können, wie beispielsweise „Vor dem Computer sitzen“. Die Kategorie „Weg“ schließt alle Angaben zu zurückgelegten Wegen ein, die nicht auf ein spezielles Fortbewegungsmittel eingehen; „Weg in die Schule“ kann beispielsweise weder der Kategorie „Weg: zu Fuß“ noch einer anderen „Weg“-Kategorie zugeordnet werden.

Aktivitäten	Beispiel(e)
Arbeit	„Arbeit“, „Zeitung austragen“
Arztbesuch	„Arzt“, „Spital“, „Zum Frauenarzt gegangen“
Ausgehen	„Fortgehen“, „Disco gehen“
Ausruhen	„Ausruhen“, „Pause, nichts tun“, „Erholen“
Autofahren üben	„Autofahren üben“
Besuch einer Hochzeit	„Besuch einer Hochzeit“
Besuch von-bei Verwandten	„Oma und Opa besuchen“, „Kaffee und Kuchen bei der Schwester“
Computer	„Vor dem Computer sitzen“
Computer spielen	„LAN-Party“, „Computer spielen“
Diskutieren	„Aussprache“, „Streiten“, „Versöhnen“
Einkaufen	„Shoppem“, „Schauen“, „Auto anschauen“, „Messepark“
Essen	„Frühstücken“, „Mittagessen“
Fahrschule	„Fahrschule“
Fotografieren	„Fotografieren“
Frisörtermin	„Frisörtermin“
Führerin Tag der Offenen Tür	„Führerin Tag der Offenen Tür“
Gelegenheitsjob	„Babysitten“
Geselligkeit	„Freunde treffen“, „Rumhängen“, „Zu Freunden gehen, dort Fernseh schauen, rauchen, abhängen“, „Besuch von Freundin“
Hausarbeit	„Putzen“, „Abwaschen“, „Aufräumen“
Informieren	„Kurs“, „Schnuppertage“, „Bifo Hohenems“
Internet	„Facebook und mit Freunden Chatten“, „MSN“, „Internet (chatten und so)“
Kinobesuch	„Kino gehen“
Kochen	„Kochen“, „Abendessen richten / kochen“, „Kekse backen“
Körperpflege	„Duschen“, „Anziehen“, „Herrichten“, „Baden“, „Klo“, „Schminken“
Kulturveranstaltung	„Vernissage besuchen“, „Konzert“, „Ausstellung anschauen“, „CD-Präsentation“
Lernen	„Aufsatz schreiben“, „Hausaufgaben“, „Hausübung machen“, „Schulsachen vorbereitet“, „Mathe-Nachhilfe“
Lesen	„Lesen“, „Zeitung lesen“
Mit KFZ beschäftigen	„Moped tunen“, „Moped reparieren“, „Auto putzen“
Mit Tieren beschäftigen	„Mit Hund spielen“, „Reiten“, „Misten“
Mittagspause	„Mittagspause“
Musik hören	„Musik hören“
Musizieren	„Schlagzeug spielen“, „Trompete üben“, „Klavier“, „Gitarre spielen“
Persönliche Aktivitäten	„Freizeit“, „Vor Arbeit verstecken“, „Trainingstasche packen“
Politische Tätigkeit	„LSV Workshop“
Rauchen	„Rauchen“, „Wasserpfeife“, „Shisha rauchen“, „Joints rauchen“
Religiöse Tätigkeit	„Besuch Gottesdienst“, „Firmtreffen“
Schlafen	„Schlafen“, „Dösen“
Schule	„Schule“, „Geographie“
Skaten	„Skaten“

Spazieren	„Spazieren“, „Im Nebel spazieren“, „Bummeln“, „Stadtbummel“
Spiel spielen	„Puzzle“, „Poker spielen bei Freund“, „Tischfußball“, „Karten spielen“
Spielkonsole	„Xbox spielen“, „Playstation spielen“, „Zocken“
Sport treiben	„Fußball spielen“, „Aufwärmen“, „Handballmatch“, „Laufen gehen“, „Gymnastik“, „Eishockey“, „Ringieren Turnier“
Sport-Veranstaltung	„Lions-Basketballmatch“, „Eishockey Match“
Spritztour	„Mit Auto nach Italien gefahren“
Tanztraining	„Tanzkurs“, „Tanzprobe“, „Tanz-Training“, „Polonais-Probe für Ball“
Tätowieren lassen	„Tätowieren lassen“
Telefonieren	„Telefonieren“, „SMS schreiben“
Trinken	„Tee trinken“, „Kaffee trinken“, „Getsischat“
TV	„Fernsehen“, „Film anschauen“, „DVD“
Warten	„Warten“, „Auf Zug warten“, „Warten bis Dad kommt“
Weg	„Weg in die Schule“
Weg: Auto	„Auto mitgefahren“
Weg: Bus	„Mit dem Bus gefahren“
Weg: Fahrrad	„Fahrrad gefahren“
Weg: Moped	„Moped“
Weg: Taxi	„Mit dem Taxi zurück nach Dornbirn“
Weg: zu Fuß	„Zur Schule laufen“, „Auf den Bus gehen“
Weihnachtsfeier	„Weihnachtsfeier“
Werken	„Werkstatt“, „Hag reparieren“, „Holzen“

Tabelle 6: Kategorien der Aktivitäten

Auf gleiche Weise wurde mit den Orten verfahren, die die RespondentInnen angegeben haben. Wichtig ist, dass mit dieser Vorgehensweise mehrere Orte zu sogenannten Raumtypen zusammengefasst werden; damit geht zwar Information verloren – es können die Orte nicht mehr in eine Karte eingetragen werden; Orte wie zum Beispiel zwei Nachtclubs fallen zwar in den gleichen Raumtyp, können aber sehr unterschiedlich sein –, dafür entspricht es mehr dem Erkenntnisinteresse der Studie, von idealtypisch unterschiedlichen Räumen auszugehen. Das sich daraus ergebende Kategorienschema für die unterschiedlichen Raumtypen ist in Tabelle 7 angegeben. Es kam vereinzelt vor, dass Orte zwar sehr allgemein angegeben wurden, es aber möglich war, sie über die Aktivitäten genauer zu bestimmen. Beispielsweise wurde die „Schattenburg Feldkirch“ dem Raumtyp „Restaurant“ zugeordnet, da als Aktivität „Essen“ angegeben wurde – und nicht etwa, dass eine Ausstellung besichtigt wurde.

Raumtyp	Beispiel(e)
Arbeitsplatz	„Arbeitsplatz“, „Jugendwerkstätte“, „Zumtobel“
Bahnhof	„Bahnhof“, „Götzis Bahnhof“
Bar	„7er Bar“, „21er Café“, „C-Café“, „Cuba Bar Bregenz“
Bushaltestelle	„Bushaltestelle“
Daheim	„Daheim“, „Wohnzimmer“
Disco	„A14“, „Blaue Sau“, „Conrad Sohm“
Draußen	„Draußen“, „Straße“, „vor Spital“
Einkaufszentrum	„Messepark“, „Stadtmarkt“, „Lindaupark“
Fahrschule	„Fahrschule Lustenauerstraße“
Fahrzeug	„Reisebus“
Fitnesscenter	„Fitnesscenter“, „Magic Fit“
Fitnessparcour	„Fitness Parcour Dornbirner Ach“
Flohmarkt	„Flohmarkt Messepark“
Frisör	„Frisör“
Geschäft	„C&A“, „Hofer“, „Sutterlüty“, „Spar“, „Sajas“
Institution	„Albatros“, „Bifo“,
Internetcafé	„Internetcafé“
Jugendtreff	„Arena“, „Vismut“, „Factor-Y“, „Chillout Höchst“
Kebabstand-lokal	„Dönerladen“, „Orick's“, „Euphrat Kebab“
Kino	„Kino“, „Cineplexx“
Kulturrort	„Flatzmuseum“, „K12 Bregenz“, „ORF-Funkhaus“
Lokal	„Billardlokal“, „Clubheim Birkenwiese“, „Bowlplatz“
Markt	„Adventsmarkt Innsbruck“, „Weihnachtsmarkt“
McDonald's	„McDonald's“
Musikschule	„Musikschule“,
Natur	„Bodensee“, „Dornbirner Ach“, „im Wald“, „Zanzenberg“
OrtDornbirn	„Dornbirn“, „Dornbirn Stadt“, „Sägerbrücke“, „Rohrbach“
OrtSonstiges	„Altach“, „Bludenz“, „Lauterach“, „St. Gallen“
Parkplatz	„Messepark Parkplatz“
PrivatraumSonstige	„Daheim bei Freund“, „Daheim bei Cousin“
ReligiöserOrt	„Kirche Rohrbach“
Restaurant	„Gemsle“, „Schattenburg Feldkirch“
Schulgebäude	„Schule“, „HS Markt“, „HTL Bregenz“
Schwimmbad	„Stadtbad Dornbirn“
Spital-Arzt	„Arzt“, „Spital Dornbirn“
Sportplatz-halle	„Birkenwiese Sportplatz“, „Eishalle“, „Fußballplatz“
Sportwetten	„Sportwetten am Bahnhof“
Stall	„Stall“
Straßenfest	„Straßenfest Dornbirn“
Tankstelle	„ÖMV Tankstelle“
Tanzschule	„Tanzkurslokal“, „Tanzschule Hieble“
Tätowierstudio	„Tätowierstudio“

Tabelle 7: Kategorien der Raumtypen

Schließlich wurde für jeden Zeitabschnitt noch erhoben, mit wem sich die Jugendlichen an dem Ort aufgehalten beziehungsweise mit wem sie die Aktivität ausgeübt haben. Dabei wurde keine offene Form gewählt, sondern es wurden sieben Antwortmöglichkeiten vorgegeben: „alleine“, „Partner(in)/feste Freund(in)“, „Freunde“, „Bekannte/(Schul- und Arbeits-)Kollegen“, „(enge) Familie“, „Andere Verwandte“ und „sonstige“.

Somit stehen für jeden Zeitabschnitt zu je einer Viertelstunde Angaben über den Aufenthalt einer Person an einem Ort beziehungsweise Raumtyp, die dabei ausgeübte Aktivität sowie die dabei involvierten Personen zur Verfügung. Für jede Person sind für jeweils einen Werktag sowie einen Sonntag 96 Zeitabschnitte erfasst; rechnet man alle 110 Jugendlichen zusammen, sind für einen Werktag sowie einen Sonntag jeweils Informationen zu 10560 Zeitabschnitten zu je einer Viertelstunde verfügbar. Die Angaben in Kapitel 7 beziehen sich auf einen durchschnittlichen Werktag. Dafür wurden die Angaben der Jugendlichen, die sie für die einzelnen Werktage in unterschiedlichen Kalenderwochen gemacht haben, zusammengefasst. Die einzelnen Tage kommen wie folgt in der Stichprobe vor: Montag 21,8 Prozent, Dienstag 12,7 Prozent, Mittwoch 24,5 Prozent, Donnerstag 20,9 Prozent und Freitag 20,0 Prozent. Der Sonntag bezieht sich ebenfalls auf einen durchschnittlichen Sonntag, da die Angaben zum Sonntag aus unterschiedlichen Kalenderwochen stammen.

7. Auswertung

7.1 Lieblingsorte und gemiedene Orte

Als Einstiegsfrage wurde den Jugendlichen die Möglichkeit gegeben, einen speziellen Lieblingsort (Frage 002) sowie einen Ort anzugeben, an den sie überhaupt nicht gerne hingehen (Frage 003). Durch die Form der offenen Frage gab es im Voraus keine Einschränkungen.

Lieblingsorte			Gemiedene Orte		
Ort	Nennungen		Ort	Nennungen	
	Abs.	Rel.		Abs.	Rel.
Arena	9	10,84 %	Bahnhof	20	46,51 %
Messepark	9	10,84 %	Schule	4	9,30 %
Stadt	9	10,84 %	Vismut	3	6,98 %
Bahnhof	7	8,43 %	Bremenmahd	2	4,65 %
Innenstadt	5	6,02 %	Waldbad Enz	2	4,65 %
McDonald's	5	6,02 %	Gesamt	43	100 %
Dornbirner Ache	4	4,82 %			
Birkenwiese	2	2,41 %			
C-Cafe	2	2,41 %			
Daheim	2	2,41 %			
Hatlerdorf	2	2,41 %			
Inatura	2	2,41 %			
Gesamt	83	100 %			

Tabelle 8: Lieblingsorte und gemiedene Orte der Jugendlichen mit mindestens zwei Nennungen

Bei der Frage nach einem persönlichen Lieblingsort gab es insgesamt 83 Nennungen, wobei 37 verschiedene Orte angegeben wurden. Die Orte mit mindestens zwei Nennungen sind im rechten Abschnitt der Tabelle 8 angegeben. Neben dem Jugendtreff Arena weisen der Messepark sowie die Stadt jeweils neun Nennungen auf. Der Bahnhof wird siebenmal als Lieblingsort genannt. Tabelle 8 zeigt im rechten Abschnitt die gemiedenen Orte mit mindestens zwei Nennungen. Insgesamt gab es bei den gemiedenen Orten 43 Nennungen, wobei 17 verschiedene Orte genannt wurden. Auf den ersten Blick ist erstaunlich, dass der Bahnhof, obwohl er siebenmal als Lieblingsort aufscheint, gleichzeitig mit Abstand am häufigsten genannt wird bei den Orten, an denen sich die Jugendlichen überhaupt nicht gerne aufhalten. Wird hingegen ein Raumbegriff verwendet, der berücksichtigt, dass an

einem Ort verschiedene Gruppen von AkteurInnen unterschiedliche Räume konstituieren können, erscheint dieser Befund nicht mehr als widersprüchlich: während manche Jugendlichen den Bahnhof als „Angstraum“ konstituieren können, kann er für andere ein positiv konnotierter Raum der Kommunikation und der Begegnung sein; ein Konflikt zwischen diesen beiden Gruppen ist nicht zwangsläufig gegeben.

7.2 Grundsätzliches Freizeitverhalten

Wie die Jugendlichen in Dornbirn ihre Freizeit verbringen, wurde im Fragebogen mit einer Liste von 31 Aktivitäten abgefragt (Frage 109). Die Jugendlichen konnten angeben, wie häufig sie eine Freizeitaktivität ausüben („sehr oft“ [1], „oft“ [2], „selten“ [3] und „nie“ [4]). Die Freizeitaktivitäten waren auf eine vorgegebene Auswahl beschränkt; eine offene Antwortmöglichkeit war nicht gegeben. Somit gab es nicht die Möglichkeit, über die Häufigkeit anderer Aktivitäten, wie zum Beispiel die Häufigkeit des Telefonierens, Auskunft zu geben.

Wichtig ist, dass die Antworten keine Auskunft über die tatsächliche Häufigkeit der Ausübung einer Aktivität geben: was unter „sehr oft“ verstanden wird, kann von Person zu Person sehr unterschiedlich sein.

Wie häufig Jugendliche die in der Liste vorgegebenen Freizeitaktivitäten ausüben, ist in nebenstehender Tabelle 9 angegeben. Die erste Spalte zeigt die Art der Aktivität, die zweite Spalte gibt den Anteil der Jugendlichen an, die eine Aktivität oft und sehr oft ausüben und die dritte Spalte gibt den Mittelwert der Antworten an. Wird der Mittelwert als Kriterium zur Reihung herangezogen, ist Musik

Freizeitaktivität	Mach ich "oft" oder "sehr oft"	Mittelwert
Musik hören	91,8 %	1,51
Mich mit FreundInnen treffen	95,5 %	1,55
Internet nutzen	88,2 %	1,55
Sport treiben	70,4 %	1,98
Auf Feste / Parties gehen	73,6 %	2,01
Fernsehen / DVD / Video schauen	73,6 %	2,15
Nichtstun, sich erholen, chillen	72,7 %	2,33
In eine Disco gehen	57,3 %	2,39
Stadtbummel machen	52,3 %	2,40
Mit Computer oder Spielkonsole spielen	55,5 %	2,41
Fastfood essen gehen	47,3 %	2,47
Sportveranstaltungen besuchen	47,3 %	2,57
In der Natur aufhalten	42,7 %	2,62
Im Kino einen Film anschauen	33,6 %	2,70
Fahrrad fahren	37,0 %	2,73
Allein sein	27,3 %	2,76
Spazieren gehen	30,9 %	2,85
Lesen	24,5 %	2,90
Mofa / Moped / Roller / Motorrad fahren	40,9 %	2,93
Kreativ tätig sein	27,3 %	2,94

hören die Freizeitaktivität, die am häufigsten ausgeübt wird, gefolgt vom Treffen mit FreundInnen und der Internetnutzung. Die restlichen Aktivitäten folgen mit erheblichem Abstand. Zwischen einzelnen Gruppen von Jugendlichen gibt es teils erhebliche Unterschiede in der Ausübung von Freizeitaktivitäten. Hinsichtlich des Geschlechts gibt es signifikante Unterschiede bei folgenden Aktivitäten (vgl. Tabelle 10): männliche Ju-

Mit Spielautomaten / Flipper / Billard / Tischfußball spielen	29,1 %	2,99
In ein Jugendzentrum gehen	29,1 %	3,02
Konzert besuchen	13,8 %	3,17
Selber Musik machen	22,7 %	3,20
Mit Nebenverdienst beschäftigen	13,6 %	3,42
In die Kirche / Moschee gehen	12,7 %	3,48
Wandern	2,8 %	3,54
Skaten / Rollerblade fahren	9,1 %	3,55
In ein Museum gehen	0,9 %	3,73
Ins Theater gehen	2,7 %	3,84
Ein klassisches Konzert / Oper besuchen	0,9 %	3,90

Tabelle 9: Freizeitaktivitäten

gendliche spielen häufiger Computer oder Spielkonsole als weibliche Jugendliche, ebenso spielen sie öfters Spielautomat, Flipper, Billard oder Tischfußball; sie treiben mehr Sport, wandern mehr, halten sich öfters in der Natur auf und fahren auch mehr mit dem Fahrrad.

	Mittelwert nach Geschlecht			Signifikanz	Eta
	Männlich	Weiblich	Gesamt		
Mit Computer oder Spielkonsole spielen	1,92	3,04	2,41	0,000	0,545
Mit Spielautomaten / Flipper / Billard / Tischfußball spielen	2,58	3,52	2,99	0,000	0,473
Stadtbummel machen	2,72	2,00	2,40	0,000	0,412
Sport treiben	1,77	2,26	1,98	0,003	0,283
Allein sein	2,90	2,58	2,76	0,003	0,278
Wandern	3,41	3,71	3,54	0,005	0,269
Fahrrad fahren	2,52	3,02	2,73	0,006	0,261
Kreativ tätig sein	3,15	2,67	2,94	0,006	0,259
Sportveranstaltungen besuchen	2,34	2,88	2,57	0,009	0,250
Selber Musik machen	3,00	3,46	3,20	0,022	0,218
Mit Nebenverdienst beschäftigen	3,56	3,23	3,42	0,023	0,217
In der Natur aufhalten	2,47	2,81	2,62	0,027	0,211

Tabelle 10: Unterschiede in der Ausübung von Freizeitaktivitäten hinsichtlich des Geschlechts

Zudem besuchen männliche Jugendliche häufiger Sportveranstaltungen und machen öfters selbst Musik als weibliche Jugendliche. Weibliche Jugendliche hingegen bummeln häufiger als männliche Jugendliche durch die Stadt, sind mehr allein, öfters kreativ tätig und beschäftigen sich darüber hinaus mehr mit einem Nebenverdienst.

Untersucht man, ob es signifikante Unterschiede zwischen Jugendlichen mit und Jugendlichen ohne Migrationshintergrund hinsichtlich der Häufigkeit der Ausübung von Freizeitaktivitäten gibt, findet sich bei den Aktivitäten in Tabelle 11 ein solcher Unterschied: Jugendliche mit Migrationshintergrund gehen öfters in eine Kirche beziehungsweise Moschee sowie in ein Jugendzentrum als Jugendliche ohne Migrationshintergrund; zudem spazieren sie häufiger. Jugendliche ohne Migrationshintergrund halten sich dafür öfters in der Natur auf, Wandern und Lesen mehr, sind häufiger kreativ tätig und besuchen öfters ein Konzert als Jugendliche mit Migrationshintergrund.

	Mittelwert nach Migrationshintergrund			Signifikanz	Eta
	Ohne	Mit	Gesamt		
In die Kirche / Moschee gehen	3,71	3,10	3,48	0,000	0,378
In der Natur aufhalten	2,42	2,95	2,62	0,001	0,317
Wandern	3,42	3,75	3,54	0,002	0,289
Kreativ tätig sein	2,74	3,27	2,94	0,003	0,279
Lesen	2,72	3,20	2,90	0,005	0,264
Konzert besuchen	3,04	3,40	3,17	0,010	0,245
In ein Jugendzentrum gehen	3,22	2,68	3,02	0,014	0,234
Spazieren gehen	2,97	2,63	2,85	0,035	0,201
Selber Musik machen	3,04	3,46	3,20	0,041	0,195

Tabelle 11: Unterschiede in der Ausübung von Freizeitaktivitäten hinsichtlich des Migrationshintergrundes

Dass es einen – wie in Kapitel 6.3.3 beschrieben – mittleren Zusammenhang zwischen dem Migrationshintergrund und dem ökonomisch-kulturellen Status gibt, zeigt sich auch bei der Ausübung von Freizeitaktivitäten. So gibt es hinsichtlich des ökonomisch-kulturellen Status signifikante Unterschiede bei ähnlichen Aktivitäten wie beim Migrationshintergrund (vgl. Tabelle 12): Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Status gehen häufiger in eine Kirche beziehungsweise Moschee sowie Spazieren als Jugendliche mit mittlerem und hohem ökonomisch-kulturellen Status. Interessant ist zusätzlich – obwohl nicht signifikant –, dass Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Status öfters in ein Jugendzentrum gehen als Jugendliche mit mittlerem ökonomisch-kulturellen Status und diese wiederum öfters als Jugendliche mit hohem ökonomisch-kulturellen Status. Signifikant dabei ist nur der Unterschied zwischen Jugendlichen mit niedrigem und Jugendlichen mit hohem ökonomisch-kulturellen Status (Signifikanz: 0,048 nach Bonferroni-Test).

	Mittelwert nach Ökonomisch-kulturellem Status				Signifikanz	Eta
	Hoch	Mittel	Niedrig	Gesamt		
In die Kirche / Moschee gehen	3,60	3,77	3,10	3,48	0,001	0,349
Kreativ tätig sein	2,60	3,10	3,32	2,94	0,001	0,348
Spazieren gehen	2,96	3,13	2,45	2,85	0,002	0,332
Selber Musik machen	2,84	3,37	3,65	3,20	0,002	0,332
Mofa / Moped / Roller / Motorrad fahren	2,73	2,70	3,45	2,93	0,013	0,283
Konzert besuchen	2,96	3,27	3,42	3,17	0,014	0,282
In der Natur aufhalten	2,40	2,67	2,94	2,62	0,018	0,274
Auf Feste / Parties gehen	1,82	2,00	2,35	2,01	0,047	0,240
In ein Jugendzentrum gehen	3,27	3,07	2,65	3,03	0,053	0,236

Tabelle 12: Unterschiede in der Ausübung von Freizeitaktivitäten hinsichtlich des ökonomisch-kulturellen Status

Jugendliche mit hohem ökonomisch-kulturellen Status betätigen sich hingegen öfters kreativ als Jugendliche mit mittlerem und niedrigem ökonomisch-kulturellen Status; sie machen zudem selber mehr Musik, besuchen häufiger Konzerte, halten sich mehr in der Natur auf und gehen öfters auf Feste beziehungsweise Parties als Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Status. Jugendliche mit mittlerem oder hohem ökonomisch-kulturellen Status fahren häufiger mit einem Mofa, Moped, Roller oder Motorrad als Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Status.

Einen signifikanten Unterschied bezüglich des Jahrgangs der Jugendlichen gibt es lediglich bei den Freizeitaktivitäten „Mit Computer oder Spielkonsole spielen“ (Signifikanz: 0,013; Eta: 0,311) und „Internet nutzen“ (Signifikanz: 0,016; Eta: 0,305). Dabei lassen sich aber keine Tendenzen ausmachen, das heißt, es kann nicht ausgesagt werden, dass beispielsweise jüngere öfters als ältere Jugendliche eine bestimmte Aktivität ausüben. So geben bei der Aktivität „Mit Computer oder Spielkonsole spielen“ Jugendliche mit Jahrgang 1995 im Durchschnitt 2,33 als Antwort, Jugendliche mit Jahrgang 1994 2,79, mit Jahrgang 1993 1,92 und mit Jahrgang 1992 2,47. Bei der Aktivität „Internet nutzen“ geben die Jugendlichen im Durchschnitt folgende Antworten: Jahrgang 1995 1,57, Jahrgang 1994 1,85, Jahrgang 1993 1,23 und Jahrgang 1992 1,50.

Erwähnt werden soll an dieser Stelle noch, dass es hinsichtlich der Ausübung der Freizeitaktivitäten in Tabelle 9 keinen signifikanten Unterschied macht, ob jemand SchülerIn ist oder einer Arbeit nachgeht, egal ob als Lehrling oder ArbeiterIn.

Neben dem Freizeitverhalten wurde untersucht, wie lange den Jugendlichen erlaubt wird, sich außer Haus aufzuhalten (vgl. Tabelle 13). Unter der Woche – Sonntag Abend bis inklusive Donnerstag Abend – geben 12,8 Prozent der Jugendlichen an, dass es ihren Eltern egal ist, wann sie nach Hause kommen; 5,5 Prozent der Jugendlichen dürfen hingehen gar nicht oder nur selten weg. Die Jugendlichen, die eine Zeit angeben, zu der sie Zuhause sein müssen, dürfen durchschnittlich bis 22.07 Uhr unterwegs sein. Teilt man die Zeitangaben wie in Tabelle 13 in Kategorien ein, müssen 24,8 Prozent der Jugendlichen zwischen 22.01 und 23.00 Uhr daheim sein; von 20,2 Prozent der Jugendlichen wird verlangt, zwischen 21.01 und 22.00 Uhr zuhause zu sein.

Am Wochenende – Freitag und Samstag Abend – dürfen die Jugendlichen deutlich länger ausgehen. 36,7 Prozent geben an, dass es ihren Eltern am Wochenende egal ist, wann sie nach Hause kommen; 2,8 Prozent dürfen auch am Wochenende gar nicht oder nur selten weg. Bis 23.54 Uhr dürfen die Jugendlichen, die eine Zeitangabe machen, im Durchschnitt ausgehen. Wie Tabelle 13 zeigt, müssen 19,3 Prozent der Jugendlichen zwischen 23.01 und 0.00 Uhr zuhause sein, während 21,1 Prozent bis 23.00 Uhr ausgehen dürfen.

	Wochentag		Wochenende	
	abs.	rel.	abs.	rel.
bis 20.00 Uhr	10	9,2%	4	3,7%
20.01 bis 21.00 Uhr	15	13,8%	2	1,8%
21.01 bis 22.00 Uhr	22	20,2%	6	5,5%
22.01 bis 23.00 Uhr	27	24,8%	11	10,1%
23.01 bis 0.00 Uhr	11	10,1%	21	19,3%
0.01 bis 2.00 Uhr	4	3,7%	18	16,5%
nach 2.01 Uhr	0	0,0%	4	3,7%
Ich darf gar nicht oder nur selten weg	6	5,5%	3	2,8%
Meinen Eltern ist es egal, wann ich nach Hause komme	14	12,8%	40	36,7%
Gesamt	109	100,0%	109	100,0%

Tabelle 13: Ausgehzeiten unter der Woche und am Wochenende

7.3 Grundsätzliche Aufenthalte an Orten

Wie bei den Freizeitaktivitäten wurde für ausgewählte Orte beziehungsweise Raumtypen die Frage gestellt, wie gerne sich Jugendliche dort grundsätzlich aufhalten. Es wurde also nicht erhoben, ob sich die Jugendlichen tatsächlich an diesen Orten aufhalten, ebenso wenig wie die Jugendlichen befragt wurden, wie häufig sie die Freizeitaktivitäten tatsächlich ausüben. Die Jugendlichen konnten angeben, wie gerne sie sich an ihnen vorgegebenen Orten aufhalten („sehr gerne“ [1], „eher gerne“ [2], „eher nicht gerne“ [3] oder „über-

haupt nicht gerne“ [4]); ebenso gab es die Möglichkeit anzugeben, dass ein Ort gar nicht bekannt ist beziehungsweise man noch nie an diesem Ort gewesen ist. Vorgegeben wurde eine Liste ohne die Möglichkeit, selbst einen Ort angeben zu können.

Wie gerne sich die Jugendlichen an bestimmten Orten in Dornbirn beziehungsweise an fünf nicht näher definierten Orten beziehungsweise Raumtypen aufhalten, zeigt Tabelle 14. Die erste und vierte Spalte gibt die Orte beziehungsweise Raumtypen an, die zweite und fünfte Spalte zeigt den Mittelwert aus den Bewertungen und die dritte und sechste Spalte die Anzahl der Bewertungen, das heißt die Anzahl der Jugendlichen, die angeben, wie gerne sie sich an dem jeweiligen Ort aufhalten.

Ort / Raumtyp	Mittelwert	n	Ort / Raumtyp	Mittelwert	n
Bei Freunden daheim	1,44	108	Hallenbad	2,69	101
Bei dir daheim	1,54	108	Stadtpark Inatura	2,70	101
Messepark	1,80	108	Jugendtreff Arena	2,70	71
McDonald's	2,05	107	Bahnhofsvorplatz / Busbahnhof	2,86	101
Marktplatz	2,06	105	Jugendcafé Vismut	2,86	63
Stadtmarkt	2,10	108	Skateplatz	3,02	58
Dornbirner Ach	2,24	101	Kulturhauspark	3,04	88
Waldbad Enz	2,34	101	Spielplatz	3,04	94
Skigebiet Bödele	2,36	91	Kulturcafé Schlachthaus	3,12	61
Fußballplatz	2,47	95	Kirche / Moschee	3,30	88

Tabelle 14: Aufenthalt an Orten beziehungsweise Raumtypen in Dornbirn

Die Jugendlichen geben an, sich am liebsten bei Freunden daheim aufzuhalten, gefolgt von dem Aufenthalt daheim. Mit etwas Abstand folgt das Einkaufszentrum Messepark, das sich an der Peripherie befindet. Auffallend ist, dass bei den Orten, an denen sich die Jugendlichen eher gerne aufhalten, mehr Bewertungen abgegeben wurden als bei Orten, an denen sich die Jugendlichen eher nicht gerne befinden. So geben beispielsweise lediglich 58 Jugendlichen eine Antwort, wie gerne sie sich am Skateplatz aufhalten; 52 Jugendliche geben als Antwort den Skateplatz nicht zu kennen oder noch nie dort gewesen zu sein beziehungsweise verweigern eine Antwort.

Im Folgenden soll untersucht werden, inwiefern es Unterschiede zwischen Jugendlichen mit unterschiedlichem Geschlecht, Migrationshintergrund und ökonomisch-kulturellem Status gibt. Berücksichtigt werden lediglich Jugendliche, die eine Bewertung der Orte

beziehungsweise Raumtypen abgegeben haben; Jugendliche, die an einem Ort noch nie waren oder ihn nicht kennen, finden keine Berücksichtigung.

Wird untersucht, ob es hinsichtlich des Geschlechts einen Unterschied macht, wie gerne man sich an bestimmten Orten aufhält, ergibt sich bis auf eine Ausnahme ein signifikanter Unterschied an Orten beziehungsweise Raumtypen, die mit Sport assoziiert werden können: es gibt einen signifikanten Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen hinsichtlich des Sich-gerne-aufhalten im Hallenbad (Mittelwert männlich: 2,41, weiblich: 3,09; Eta: 0,354, Signifikanz: 0,000), im Skigebiet Bödele (Mittelwert männlich: 2,10, weiblich: 2,80; Eta: 0,306, Signifikanz: 0,003), auf einem Fußballplatz (Mittelwert männlich: 2,17, weiblich: 2,88; Eta: 0,289, Signifikanz: 0,005) und im Waldbad Enz (Mittelwert männlich: 2,14, weiblich: 2,67; Eta: 0,235, Signifikanz: 0,018). Die Ausnahme bezieht sich auf die Angaben zum Aufenthalt daheim (Mittelwert männlich: 1,26, weiblich: 1,89; Eta: 0,381, Signifikanz: 0,000). Der Faktor Geschlecht erklärt jedoch lediglich zwischen 5,5 und 14,5 Prozent der Varianz der Variable Sich-gerne-aufhalten an den genannten Orten beziehungsweise dem Raumtyp Fußballplatz.

Untersucht man, inwiefern es einen Unterschied hinsichtlich des Sich-gerne-aufhalten an Orten beziehungsweise Raumtypen zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund gibt, zeigt sich vor allem beim Raumtyp Kirche / Moschee ein signifikanter Unterschied; Jugendliche mit Migrationshintergrund halten sich deutlich lieber als Jugendliche ohne Migrationshintergrund in einer Kirche oder Moschee auf (Mittelwert mit Migrationshintergrund: 2,68, ohne: 3,65; Eta: 0,498, Signifikanz: 0,000). Das heißt, der Migrationshintergrund erklärt 24,8 Prozent der Varianz der Variable Sich-gerne-aufhalten in einer Kirche oder Moschee.

Hinsichtlich des ökonomisch-kulturellen Status ergibt sich zwischen den einzelnen Gruppen ein signifikanter Unterschied bei folgenden Orten beziehungsweise Raumtypen: Kirche / Moschee (Eta: 0,457, Signifikanz: 0,000), Kulturhauspark (Eta: 0,378, Signifikanz: 0,002), Jugendcafé Vismut (Eta: 0,326, Signifikanz: 0,043), Jugendtreff Arena (Eta: 0,305, Signifikanz: 0,044) und Hallenbad (Eta: 0,251, Signifikanz: 0,047).

7.4 Aktivitäts- und Raumanalyse Werktag

Nachdem in den beiden vorangegangenen Abschnitten grundsätzlich nach der Ausübung von (Freizeit)Aktivitäten gefragt wurde und danach, wie gerne sich Jugendliche an bestimmten Orten beziehungsweise Raumtypen aufhalten, steht in diesem Kapitel das tatsächliche Handeln der Jugendlichen im Mittelpunkt der Betrachtungen.

Abbildung 2 zeigt die zeitliche Verteilung der Raumtypen, die an einem durchschnittlichen Werktag Eingang in die Raumkonstitutionen der Jugendlichen finden. Hierfür werden alle Werktage zusammengefasst und für jede Viertelstunde die prozentuelle Verteilung der Raumtypen berechnet. Wie ersichtlich ist, halten sich in der Zeit zwischen Mitternacht und 6.30 Uhr fast alle Jugendlichen daheim auf; zwischen 2.00 und 5.00 Uhr geben alle Jugendlichen an, daheim zu sein. Zwischen 7.00 und 8.00 Uhr verlässt der Großteil der Jugendlichen das Zuhause und begibt sich entweder in die Schule oder an den Arbeitsplatz. Deshalb ergibt sich auch der kurze Ausreißer beim Raumtyp Draußen: um 7.30 Uhr halten sich 48,2 Prozent der Jugendlichen draußen auf; dazu gehört auch der Aufenthalt in einem Fortbewegungsmittel wie dem Bus oder dem PKW.

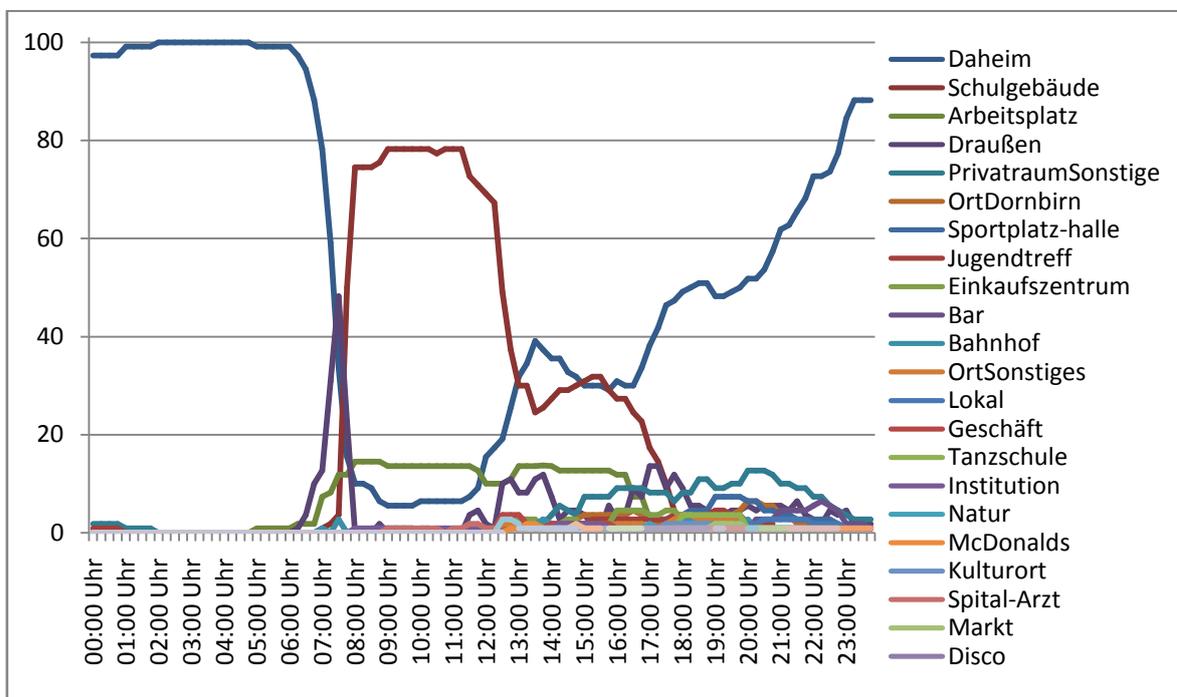


Abbildung 2: Tagesverlauf Werktag Raumtypen

Die Schule ist am Vormittag der zentrale Aufenthaltsraum für Jugendliche – an die 80 Prozent halten sich zu dieser Zeit in der Schule auf. Um die 14 Prozent der Jugendlichen sind

am Vormittag an ihrem Arbeitsplatz anzutreffen. Am Mittag kehrt der Großteil der Jugendlichen nicht nach Hause zurück; um 13.30 Uhr halten sich die Jugendlichen nur zu 39,1 Prozent wieder zuhause auf. Erst nach 18.15 Uhr ist mehr als die Hälfte der Jugendlichen wieder daheim anzutreffen. Am Nachmittag diversifiziert sich der Aufenthalt an Orten mit der Folge, dass die Abbildung 2 äußerst unübersichtlich wird.

Während Abbildung 2 die zeitliche Verteilung der Aufenthalte pro Raumtyp darstellt, gibt Tabelle 15 den durchschnittlichen Aufenthalt in den verschiedenen Raumtypen für einen Werktag an. Die erste und vierte Spalte gibt den Raumtyp an, die zweite und fünfte Spalte die Anzahl der Nennungen eines Raumtyps – an wie viel möglichen Viertelstunden sich jemand dort aufgehalten hat – und die dritte und sechste Spalte die Nennungen in Prozent, wobei ein Prozent 14,4 Minuten eines Tages ausmacht.

Raumtyp	Nennungen	%	Raumtyp	Nennungen	%
Daheim	5881	55,69	McDonalds	34	0,32
Schulgebäude	2206	20,89	Kulturort	27	0,26
Arbeitsplatz	568	5,38	Spital-Arzt	25	0,24
Draußen	454	4,30	Markt	19	0,18
PrivatraumSonstige	368	3,48	Disco	17	0,16
OrtDornbirn	141	1,34	Fahrschulgebäude	16	0,15
Sportplatz-halle	124	1,17	Sportwetten	16	0,15
Jugendtreff	91	0,86	Schwimmbad	13	0,12
Einkaufszentrum	87	0,82	Stall	13	0,12
Bar	81	0,77	Kebabstand-lokal	10	0,09
Bahnhof	63	0,60	Tätowierstudio	10	0,09
OrtSonstiges	57	0,54	Musikschule	9	0,09
Lokal	46	0,44	Restaurant	9	0,09
Geschäft	43	0,41	Frisör	8	0,08
Tanzschule	39	0,37	Internetcafé	7	0,07
Natur	36	0,34	Fitnessparcour	5	0,05
Institution	35	0,33	Bushaltestelle	2	0,02

Tabelle 15: Aufenthalt in Raumtypen an einem durchschnittlichen Werktag

Jugendliche halten sich an einem Werktag zu 55,7 Prozent daheim auf; das sind ungefähr 13 Stunden und 22 Minuten eines gesamten Werktages. Daheim sind Jugendliche zu 58,6 Prozent am Schlafen, zu 10,5 Prozent am Fernsehen, zu 5,0 Prozent am Essen, zu 4,6 Prozent am Lernen; zu 4,5 Prozent üben sie persönliche Tätigkeiten aus, zu 3,2 Prozent sitzen sie vor dem Computer, ebenfalls zu 3,2 Prozent sind sie im Internet, usw. Auch wenn man die Tätigkeit des Schlafens abzieht (vgl. Tabelle 19) – 3448 Nennungen –, ist das Zuhause

immer noch der Raumtyp, in dem sich Jugendliche am häufigsten aufhalten. Zieht man die Tätigkeit des Schlafens ab, befindet sich der Aufenthalt an der Schule nicht weit hinter dem Aufenthalt Daheim; der Aufenthalt am Arbeitsplatz folgt mit deutlichem Abstand, wobei für Jugendliche, die arbeiten oder einer Lehre nachgehen, der Arbeitsplatz mit 27,8 Prozent mit Abstand der zweitwichtigste Raum darstellt. Das Zuhause und die Schule für SchülerInnen beziehungsweise der Arbeitsplatz für ArbeiterInnen und Lehrlinge sind somit die zentralen Räume für Jugendliche an einem Werktag.

Wie im Abschnitt Erkenntnisinteresse dargelegt, ist ein Ziel der Untersuchung, verschiedene Raumkonstitutionen durch unterschiedliche Gruppen von AkteurInnen aufzuspüren. Im Folgenden wird untersucht, in welchen Raumtypen welche Gruppen von Jugendlichen wie häufig anzutreffen sind. Hierfür wird der Anteil einer Gruppe in einem bestimmten Raumtyp mit dem Anteil der jeweiligen Gruppe an der Stichprobe verglichen. Die Jugendlichen werden dabei nach Geschlecht, Migrationshintergrund und dem ökonomisch-kulturellen Status in Gruppen unterteilt.

Wird das Geschlecht als Unterscheidungsmerkmal herangezogen, zeigen sich nennenswerte Unterschiede im Aufenthalt in Räumen, wie nebenstehende Tabelle zeigt. 79 Prozent der Jugendlichen, die sich in einer Bar aufhalten, sind weiblich, während 21 Prozent männlich sind. Ebenso sind weibliche Jugendliche im Raumtyp Institution, am Bahnhof sowie im Einkaufszentrum deutlich öfters anzutreffen, als ihr Anteil an der Stichprobe erwarten lässt. Männliche Jugendliche halten sich hingegen deutlich öfters als weibliche Jugendliche am Arbeitsplatz, auf einem Sportplatz beziehungsweise in einer Sporthalle und in einem Jugendtreff auf. Vergleicht man diese Angaben mit den Aussagen, wie gerne sich Jugendliche grundsätzlich an einem Ort aufhalten, zeigt sich, dass weibliche Jugendliche sich nicht nur weniger gern an Orten aufhalten, die mit Sport assoziiert werden können, sondern dass sie auch tatsächlich weniger oft als männliche Jugendliche dort anzutreffen sind. So sind in den Raumtypen Schwimmbad und Fitnessparcour ausschließlich männliche Jugendliche vorzufinden; in der Tanzschule ist das Verhältnis männlich zu weiblich 79,5 Prozent zu 22,5 Prozent.

Raumtyp	Männlich	Weiblich
Bar	21,0%	79,0%
Institution	22,9%	77,1%
Bahnhof	44,4%	55,6%
Einkaufszentrum	46,0%	54,0%
Arbeitsplatz	64,6%	35,4%
Sportplatz-halle	77,4%	22,6%
Jugendtreff	87,9%	12,1%
Gesamt	56,4%	43,6%

Tabelle 16: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach Geschlecht (Wochentag)

Unterscheidet man den Aufenthalt in Räumen hinsichtlich des Migrationshintergrundes, ergeben sich in manchen Raumtypen deutliche Unterschiede zwischen Jugendlichen, die über einen Migrationshintergrund verfügen und Jugendlichen, die keinen Migrationshintergrund aufweisen. Wie Tabelle 17 verdeutlicht, sind im Raumtyp Jugendtreff deutlich mehr Jugendliche mit Migrationshintergrund anzutreffen als ihr Anteil an der Stichprobe erwarten lässt – 80,2 Prozent der Jugendlichen, die für einen Werktag angeben sich in einem Jugendtreff aufzuhalten, weisen einen Migrationshintergrund auf. Dasselbe trifft auf den Raumtyp Institution und in geringerem Maße auf die Raumtypen Geschäft und Arbeitsplatz zu. Ebenso sind Jugendliche mit Migrationshintergrund überrepräsentiert, wenn es um den Aufenthalt in sonstigen Privaträumen, also bei Freunden oder Verwandten daheim, geht. Zudem sind sie öfters im Raumtyp Einkaufszentrum anzutreffen als Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Letztere sind hingegen deutlich öfters in einem Schulgebäude anzutreffen als Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Ein Grund ist, dass der Anteil der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund bei den SchülerInnen 67,0 Prozent beträgt, bei den ArbeiterInnen beziehungsweise Lehrlingen hingegen 50,0 Prozent. Neben der Schule sind Jugendliche ohne Migrationshintergrund deutlich öfters am Bahnhof und am Sportplatz beziehungsweise in einer Sporthalle anzutreffen als Jugendliche mit Migrationshintergrund.

Raumtyp	Ohne	Mit
Jugendtreff	19,8%	80,2%
Institution	22,9%	77,1%
Geschäft	44,2%	55,8%
Arbeitsplatz	46,7%	53,3%
Privatraum-Sonstige	53,8%	46,2%
Einkaufszentrum	57,5%	42,5%
Schulgebäude	73,7%	26,3%
Bahnhof	76,2%	23,8%
Sportplatz-halle	79,0%	21,0%
Gesamt	62,5%	37,5%

Tabelle 17: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach Migrationshintergrund (Wochentag)

Untersucht man die Hypothese von Frey, derzufolge in Räumen – verstanden als Spielfelder – unterschiedliche Arten von Kapital am höchsten im Kurs stehen, zeigt sich, dass sich in Räumen, in denen kulturelles Kapital vom Autor als am relevantesten eingeschätzt wird, sich vorwiegend Jugendliche aufhalten, die über einen hohen ökonomisch-kulturellen Status verfügen mit dementsprechendem kulturellem Kapital. So verfügen alle Jugendlichen, die sich an einem Kulturort aufhalten, über einen hohen ökonomisch-kulturellen Sta-

Raumtyp	Hoch	Mittel	Niedrig
Kulturort	100,0%	0,0%	0,0%
Tanzschule	79,5%	20,5%	0,0%
Musikschule	55,6%	44,4%	0,0%
Schulgebäude	51,5%	30,4%	18,1%
Bahnhof	43,9%	26,3%	29,8%
Sportplatz-halle	41,1%	29,8%	29,0%
Einkaufszentrum	20,0%	42,4%	37,6%
Arbeitsplatz	19,1%	28,2%	52,7%
Jugendtreff	13,9%	15,3%	70,8%
Gesamt	42,5%	28,3%	29,2%

Tabelle 18: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach ökonomisch-kulturellem Status (W.t.)

tus. In der Tanzschule sind dies 79,5 Prozent der Jugendlichen. 55,6 Prozent der Jugendlichen, die sich in der Musikschule aufhalten, verfügen über einen hohen ökonomisch-kulturellen Status, während 44,4 Prozent der Gruppe der Jugendlichen mit einem mittleren ökonomisch-kulturellen Status angehört. An diesen drei genannten Raumtypen sind keine Jugendlichen mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Status anzutreffen. Letztere sind dafür im Einkaufszentrum, am Arbeitsplatz sowie im Jugendzentrum überrepräsentiert. Am Bahnhof sowie am Sportplatz beziehungsweise in einer Sporthalle verteilen sich die Jugendlichen je nach ihrem Anteil in der Stichprobe.

Um den Zusammenhang zwischen dem Aufenthalt in Räumen und dem ökonomisch-kulturellen Status anschaulich darstellen zu können, wird eine Korrespondenzanalyse durchgeführt. Bei der Korrespondenzanalyse handelt es sich um ein exploratives Verfahren zur Visualisierung von Datentabellen und dient der Vereinfachung und Veranschaulichung komplexer Sachverhalte (vgl. Backhaus et al. 2006: 686). In Abbildung 3 wird die symmetrische Form der Normalisierung dargestellt, „die als klassische Form der Korrespondenzanalyse gilt.“ (Backhaus et al. 2006: 715)

Wie an den quadrierten Singulärwerten und den Anteilen der erklärten Streuung in Prozent (Eigenwertanteile) in Abbildung 3 auf der nächsten Seite ersichtlich wird, ist die Dimension „ökonomisch-kultureller Status“ die wichtigere der beiden Dimensionen, da sie 59,9 Prozent der gesamten Streuung erklärt. Die Dimension „Raumtyp Werktag“ mit 40,1 Prozent erklärter Gesamtstreuung ist jedoch ebenfalls sehr relevant. Inhaltlich lässt sich die horizontale Achse als hoher versus niedriger ökonomisch-kultureller Status interpretieren, wobei der hohe Status links auf der Achse, der niedrige Status rechts auf der Achse liegt; der mittlere ökonomisch-kulturelle Status liegt nahezu in der Mitte der Achse.

Betrachtet man Abbildung 3, lassen sich beispielhaft folgende Aussagen tätigen: Jugendliche, die sich in einer Tanzschule oder einem Kulturort aufhalten, verfügen relativ gesehen über einen höheren ökonomisch-kulturellen Status als Jugendliche, die sich in der Natur aufhalten, die wiederum einen höheren ökonomisch-kulturellen Status aufweisen als Jugendliche, die in einem Jugendtreff oder im Raumtyp Sportwetten vorzufinden sind. Die Raumtypen OrtSonstiges und Institution ähneln sich hinsichtlich des ökonomisch-kulturellen Status der Jugendlichen, die diese Raumtypen in ihre Raumkonstitutionen miteinbeziehen; dasselbe gilt beispielsweise für die Raumtypen Sportwetten und Schwimmbad.

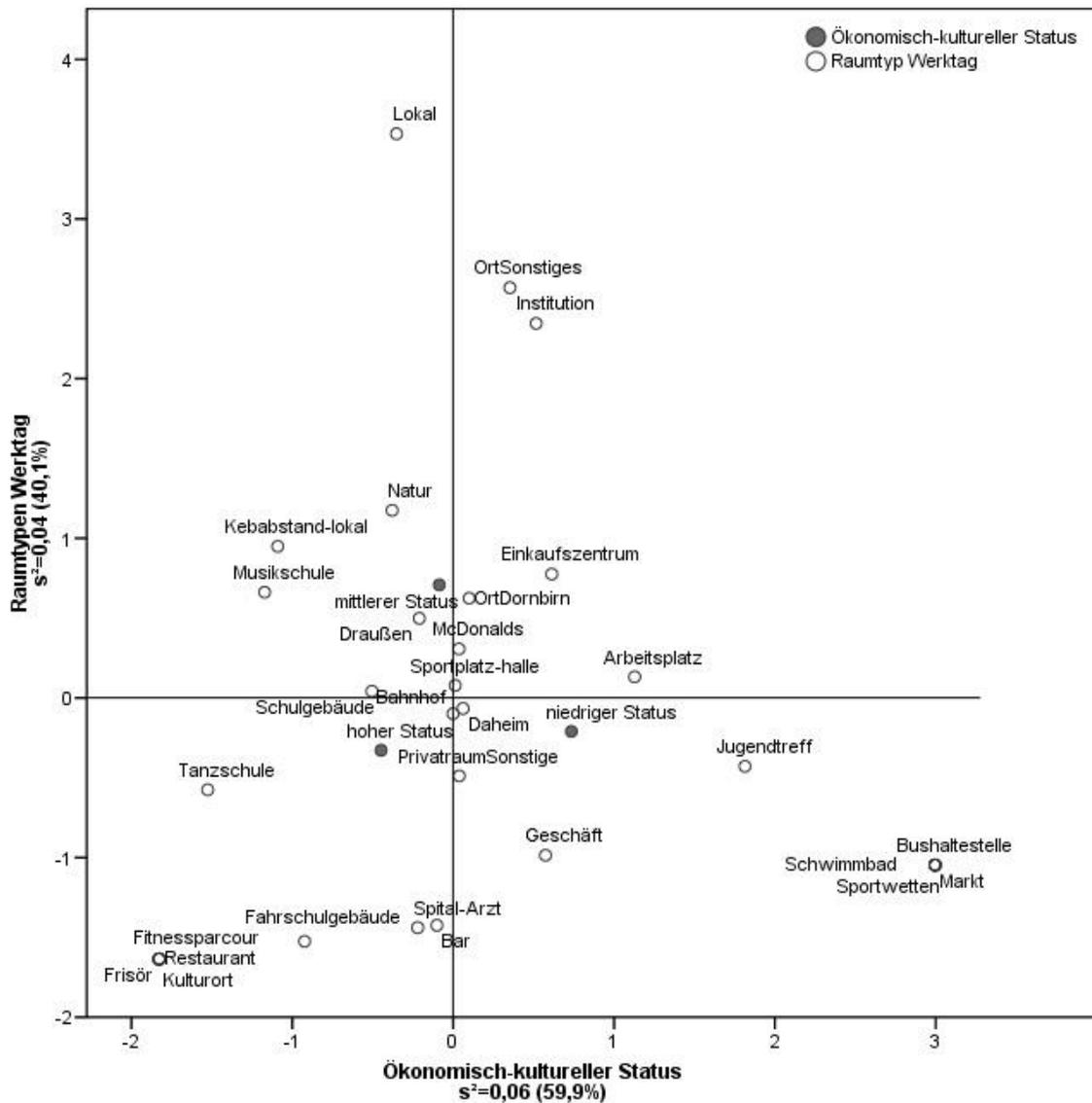


Abbildung 3: Korrespondenzanalyse: Raumtypen Werktag, ökonomisch-kultureller Status

Neben den Raumtypen, in denen sich Jugendliche an einem Werktag aufhalten, wurden ebenso die Aktivitäten, die sie ausüben, erfasst; Tabelle 19 auf der folgenden Seite veranschaulicht dies. Mit 32,7 Prozent ist Schlafen die Aktivität, die am häufigsten genannt wird. Schule folgt an zweiter Stelle gefolgt von TV und Geselligkeit sowie Arbeit. Die Aktivitäten Schlafen und Schule nehmen an einem durchschnittlichen Werktag mehr als die Hälfte der Zeit ein.

Aktivität	Nennungen	%	Aktivität	Nennungen	%
Schlafen	3448	32,70	Trinken	34	0,32
Schule	2109	20,00	Besuch von-bei Verwandten	33	0,31
TV	638	6,05	Kultur-Veranstaltung	27	0,26
Geselligkeit	605	5,74	Arztbesuch	25	0,24
Arbeit	566	5,37	Informieren	25	0,24
Essen	356	3,38	Ausruhen	23	0,22
Lernen	334	3,17	Spiel spielen	23	0,22
Persönliche Tätigkeit	275	2,61	Weg: Auto	23	0,22
Computer	199	1,89	Musizieren	20	0,19
Internet	189	1,79	Weihnachtsfeier	20	0,19
Weg: Bus	155	1,47	Gelegenheitsjob	18	0,17
Einkaufen	155	1,47	Fahrschule	16	0,15
Sport treiben	126	1,19	Hausarbeit	16	0,15
Körperpflege	125	1,19	Warten	16	0,15
Ausgehen	116	1,10	Weg: Moped	14	0,13
Computer spielen	97	0,92	FührerIn Tag der Offenen Tür	13	0,12
Spielkonsole	88	0,83	Mit Tieren beschäftigen	13	0,12
Weg: Zug	80	0,76	Musik hören	10	0,09
Mittagspause	73	0,69	Tätowieren lassen	10	0,09
Tanztraining	69	0,65	Weg: Fahrrad	10	0,09
Telefonieren	66	0,63	Sport-Veranstaltung	10	0,09
Weg	66	0,63	Frisörtermin	8	0,08
Rauchen	62	0,59	Politische Tätigkeit	8	0,08
Spazieren	42	0,40	Kochen	7	0,07
Lesen	37	0,35	Fotografieren	5	0,05
Weg: zu Fuß	37	0,35	Diskutieren	4	0,04

Tabelle 19: Aktivitäten an einem durchschnittlichen Werktag

Für jede einzelne Tätigkeit kann untersucht werden, in welchen Raumtypen sie von Jugendlichen ausgeübt wird. Dies soll beispielhaft für die Tätigkeiten Geselligkeit (vgl. Abbildung 4) und Ausgehen gezeigt werden. Jugendliche üben die Tätigkeit Geselligkeit zu 40,5 Prozent im Raumtyp PrivatraumSonstige aus, deutlich vor dem Raumtyp Daheim mit 18,8 Prozent. Zu 8,4 Prozent geben sie an, die Tätigkeit Geselligkeit im Jugendtreff, zu 6,4 Prozent am Bahnhof, zu 6,0 Prozent in einer Sporthalle beziehungsweise Sportplatz, zu 4,1 Prozent draußen und in noch geringerem Maße in anderen Raumtypen auszuüben.

Wenn Jugendliche an einem Werktag ausgehen, halten sie sich dabei in drei verschiedenen Raumtypen auf: in einer Bar zu 61,2 Prozent, im Raumtyp OrtDornbirn zu 24,1 Prozent und in einer Disco zu 14,7 Prozent.

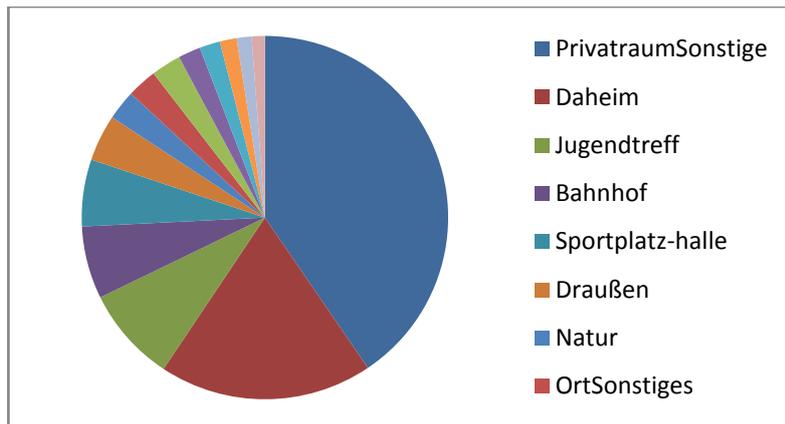


Abbildung 4: Raumtypen, in denen die Aktivität Geselligkeit ausgeübt wird

Wie bei den Räumen, in denen sich die Jugendlichen an einem Werktag bewegen, kann für die Aktivitäten, die sie ausüben, der Tagesverlauf dargestellt werden (vgl. Abbildung 5). Die Abbildung ist aufgrund der Anzahl der Aktivitäten unübersichtlich; auffallend ist lediglich die Aktivität Schlafen, die in der Nacht beziehungsweise am späten Abend ausgeübt wird, sowie die Aktivität Schule, die am Vormittag am Häufigsten vorkommt. Als dritte Aktivität übersteigt lediglich TV einen Anteil von 30 Prozent pro Zeiteinheit; um 21 Uhr schauen 30,9 Prozent der Jugendlichen fern.

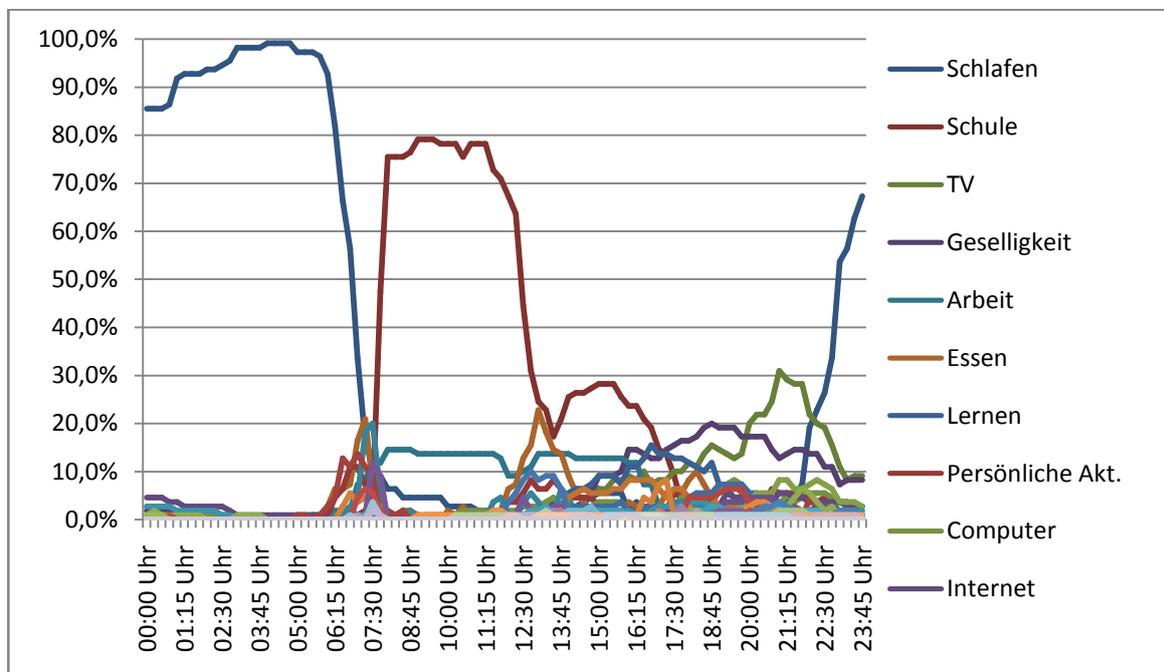


Abbildung 5: Tagesverlauf Werktag Aktivitäten

Untersucht man, inwieweit Aktivitäten durch bestimmte Gruppen von Jugendlichen ausgeübt werden, ergibt sich folgendes Bild.

Die Differenzierung der Aktivitäten nach Geschlecht zeigt eindeutige Unterschiede (siehe Tabelle 20): so üben deutlich mehr weibliche Jugendliche die Aktivität Hausarbeit aus, als ihr Anteil an der Stichprobe erwarten lässt; 81,3 Prozent der Jugendlichen, die angeben, Hausarbeit auszuüben, sind weiblich im Gegensatz zu 18,8 Prozent männlicher Jugendlicher. Dieser Befund korrespondiert mit den Antworten der Jugendlichen auf die Frage, ob man viel im Haushalt mitarbeiten muss; dabei zeigt sich ein signifikanter Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen (vgl. Kapitel 7.7). Ebenso sind weibliche Jugendliche bei den Aktivitäten Telefonieren, Kochen, Körperpflege sowie Einkaufen deutlich überrepräsentiert. Ebenso geben sie deutlich öfters als männliche Jugendliche an Auszugehen. Interessanterweise lernen weibliche Jugendliche mehr als männliche, lesen dafür aber weniger. Männliche Jugendliche sind bei folgenden Aktivitäten überrepräsentiert: Arbeiten, Internet, Computer, Rauchen, Musik hören und Sport treiben. Letzteres ist nicht verwunderlich, da es hinsichtlich der grundsätzlichen Ausübung der Freizeitaktivität Sport treiben (vgl. Tabelle 10) einen signifikanten Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen gibt; männliche Jugendliche geben nicht nur an, häufiger als weibliche Jugendliche Sport zu treiben, sie üben diese Aktivität an einem Werktag auch tatsächlich öfters als weibliche Jugendliche aus.

Nebenstehende Tabelle zeigt der Anteil der Jugendlichen mit beziehungsweise ohne Migrationshintergrund pro Aktivität an. Man sieht, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund bestimmte Aktivitäten deutlich öfters ausüben als Jugendliche ohne Migrationshintergrund. So sind sie deutlich mehr mit Haus-

Aktivität	Männlich	Weiblich
Hausarbeit	18,8%	81,3%
Telefonieren	25,8%	74,2%
Kochen	28,6%	71,4%
Körperpflege	34,4%	65,6%
Einkaufen	34,8%	65,2%
Lernen	37,7%	62,3%
Ausgehen	38,8%	61,2%
Arbeit	64,8%	35,2%
Internet	65,1%	34,9%
Computer	65,8%	34,2%
Rauchen	66,1%	33,9%
Lesen	67,6%	32,4%
Geselligkeit	69,6%	30,4%
Musik hören	70,0%	30,0%
Sport treiben	85,7%	14,3%
Computer spielen	87,6%	12,4%
Musizieren	100,0%	0,0%
Spielkonsole	100,0%	0,0%
<i>Gesamt</i>	<i>56,4%</i>	<i>43,6%</i>

Tabelle 20: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach Geschlecht (Wochentag)

Aktivität	Ohne	Mit
Besuch von-bei Verwandten	0,0%	100,0%
Hausarbeit	18,7%	81,3%
Einkaufen	38,7%	61,3%
Internet	41,3%	58,7%
Arbeit	46,5%	53,5%
Ausgehen	69,0%	31,0%

arbeit beschäftigt, bekommen deutlich öfters Besuch von Verwandten beziehungsweise besuchen öfters Verwandte, gehen öfters Einkaufen, sind häufiger im Internet und gehen öfters einer Lohnarbeit nach als Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Letztere sind dafür bei vielen anderen Aktivitäten überrepräsentiert: beispielsweise gehen sie öfters in die Schule, lernen und lesen mehr, treiben mehr Sport und musizieren häufiger.

Kochen	71,4%	28,6%
Schule	72,7%	27,3%
Lernen	74,0%	26,0%
Lesen	81,1%	18,9%
Sport treiben	87,3%	12,7%
Rauchen	91,9%	8,1%
Musizieren	100,0%	0,0%
Politische Tätigkeit	100,0%	0,0%
<i>Gesamt</i>	<i>62,5%</i>	<i>37,5%</i>

Tabelle 21: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach Migrationshintergrund (Wochentag)

Differenziert man die Ausübung von Aktivitäten nach dem ökonomisch-kulturellen Status, ergeben sich deutliche Unterschiede (vgl. Tabelle 22). Politische Aktivität wird ausschließlich von Jugendlichen mit hohem ökonomisch-kulturellen Status ausgeübt. Ebenso spielt die Gruppe dieser Jugendlichen deutlich mehr Computer als Jugendliche mit mittlerem oder niedrigem ökonomisch-kulturellen Status; bei der Aktivität Spielkonsole verteilen sich hingegen die Jugendlichen mehr oder weniger ihrem Anteil in der Stichprobe entsprechend auf. Jugendliche mit hohem ökonomisch-kulturellen Status üben beispielsweise folgende Tätigkeiten öfters aus, als ihrem Anteil in der Stichprobe entspricht: Musizieren, Lesen, Lernen, Gelegenheitsjob, Schule, Sport treiben und Spielkonsole. Dafür verfügt mehr als die Hälfte der Jugendlichen, die die Aktivität Internet und Arbeit ausüben, über einen niedrigen ökonomisch-kulturellen Status; die Aktivität Hausarbeit üben ausschließlich Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Status aus.

Aktivität	Hoch	Mittel	Niedrig
Politische Tätigkeit	100,0%	0,0%	0,0%
Computer spielen	92,8%	3,1%	4,1%
Musizieren	80,0%	20,0%	0,0%
Lesen	67,6%	8,1%	24,3%
Lernen	59,6%	27,2%	13,2%
Gelegenheitsjob	55,6%	44,4%	0,0%
Schule	50,0%	30,8%	19,2%
Sport treiben	49,2%	34,1%	16,7%
Spielkonsole	47,9%	29,6%	22,5%
TV	42,9%	26,2%	30,9%
Computer	33,7%	25,6%	40,7%
Internet	29,3%	20,1%	50,6%
Arbeit	18,9%	28,3%	52,8%
Spazieren	17,5%	35,0%	47,5%
Hausarbeit	0,0%	0,0%	100,0%
<i>Gesamt</i>	<i>42,5%</i>	<i>28,3%</i>	<i>29,2%</i>

Tabelle 22: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach ökonomisch-kulturellem Status (Wochentag)

Den Zusammenhang zwischen dem ökonomisch-kulturellen Status und den Aktivitäten, die ausgeübt werden, zeigt die Korrespondenzanalyse in Abbildung 6. Wie dabei an den quadrierten Singulärwerten und den Anteilen der erklärten Streuung in Prozent (Eigenwertanteile) ersichtlich wird, ist die Dimension „ökonomisch-kultureller Status“ die wichtigere der beiden Dimensionen, da sie 65,0 Prozent der gesamten Streuung erklärt. Die Dimension „Aktivität Werktag“ mit 35,0 Prozent erklärter Gesamtstreuung ist jedoch ebenfalls relevant. Inhaltlich lässt sich die horizontale Achse als hoher versus niedriger ökonomisch-kultureller Status interpretieren, wobei der hohe Status links auf der Achse, der niedrige Status rechts auf der Achse liegt; der mittlere ökonomisch-kulturelle Status liegt nahezu in der Mitte der Achse.

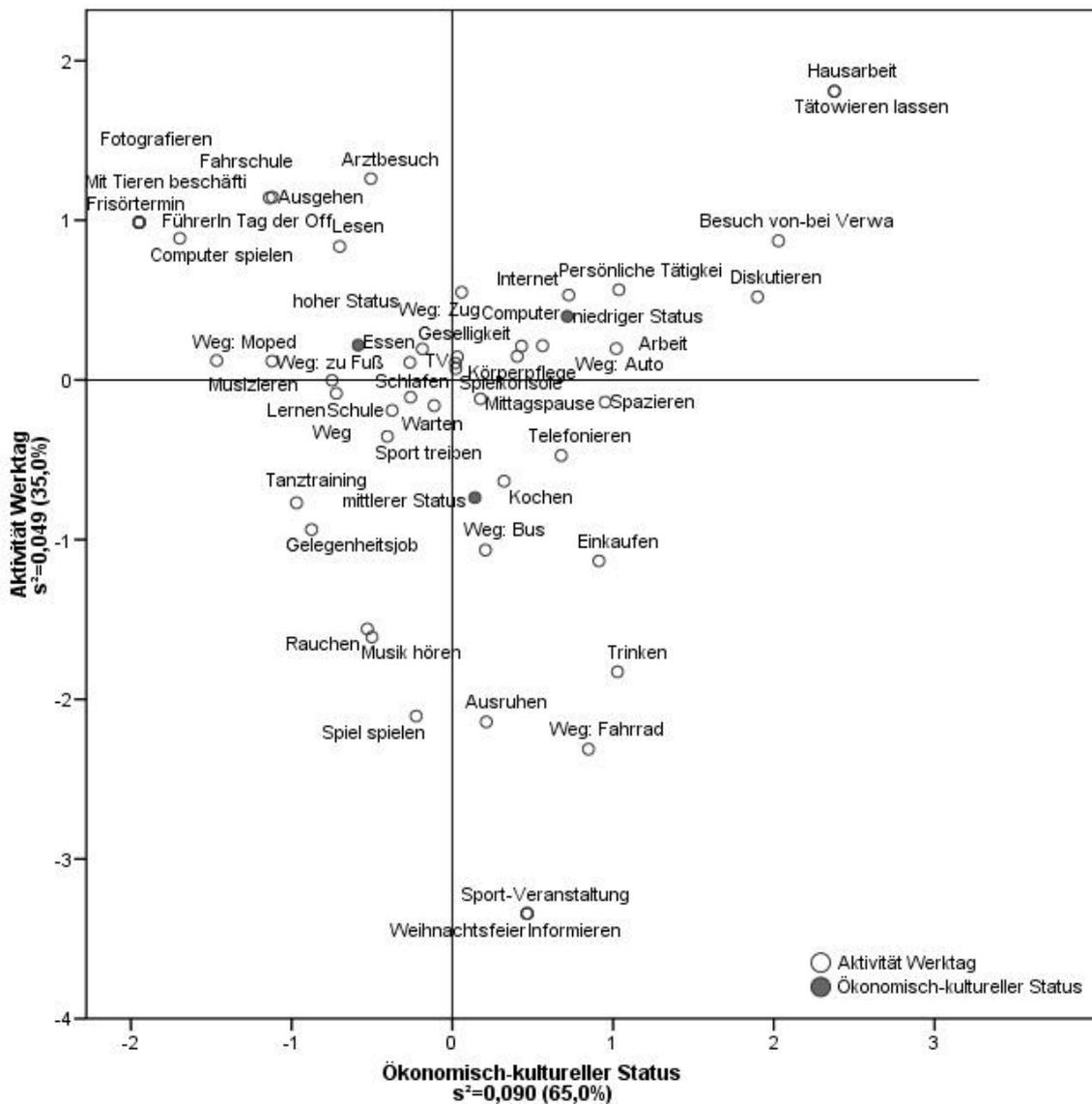


Abbildung 6: Korrespondenzanalyse: Aktivitäten Werktag, ökonomisch-kultureller Status

Abbildung 6 zeigt beispielsweise, dass die Aktivitäten Hausarbeit, Tätowieren lassen und Besuch von oder bei Verwandten von Jugendlichen ausgeübt werden, die relativ gesehen über einen niedrigeren ökonomisch-kulturellen Status verfügen als Jugendliche, die den Aktivitäten Fotografieren oder Computer spielen nachgehen.

Abschließend soll noch kurz darauf eingegangen werden, mit wem sich Jugendliche in bestimmten Raumtypen aufhalten und mit wem sie dabei Aktivitäten ausüben. Insgesamt sind Jugendliche an einem durchschnittlichen Werktag zu 52,3 Prozent alleine. Dabei gibt es praktisch keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern; männliche Jugendliche sind zu 52,4 Prozent allein, weibliche Jugendliche zu 52,2 Prozent. Zu 23,1 Prozent sind Jugendliche mit Bekannten beziehungsweise Schul- oder Arbeitskollegen zusammen, zu 14,7 Prozent mit FreundInnen. Mit 6,3 Prozent stellt die (enge) Familie einen geringeren Bezugspunkt für Jugendliche dar, ebenso die feste Freundin beziehungsweise der feste Freund mit 2,9 Prozent. Andere Verwandte und sonstige Personen haben einen Anteil von jeweils unter einem Prozent.

Abbildung 7 veranschaulicht den Zusammenhang zwischen dem Aufenthalt in bestimmten Raumtypen und den Personen, mit denen die Aktivitäten ausgeübt werden. Die quadrierten Singulärwerte und die Anteile der erklärten Streuung in Prozent (Eigenwertanteile) zeigen, dass die erste Dimension die wichtigere der beiden Dimensionen ist, da sie 53,0 Prozent der gesamten Streuung erklärt. Die zweite Dimension mit 24,3 Prozent erklärter Gesamtstreuung ist ebenfalls wichtig. Inhaltlich lassen sich die beiden Dimensionen nicht bestimmen.

Wie in Abbildung 7 auf der folgenden Seite ersichtlich wird, geben Jugendliche beispielsweise an, in den Raumtypen Stall und Daheim vorwiegend allein zu sein, während sie in den Raumtypen Tanzschule, McDonald's und Bahnhof eher angeben, sich mit ihren FreundInnen dort aufzuhalten.

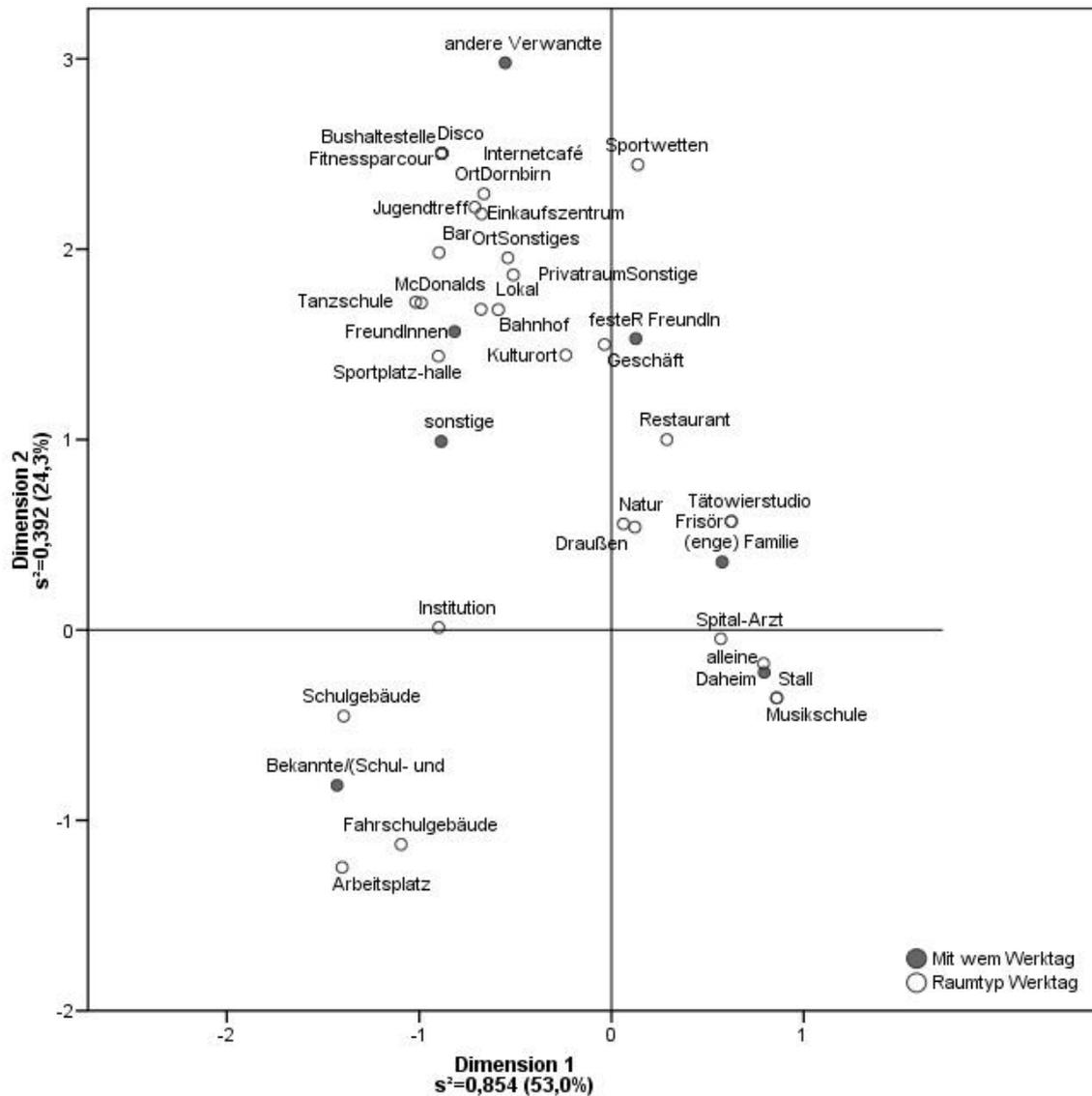


Abbildung 7: Korrespondenzanalyse: Raumtypen Werktag, anwesende Personen

7.5 Aktivitäts- und Raumanalyse Sonntag

Die Analyse eines durchschnittlichen Werktages zeigt, dass das Zuhause sowie die Schule beziehungsweise der Arbeitsplatz die zentralen Räume für Jugendliche sind. Zu 55,7 Prozent halten sie sich zuhause auf; zählt man die 3,5 Prozent hinzu, an denen sie sich in sonstigen privaten Räumen befinden, so zeigt sich, dass sich Jugendliche an einem durchschnittlichen Werktag zu gut 60 Prozent in privaten Räumen aufhalten. An einem Sonntag trifft dies in erhöhtem Ausmaß zu (vgl. Tabelle 23).

Raumtyp	Nennungen	%	Raumtyp	Nennungen	%
Daheim	7659	72,5	Stall	23	0,2
PrivatraumSonstige	1110	10,5	Fahrzeug	19	0,2
Draußen	442	4,2	Tankstelle	17	0,2
Jugendtreff	185	1,8	Kulturort	16	0,2
OrtSonstiges	172	1,6	Fitnessparcour	15	0,1
Sportplatz-halle	129	1,2	ReligiöserOrt	15	0,1
Bar	117	1,1	Flohmarkt	14	0,1
OrtDornbirn	102	1,0	Bushaltestelle	9	0,1
Disco	98	0,9	Parkplatz	8	0,1
Natur	95	0,9	Fitnesscenter	7	0,1
McDonalds	78	0,7	Geschäft	6	0,1
Kino	59	0,6	Straßenfest	5	0,0
Bahnhof	47	0,4	Internetcafé	2	0,0
Markt	47	0,4	Kebabstand-lokal	2	0,0
Restaurant	30	0,3	Lokal	2	0,0
Sportwetten	30	0,3			

Tabelle 23: Aufenthalt in Raumtypen an einem durchschnittlichen Sonntag

Zu 72,5 Prozent sind Jugendliche an einem Sonntag zuhause vorzufinden; zu 10,5 Prozent halten sie sich in sonstigen privaten Räumen auf. Private Räume bilden mit einem Aufenthaltsanteil von 83 Prozent die zentralen Räume für Jugendliche an einem Sonntag im Herbst. Während der Raumtyp Draußen mit 4,2 Prozent an dritter Stelle steht, folgen alle weiteren Raumtypen mit unter zwei Prozent Aufenthaltsanteil. Interessant ist der Befund, dass Jugendliche, obwohl sie angeben, sich nicht so gerne in einem Jugendtreff aufzuhalten (vgl. Tabelle 14), schließlich doch sehr oft in einem solchen anzutreffen sind: während der Aufenthalt in einem Jugendtreff an einem Werktag an achter Stelle steht, ist er am Sonntag an vierter Stelle.

Abbildung 8 zeigt den Verlauf der Aufenthaltsanteile pro Raumtyp über einen Sonntag hinweg. Der Vergleich zu einem durchschnittlichen Werktag (vgl. Abbildung 2) zeigt, dass in der Nacht deutlich weniger Jugendliche in ihrem Zuhause vorzufinden sind. Einerseits halten sich um die zehn Prozent in einem sonstigen privaten Raum auf, andererseits sind um die zehn Prozent der Jugendlichen unterwegs – entweder in einer Bar, einer Disco oder an sonstigen Orten in Dornbirn. Dies zeigt auch die Betrachtung der Aktivitäten (vgl. Abbildung 10): So geben am Sonntag bis 2.00 Uhr bis zu zehn Prozent der Jugendlichen als Aktivität Ausgehen an.

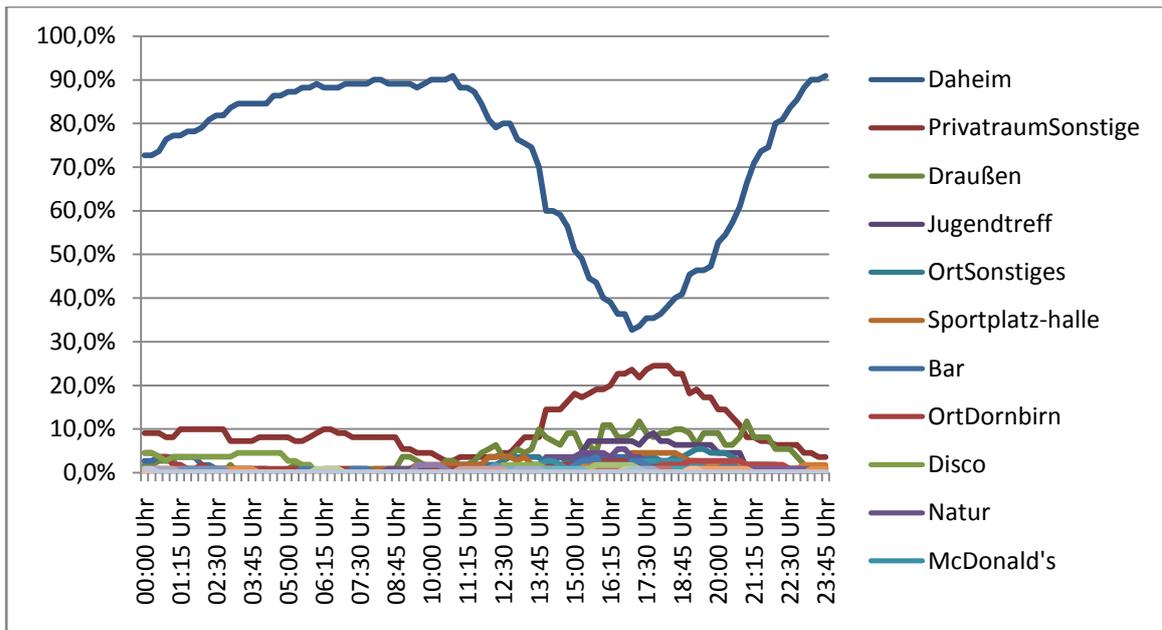


Abbildung 8: Tagesverlauf Sonntag Raumtypen

Im Folgenden wird wie im vorangegangenen Kapitel untersucht, inwiefern Gruppen von Jugendlichen unterschiedliche Raumtypen in ihre Raumkonstitutionen miteinbeziehen. Hierfür wird wiederum der Anteil einer Gruppe an einem bestimmten Raumtyp mit dem Anteil der jeweiligen Gruppe an der Stichprobe verglichen. Als Unterscheidungsmerkmale werden das Geschlecht, der Migrationshintergrund sowie der ökonomisch-kulturelle Status herangezogen.

Der Aufenthalt in bestimmten Raumtypen differiert teilweise beträchtlich je nach Geschlecht, wie nebenstehende Tabelle verdeutlicht. So sind 70,9 Prozent der Jugendlichen, die sich im Raumtyp Bar aufhalten weiblich, während 29,1 Prozent männlich sind. Beim Raumtyp Disco verhält es sich entgegengesetzt: 76,5 Prozent sind männlich, 23,5 Prozent sind weiblich. Deutlich überrepräsentiert sind mit 70,2 Prozent weibliche Jugendliche beim Aufenthalt am Bahnhof. Deutlich unterrepräsentiert sind sie hingegen beim Aufenthalt in der Natur, etwas unterrepräsentiert im Raumtyp Sportplatz beziehungsweise Sporthalle sowie im Jugendtreff. Der Vergleich mit einem durch-

Raumtyp	Männlich	Weiblich
Bar	29,1%	70,9%
Bahnhof	29,8%	70,2%
Draußen	60,4%	39,6%
Privatraum-Sonstige	66,5%	33,5%
Jugendtreff	69,2%	30,8%
Sportplatz-halle	69,8%	30,2%
Disco	76,5%	23,5%
Natur	76,8%	23,2%
<i>Gesamt</i>	<i>62,5%</i>	<i>37,5%</i>

Tabelle 24: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach Geschlecht (Sonntag)

schnittlichen Werktag zeigt (vgl. Tabelle 16), dass die Ergebnisse einzelner Raumtypen annähernd auch für einen Sonntag zutreffen. So sind sowohl an einem Werktag als auch an einem Sonntag weibliche Jugendliche sowohl in einer Bar und am Bahnhof überrepräsentiert. Männliche Jugendliche sind hingegen an beiden Tagen auf einem Sportplatz beziehungsweise in einer Sporthalle sowie in einem Jugendtreff überrepräsentiert.

Wird der Migrationsstatus als Unterscheidungsmerkmal herangezogen, zeigen sich teils deutliche Unterschiede in den Raumkonstitutionen von Jugendlichen wie Tabelle 25 zeigt. Jugendliche mit Migrationshintergrund halten sich vermehrt in den Raumtypen Sportwetten, Jugendtreff, Bar, Bahnhof, McDonald's, Sportplatz beziehungsweise Sporthalle und Disco auf. Hingegen sind sie in den Raumtypen Draußen, Natur, OrtDornbirn und Kino weniger häufig anzutreffen, als ihre Verteilung in der Stichprobe erwarten lässt. Während einige Befunde mit denen eines Werktages korrespondieren – wie zum Beispiel beim Raumtyp Jugendtreff –, gibt es auch Unterschiede (vgl. Tabelle 17): während Jugendliche mit Migrationshintergrund an einem Werktag im Raumtyp Bahnhof mit 23,8 Prozent unterrepräsentiert sind, halten sie sich am Sonntag öfters dort auf, als ihr Anteil an der Stichprobe erwarten lässt. Hingegen sind Jugendliche mit Migrationshintergrund am Sonntag mit 41,1 Prozent deutlich öfters auf einem Sportplatz beziehungsweise in einer Sporthalle anzutreffen als an einem Werktag mit 21,0 Prozent.

Deutliche Unterschiede hinsichtlich des Aufenthaltes von Jugendlichen mit unterschiedlichem ökonomisch-kulturellen Status ergeben sich bei einigen Raumtypen. So sind im Raumtyp Kulturort zu 81,3 Prozent Jugendliche mit hohem ökonomisch-kulturellen Status zugegen. Beim Raumtyp Disco und Bar verfügen zwar mehr als die Hälfte der Jugendlichen ebenso über einen hohen ökonomisch-kulturellen Status, aber zu

Raumtyp	Ohne	Mit
Sportwetten	0,0%	100,0%
Jugendtreff	31,4%	68,6%
Bar	51,3%	48,7%
Bahnhof	53,2%	46,8%
McDonalds	56,4%	43,6%
Sportplatz-halle	58,9%	41,1%
Disco	60,2%	39,8%
Draußen	69,2%	30,8%
Natur	72,6%	27,4%
OrtDornbirn	76,5%	23,5%
Kino	100,0%	0,0%
Gesamt	62,5%	37,5%

Tabelle 25: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach Migrationshintergrund (Sonntag)

Raumtyp	Hoch	Mittel	Niedrig
Kulturort	81,2%	18,8%	0,0%
Disco	52,0%	8,2%	39,8%
Bar	51,3%	0,0%	48,7%
Sportplatz-halle	49,6%	22,5%	27,9%
Draußen	48,2%	35,3%	16,5%
Bahnhof	44,7%	14,9%	40,4%
ReligiöserOrt	40,0%	33,3%	26,7%
Natur	32,6%	33,7%	33,7%
Kino	13,6%	86,4%	0,0%

39,8 Prozent beziehungsweise 48,7 Prozent halten sich auch Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Status in diesen Raumtypen auf. Hier rächt sich die grobe Klassifizierung: interessant wäre zu wissen, ob der Aufenthalt in verschiedenen Typen von Discos oder Bars je nach unterschiedlichem ökonomisch-kulturellen Status divergiert. Eine klare Tendenz lässt sich trotzdem bei einigen Raumtypen feststellen: so sind in den Raumtypen McDonald's und Jugendtreff viel mehr Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Kapital vorzufinden, als ihr Anteil an der Stichprobe erwarten lässt – für den Raumtyp Jugendtreff gilt dasselbe für einen Werktag (vgl. Tabelle 18); im Raumtyp Sportwetten halten sich ausschließlich Jugendliche mit niedrigem ökonomisch-kulturellen Kapital auf.

McDonalds	10,3%	28,2%	61,5%
Jugendtreff	2,4%	24,5%	73,1%
Sportwetten	0,0%	0,0%	100,0%
Gesamt	42,5%	28,3%	29,2%

Tabelle 26: Aufenthalt in Raumtypen differenziert nach ökonomisch-kulturellem Status (Sonntag)

Um den Zusammenhang zwischen dem Aufenthalt in bestimmten Raumtypen am Sonntag und dem ökonomisch-kulturellen Status anschaulich darstellen zu können, wird wiederum eine Korrespondenzanalyse durchgeführt. Wie an den quadrierten Singulärwerten und den Anteilen der erklärten Streuung in Prozent (Eigenwertanteile) in Abbildung 9 auf der folgenden Seite ersichtlich wird, ist die Dimension „ökonomisch-kultureller Status“ die wichtigere der beiden Dimensionen, da sie 58,8 Prozent der gesamten Streuung erklärt. Die Dimension „Raumtyp Sonntag“ erklärt 41,2 Prozent der Streuung und ist somit ebenfalls sehr relevant. Inhaltlich lässt sich die horizontale Achse als niedriger versus hoher ökonomisch-kultureller Status interpretieren, wobei der niedrige Status links auf der Achse, der hohe Status rechts auf der Achse liegt; der mittlere ökonomisch-kulturelle Status liegt dazwischen.

Raumtypen, die vorwiegend bei Jugendlichen mit hohem ökonomisch-kulturellen Status Teil der Raumkonstitutionen sind, befinden sich im rechten oberen Quadranten. So verfügen Jugendliche, die sich in den Raumtypen Fitnessparcour, Kebabstand-lokal, Internet-café, Geschäft oder Kulturort befinden, relativ gesehen über einen höheren ökonomisch-kulturellen Status als Jugendliche, die in den Raumtypen Flohmarkt, Fahrzeug, Parkplatz, McDonald's oder Jugendtreff vorzufinden sind.

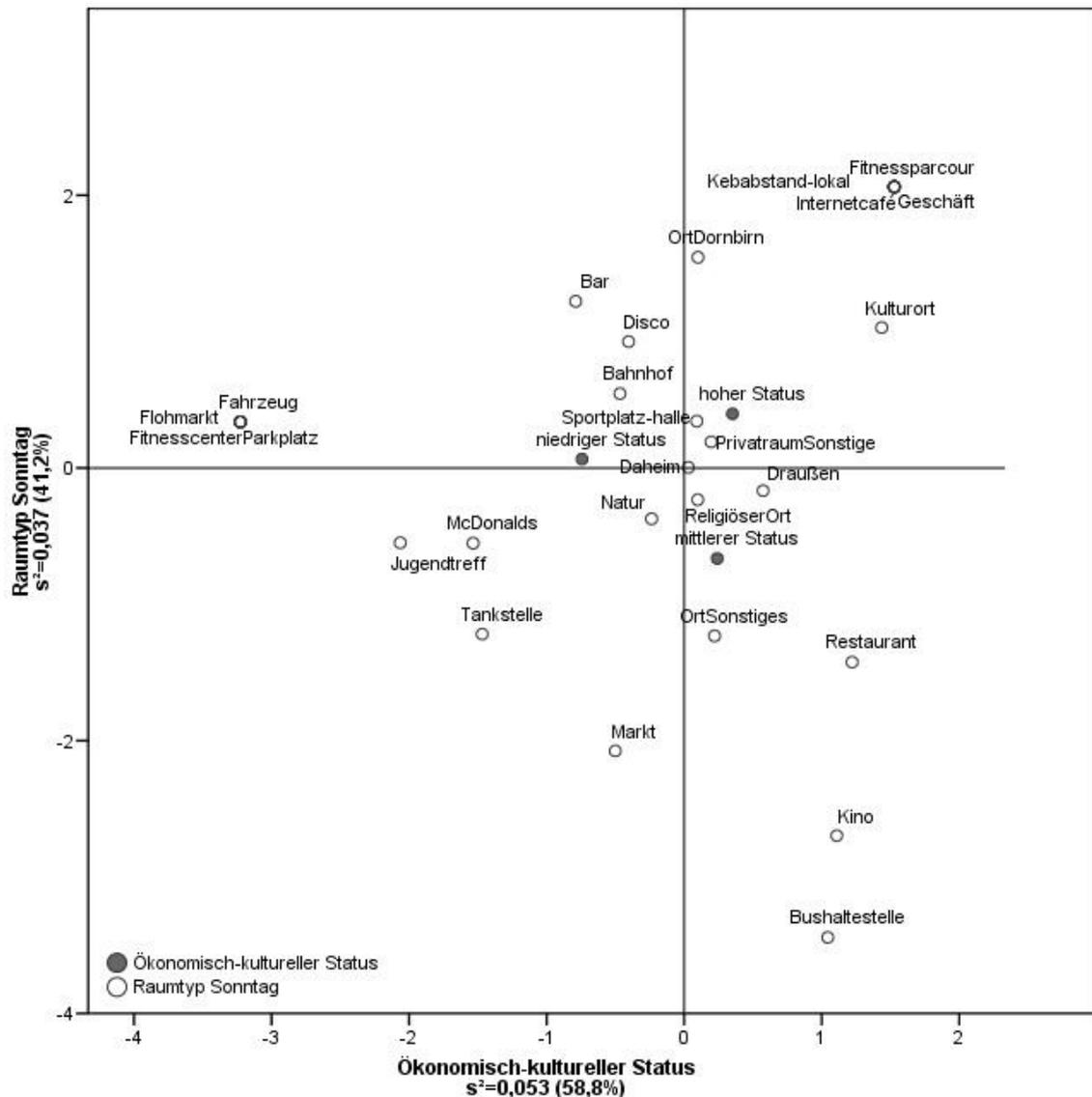


Abbildung 9: Korrespondenzanalyse: Orte Sonntag, ökonomisch-kultureller Status

Die Analyse der Aktivitäten, die an einem durchschnittlichen Sonntag ausgeübt werden, ergibt folgendes Bild. Schlafen ist mit einem Anteil von 32,70 Prozent eines durchschnittlichen Werktages die Aktivität, die am häufigsten ausgeübt wird (vgl. Tabelle 19). Für einen durchschnittlichen Sonntag trifft dies ebenso zu, wobei der Anteil auf 46,41 Prozent steigt (vgl. Tabelle 27); das heißt, dass Jugendliche an einem Sonntag durchschnittlich ungefähr elf Stunden und acht Minuten schlafen. Gegenüber einem Werktag spielen die Aktivitäten Schule und Arbeit keine Rolle: Schule wird nicht genannt, Arbeit siebenmal, was 0,07 Prozent ausmacht. Im Gegensatz zum Werktag ist der Anteil der Aktivität Geselligkeit mit 10,34 Prozent höher als der Anteil der Aktivität TV mit 8,05 Prozent. Die Anteile der 49 Aktivitäten, die an einem durchschnittlichen Sonntag ausgeübt werden, zeigt nachstehende Tabelle.

Aktivität	Nennungen	Prozent	Aktivität	Nennungen	Prozent
Schlafen	4897	46,41%	Musik hören	39	0,37%
Geselligkeit	1091	10,34%	Trinken	39	0,37%
TV	849	8,05%	Weg: Zug	35	0,33%
Lernen	483	4,58%	Kultur-Veranstaltung	35	0,33%
Essen	437	4,14%	Kinobesuch	31	0,29%
Persönliche Tätigkeit	282	2,67%	Mit Tieren beschäftigen	31	0,29%
Ausgehen	281	2,66%	Kochen	29	0,27%
Computer	250	2,37%	Rauchen	29	0,27%
Internet	213	2,02%	Gelegenheitsjob	28	0,27%
Sport treiben	195	1,85%	Spiel spielen	21	0,20%
Körperpflege	122	1,16%	Besuch einer Hochzeit	16	0,15%
Besuch von-bei Verwandten	120	1,14%	Religiöse Tätigkeit	15	0,14%
Spielkonsole	110	1,04%	Sport-Veranstaltung	15	0,14%
Telefonieren	89	0,84%	Weg: Moped	14	0,13%
Computer spielen	87	0,82%	Skaten	12	0,11%
Werken	82	0,78%	Tanztraining	12	0,11%
Spazieren	80	0,76%	Weg: zu Fuß	11	0,10%
Ausruhen	74	0,70%	Mit KFZ beschäftigen	10	0,09%
Spritztour	71	0,67%	Autofahren üben	8	0,08%
Lesen	60	0,57%	Arbeit	7	0,07%
Weg	52	0,49%	Weg: Taxi	7	0,07%
Hausarbeit	48	0,45%	Musizieren	3	0,03%
Weg: Auto	48	0,45%	Weg: Fahrrad	3	0,03%
Weg: Bus	40	0,38%	Warten	1	0,01%
Einkaufen	40	0,38%			

Tabelle 27: Aktivitäten an einem durchschnittlichen Sonntag

Abbildung 10 auf der nächsten Seite zeigt den jeweiligen Anteil der Aktivitäten pro Viertelstunde an einem durchschnittlichen Sonntag. Es gibt – dasselbe gilt übrigens auch für einen Werktag – keinen Zeitabschnitt, an dem alle Jugendliche schlafen. Neben der Aktivität Schlafen kommt lediglich die Aktivität Geselligkeit über einen Anteil von dreißig Prozent; um 18.00 Uhr geben 33,6 Prozent der Jugendlichen an, die Aktivität Geselligkeit auszuüben. Um 21.15 Uhr kommt die Aktivität TV auf einen Anteil von 29,1 Prozent, um 12.30 Uhr die Aktivität Essen auf 26,4 Prozent.

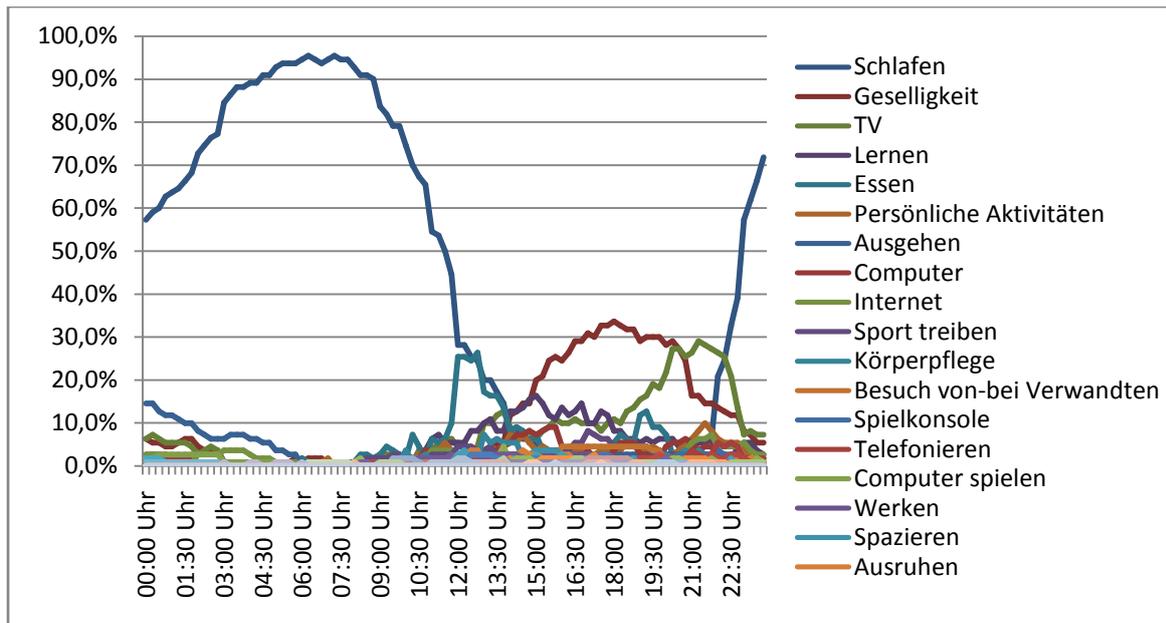


Abbildung 10: Tagesverlauf Sonntag Aktivitäten

Bezüglich des Geschlechts gibt es bei der Ausübung von Aktivitäten große Unterschiede (vgl. Tabelle 28). So sind 95,8 Prozent der Jugendlichen, die Hausarbeit verrichten, weiblich. 91,4 Prozent der Jugendlichen, die eine Kultur-Veranstaltung besuchen, sind weiblich. Außerdem haben weibliche Jugendliche beispielsweise bei folgenden Aktivitäten einen höheren Anteil als ihr Anteil an der Stichprobe erwarten lässt: kochen, sich mit Tieren beschäftigen, Rauchen, Fernsehschauen, Lesen und Lernen. Im Vergleich dazu ist der Anteil männlicher Jugendlicher bei folgenden Aktivitäten höher als ihr Anteil an der Stichprobe: Ausgehen, Besuch von beziehungsweise bei Verwandten, Spiele spielen, Einkaufen und Spielkonsole. Die Aktivitäten Computer spielen, Werken sowie eine Sport-Veranstaltung besuchen üben ausschließlich männliche Jugendliche aus. Interessanterwei-

Aktivität	Männlich	Weiblich
Hausarbeit	4,2%	95,8%
Kultur-Veranstaltung	8,6%	91,4%
Kochen	17,2%	82,8%
Rauchen	48,3%	51,7%
TV	53,1%	46,9%
Lesen	56,7%	43,3%
Lernen	57,3%	42,7%
Internet	62,0%	38,0%
Computer	62,4%	37,6%
Geselligkeit	62,6%	37,4%
Sport treiben	63,6%	36,4%
Musik hören	69,2%	30,8%
Ausgehen	70,5%	29,5%
Besuch von-bei Verwandten	72,5%	27,5%
Spiel spielen	76,2%	23,8%
Einkaufen	90,0%	10,0%
Spielkonsole	98,2%	1,8%
Computer spielen	100,0%	0,0%
Werken	100,0%	0,0%
Sport-Veranstaltung	100,0%	0,0%
Gesamt	62,5%	37,5%

Tabelle 28: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach Geschlecht (Sonntag)

se verteilen sich die Jugendlichen bei der Aktivität Sport treiben ähnlich zur Verteilung in der Stichprobe. Das heißt, dass weibliche Jugendliche an einem durchschnittlichen Sonntag ähnlich viel Sport treiben wie männliche Jugendliche – im Gegensatz zu einem durchschnittlichen Werktag (vgl. Tabelle 20). Ebenso ist die Verteilung nach Geschlecht bei den Aktivitäten Internet, Computer, Geselligkeit und Kinobesuch ähnlich wie die Verteilung in der Stichprobe.

Untersucht man die Ausübung bestimmter Aktivitäten am Sonntag hinsichtlich des Migrationshintergrundes, ergeben sich ebenso erhebliche Unterschiede (vgl. Tabelle 29). So finden sich bei den Aktivitäten Hausarbeit, Einkaufen, Kochen, Internet, Sport treiben, Besuch von beziehungsweise Besuch bei Verwandten, Spazieren und Rauchen ein hoher Anteil Jugendlicher mit Migrationshintergrund; diese genannten Aktivitäten üben zu mehr als der Hälfte Jugendliche aus, die über einen Migrationshintergrund verfügen. Bei den Aktivitäten Geselligkeit, Ausgehen und Computer sind Jugendliche mit Migrationshintergrund öfters vertreten als ihr Anteil an der Grundgesamtheit erwarten lässt. Hingegen sind Jugendliche ohne Migrationshintergrund bei den Aktivitäten Computer spielen, Spielkonsole, Lesen und Lernen öfters vertreten als in der Stichprobe. Die Aktivitäten Kinobesuch, Skaten, Kultur- und Sportveranstaltung werden am Sonntag ausschließlich von Jugendlichen ohne Migrationshintergrund ausgeübt. Somit ergeben sich teils große Unterschiede in der Ausübung bestimmter Aktivitäten im Vergleich zu einem Werktag: so treiben an einem Sonntag mit einem Anteil von 56,4 Prozent Jugendliche mit Migrationshintergrund viel mehr Sport als sie dies mit einem Anteil von 12,7 Prozent an einem Werktag tun.

Aktivität	Ohne	Mit
Hausarbeit	16,7%	83,3%
Einkaufen	30,0%	70,0%
Kochen	41,4%	58,6%
Internet	41,8%	58,2%
Sport treiben	43,6%	56,4%
Besuch von-bei Verwandten	45,0%	55,0%
Spazieren	45,0%	55,0%
Rauchen	48,3%	51,7%
Geselligkeit	56,8%	43,2%
Ausgehen	58,7%	41,3%
Computer	60,0%	40,0%
Computer spielen	67,8%	32,2%
Spielkonsole	71,8%	28,2%
Lesen	73,3%	26,7%
Lernen	85,7%	14,3%
Kinobesuch	100,0%	0,0%
Skaten	100,0%	0,0%
Kultur-Veranstaltung	100,0%	0,0%
Sport-Veranstaltung	100,0%	0,0%
Gesamt	62,5%	37,5%

Tabelle 29: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach Migrationshintergrund (Sonntag)

Die Aktivitäten Gelegenheitsjob, Musizieren, Skaten und Besuch einer Sport-Veranstaltung werden ausschließlich von Jugendlichen ausgeübt, die über einen hohen ökonomisch-kulturellen Status verfügen. Solche Jugendliche sind außerdem bei folgenden Aktivitäten überrepräsentiert: Computer spielen, Spielkonsole, Kochen, Lernen, Musik hören, Besuch einer Kultur-Veranstaltung, TV und Sport treiben. Jugendliche mit einem mittleren ökonomisch-kulturellen Status sind hingegen bei folgenden Aktivitäten überrepräsentiert: Kinobesuch, Rauchen, Besuch einer Kultur-Veranstaltung, Trinken, Einkaufen, Religiöse Tätigkeit, Lernen und Lesen. Jugendliche wiederum, die über einen niedrigen ökonomisch-kulturellen Status verfügen üben folgende Aktivitäten öfters aus, als ihr Anteil an der Stichprobe erwarten ließe: Spazieren, Internet, Einkaufen und Ausgehen. Der Vergleich mit einem Werktag zeigt, dass sich manche Aktivitäten ähnlich verteilen wie etwa lernen, musizieren, Computer spielen oder spazieren (vgl. Tabelle 22).

Aktivität	Hoch	Mittel	Niedrig
Gelegenheitsjob	100,0%	0,0%	0,0%
Musizieren	100,0%	0,0%	0,0%
Skaten	100,0%	0,0%	0,0%
Sport-Veranstaltung	100,0%	0,0%	0,0%
Computer spielen	78,2%	8,0%	13,8%
Spielkonsole	71,8%	14,5%	13,6%
Kochen	68,2%	4,5%	27,3%
Lernen	59,8%	32,5%	7,7%
Musik hören	53,8%	20,5%	25,6%
Kultur-Veranstaltung	48,6%	51,4%	0,0%
TV	47,5%	28,7%	23,8%
Sport treiben	47,2%	25,6%	27,2%
Lesen	43,3%	31,7%	25,0%
Ausgehen	42,6%	14,3%	43,0%
Trinken	41,0%	38,5%	20,5%
Religiöse Tätigkeit	40,0%	33,3%	26,7%
Computer	28,4%	23,2%	48,4%
Rauchen	27,6%	62,1%	10,3%
Kinobesuch	25,8%	74,2%	0,0%
Internet	23,7%	23,2%	53,1%
Einkaufen	15,0%	35,0%	50,0%
Spazieren	13,8%	13,8%	72,5%
Gesamt	42,5%	28,3%	29,2%

Tabelle 30: Ausübung bestimmter Aktivitäten differenziert nach ökonomisch-kulturellem Status (Sonntag)

Abbildung 11 auf der folgenden Seite veranschaulicht den Zusammenhang zwischen dem ökonomisch-kulturellen Status und den Aktivitäten, die am Sonntag ausgeübt werden. Die quadrierten Singulärwerte und die Anteile der erklärten Streuung in Prozent (Eigenwertanteile) zeigen, dass die Dimension „ökonomisch-kultureller Status“ die wichtigere der beiden Dimensionen ist, da sie 73,8 Prozent der gesamten Streuung erklärt. Die Dimension „Aktivität Werktag“ mit 26,2 Prozent erklärter Gesamtstreuung ist ebenfalls wichtig. Inhaltlich lässt sich die horizontale Achse als hoher versus niedriger ökonomisch-kultureller Status interpretieren, wobei der hohe Status links auf der Achse, der niedrige Status

7.6 Verdrängungs- und Konflikterfahrung im öffentlich zugänglichen Raum

Jugendliche treffen in ihren Versuchen, Raum zu konstituieren, stets auf andere AkteurInnen, die, ebenso ausgestattet mit einer bestimmten Verfügungsmacht über Raum, selbst Raum konstituieren und ihn in Anspruch nehmen wollen. Die mögliche Folge sind Konflikte, die von verbaler Beschimpfung bis zu körperlicher Gewalt reichen können.

Den Jugendlichen wurde die Frage gestellt, ob sie in den letzten drei Monaten die in Abbildung 12 und Abbildung 13 aufgelisteten Situationen erlebt haben, als sie draußen – und nicht etwa in der Schule oder in der Arbeit – unterwegs waren, als sie sich also in öffentlich zugänglichen Räumen aufgehalten haben (vgl. Frage 115 im Anhang: Fragebogen).

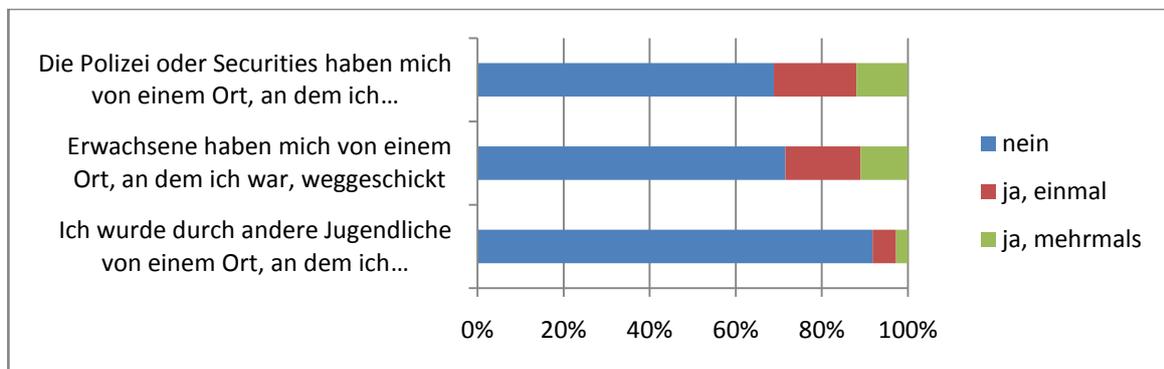


Abbildung 12: Verdrängungserfahrung im öffentlich zugänglichen Raum²⁹

Abbildung 12 gibt den Anteil der Jugendlichen wieder, die über Verdrängungserfahrungen im öffentlich zugänglichen Raum verfügen. 11,9 Prozent der Jugendlichen wurden in den letzten drei Monaten schon mehrmals von der Polizei oder Securities von Orten, an denen sie sich aufgehalten haben, weggeschickt; 19,3 Prozent ist dies einmal passiert, was insgesamt 31,2 Prozent ergibt. Dabei gibt es keinen nennenswerten Zusammenhang zwischen dieser Verdrängungserfahrung und dem Geschlecht (Cramer-V: 0,125; Signifikanz: 0,426) sowie dem Jahrgang des oder der Jugendlichen (Kendall-Tau-b: -0,021; Signifikanz: 0,806); zudem macht es keinen Unterschied, ob jemand über einen Migrationshintergrund verfügt oder nicht (Cramer-V: 0,146; Signifikanz: 0,312). Einen schwachen Zusammenhang gibt es zwischen der Verdrängungserfahrung durch Polizei oder Securities und

²⁹ Die in der Abbildung nicht vollständig wiedergegebene Aussagen sind: „Die Polizei oder Securities haben mich von einem Ort, an dem ich war, weggeschickt“ und „Ich wurde durch andere Jugendliche von einem Ort, an dem ich war, vertrieben“.

dem ökonomisch-kulturellen Status (Cramer-V: 0,235; Signifikanz: 0,020) sowie der Angabe, in der Freizeit in eine Disco zu gehen (Kendall-tau-b: 0,343; Signifikanz: 0,000): je öfters jemand angibt, in eine Disco zu gehen, desto eher verfügt er oder sie über eine Verdrängungserfahrung durch Polizei oder Securities. Ebenso macht es einen Unterschied, ob jemand SchülerIn ist oder ArbeiterIn beziehungsweise Lehrling (Cramer-V 0,255; Signifikanz: 0,031): während 33,3 Prozent der SchülerInnen angeben, in den letzten drei Monaten von Polizei oder Securities vertrieben worden zu sein, sind dies bei den ArbeiterInnen beziehungsweise Lehrlingen 20,0 Prozent.

Durch Erwachsene einmal von einem Ort weggeschickt, an dem sie sich aufgehalten haben, wurden in den letzten drei Monaten 17,4 Prozent; 11,0 Prozent der Jugendlichen passierte dies mehrmals, was zusammen 28,4 Prozent ergibt. Zwischen dieser Verdrängungserfahrung und dem Geschlecht gibt es einen schwachen, nicht signifikanten Zusammenhang (Cramer-V: 0,200, Signifikanz: 0,113): 16,4 Prozent der männlichen Jugendlichen ist es in den letzten drei Monaten mehrmals passiert von Erwachsenen weggeschickt worden zu sein, weiblichen Jugendlichen hingegen lediglich zu 4,2 Prozent. Zwischen der Verdrängungserfahrung durch Erwachsene und dem ökonomisch-kulturellem Status, dem Migrationshintergrund und dem Jahrgang gibt es keine nennenswerten Zusammenhänge.

Von anderen Jugendlichen vertrieben wurden mehrmals lediglich 2,8 Prozent; 5,5 Prozent ist dies einmal passiert, was zusammen 8,3 Prozent ausmacht. Wie bei der Verdrängungserfahrung durch Erwachsene gibt es auch bei der Verdrängungserfahrung durch andere Jugendliche lediglich einen schwachen, nicht signifikanten Zusammenhang hinsichtlich des Geschlechts (Cramer-V: 0,204, Signifikanz: 0,103): männliche Jugendliche wurden zu 13,1 Prozent einmal oder mehrmals von anderen Jugendlichen vertrieben; weiblichen Jugendlichen ist dies hingegen lediglich zu 2,1 Prozent passiert. Zwischen der Verdrängungserfahrung durch andere Jugendliche und dem ökonomisch-kulturellen Status, dem Migrationshintergrund und dem Jahrgang gibt es wiederum keine nennenswerten Zusammenhänge.

Untersucht man, in welchem Ausmaß Jugendliche über bestimmte Arten der Konflikt-erfahrung verfügen und ob gewisse Gruppen von Jugendlichen besonders davon betroffen sind, ergibt sich folgendes Bild (vgl. Abbildung 13): von den fünf vorgegebenen Konfliktarten geben Jugendliche am häufigsten an, Stress mit Jugendlichen anderer Nationalität zu haben. 15,6 Prozent der Jugendlichen ist dies in den letzten drei Monaten mehrmals, 19,3 Prozent einmal passiert, was zusammen 34,9 Prozent ergibt; das heißt, dass gut ein Drittel

der Jugendlichen angegeben hat, in den letzten drei Monaten Stress mit Jugendlichen anderer Nationalität gehabt zu haben. Interessanterweise gibt es keinen Zusammenhang zwischen dieser Konflikterfahrung und dem Migrationshintergrund (Cramer-V: 0,119; Signifikanz: 0,464), dem ökonomisch-kulturellen Status (Cramer-V: 0,075; Signifikanz: 0,878) und dem Jahrgang (Kendall-Tau-b: 0,095; Signifikanz: 0,260). Einen schwachen, nicht signifikanten Zusammenhang gibt es hingegen zwischen der Konflikterfahrung und dem Geschlecht (Cramer-V: 0,203; Signifikanz: 0,106): während 75,0 Prozent der weiblichen Jugendlichen keine Konflikterfahrung mit Jugendlichen anderer Nationalität haben, sind dies bei männlichen Jugendlichen 57,4 Prozent.

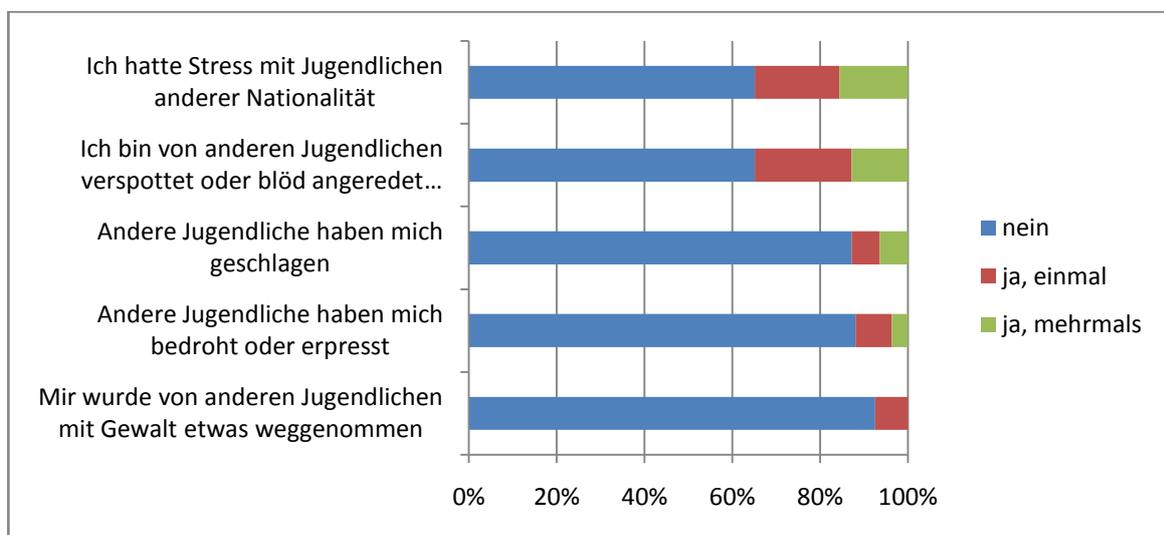


Abbildung 13: Konflikterfahrung im öffentlich zugänglichen Raum³⁰

Ebenso wie bei der Konflikterfahrung Stress mit Jugendlichen anderer Nationalität geben 34,9 Prozent der Jugendlichen an, in den letzten drei Monaten von anderen Jugendlichen verspottet oder blöd angeredet worden zu sein, wobei dies bei 22,0 Prozent einmal und bei 12,8 Prozent mehrmals der Fall war. Hinsichtlich eines Unterschiedes zwischen verschiedenen Gruppen von Jugendlichen lässt sich nur ein schwacher Zusammenhang zwischen dieser Konflikterfahrung und dem Migrationshintergrund konstatieren (Cramer-V: 0,246; Signifikanz: 0,037). 43,5 Prozent der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund geben an, zumindest einmal von anderen Jugendlichen verspottet oder blöd angeredet worden zu sein; bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist dies bei 20,0 Prozent der Fall. Hin-

³⁰ Die in der Abbildung nicht vollständig wiedergegebene Aussage ist: „Ich bin von anderen Jugendlichen verspottet oder blöd angeredet worden“.

sichtlich des Geschlechts, Jahrgangs und ökonomisch-kulturellen Kapitals gibt es keine nennenswerten Zusammenhänge.

Die drei restlichen vorgegebenen Arten von Konflikten kommen deutlich weniger vor als die bis jetzt genannten zwei, wobei es sich dabei um physisch gewalttätigere Arten des Konflikts handelt. 12,8 Prozent der Jugendlichen wurden in den letzten drei Monaten zumindest einmal von anderen Jugendlichen geschlagen. Dabei gibt es keinen nennenswerten Zusammenhänge zwischen dieser Konflikterfahrung und dem Geschlecht (Cramer-V: 0,104; Signifikanz: 0,558), dem Migrationshintergrund (Cramer-V: 0,065; Signifikanz: 0,796) oder dem ökonomisch-kulturellen Status (Cramer-V: 0,081; Signifikanz: 0,844).

11,9 Prozent der Jugendlichen wurden in den letzten drei Monaten zumindest einmal von anderen Jugendlichen bedroht oder erpresst. Wiederum gibt es keinen nennenswerten Zusammenhänge zwischen dieser Art der Konflikterfahrung und dem Geschlecht (Cramer-V: 0,173; Signifikanz: 0,195), dem Migrationshintergrund (Cramer-V: 0,053; Signifikanz: 0,858) oder dem ökonomisch-kulturellen Status (Cramer-V: 0,037; Signifikanz: 0,990).

Schließlich wurde in den letzten drei Monaten 7,5 Prozent der Jugendlichen einmal etwas von anderen Jugendlichen weggenommen. Es gibt einen schwachen, nicht signifikanten Zusammenhang zwischen dieser Konflikterfahrung und dem ökonomisch-kulturellen Status (Cramer-V: 0,202; Signifikanz: 0,121). 13,8 Prozent der Jugendlichen, die über einen mittleren ökonomisch-kulturellen Status verfügen, wurde einmal von anderen Jugendlichen etwas weggenommen, 9,1 Prozent der Jugendlichen mit hohem ökonomisch-kulturellen Status ist dies ebenfalls passiert, aber keinem oder keiner Jugendlichen, der oder die über einen niedrigen ökonomisch-kulturellen Status verfügt. Keinen nennenswerten Zusammenhang gibt es zwischen dieser Art der Konflikterfahrung und dem Geschlecht (Cramer-V: 0,035; Signifikanz: 0,719) sowie dem Migrationshintergrund (Cramer-V: 0,141; Signifikanz: 0,143).

7.7 Verschiedenes zur Situation der Jugendlichen

Um generell über manche Aspekte der Situation der Jugendlichen Informationen zu gewinnen, wurde den RespondentInnen die Aussagen in Abbildung 14 vorgelegt, denen sie sehr zustimmen [1], eher zustimmen [2], eher nicht zustimmen [3] oder überhaupt nicht zustim-

men [4] konnten. Die Aussagen werden so wiedergegeben, wie sie im Fragebogen gestellt wurden. Abbildung 14 zeigt den Anteil der jeweiligen Antworten pro Aussage.

Die ersten drei Zeilen der Abbildung 14 beziehen sich auf Aussagen zu Dornbirn. 90 Prozent der Jugendlichen stimmen der Aussage, dass es ihnen in Dornbirn gut gefällt sehr oder eher zu, während lediglich zehn Prozent dieser Aussage eher nicht oder überhaupt nicht zustimmen. Dabei gibt es keinen signifikanten Unterschied hinsichtlich des Geschlechts, des ökonomisch-kulturellen Status oder des Migrationshintergrundes. Zudem macht es keinen signifikanten Unterschied, ob man SchülerIn, Lehrling beziehungsweise ArbeiterIn oder arbeitssuchend ist. Bei der Aussage zu den ausreichend vorhandenen Freizeitausrichtungen sind die Zustimmungen weitaus differenzierter: 24,8 Prozent stimmen der Aussage sehr zu, dass es in Dornbirn genügend Freizeiteinrichtungen für Jugendliche gibt, 28,4 Prozent stimmen eher zu, 30,3 Prozent stimmen eher nicht zu und 16,5 Prozent stimmen überhaupt nicht zu. Dabei gibt es einen signifikanten Unterschied hinsichtlich des Geschlechts (Eta: 0,296, Signifikanz: 0,002): männliche Jugendliche (Mittelwert: 2,11) stimmen der Aussage weit eher zu als weibliche Jugendliche (Mittelwert: 2,73). Bezüglich der anderen Gruppen gibt es keine signifikanten Unterschiede. Der Aussage, dass ein Mädchen in Dornbirn viel weniger tun kann als ein Junge stimmt die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen nicht zu: 5,7 Prozent stimmen sehr zu, 9,4 Prozent stimmen eher zu, 22,6 Prozent stimmen eher nicht zu und 62,3 Prozent der Jugendlichen stimmen überhaupt nicht zu. Bei der Zustimmung zu dieser Aussage gibt es einen signifikanten Unterschied hinsichtlich des Migrationshintergrundes (Eta: 0,286, Signifikanz: 0,003): Jugendliche mit Migrationshintergrund (Mittelwert: 3,08) stimmen der Aussage, dass ein Mädchen in Dornbirn viel weniger tun kann als ein Junge, eher zu als Jugendliche ohne Migrationshintergrund (Mittelwert: 3,60). Bezüglich anderer Gruppen gibt es keine signifikanten Unterschiede.

Der Aussage, dass man mit dem Geld, das einem zur Verfügung steht, nicht auskommt, stimmen 15,5 Prozent der Jugendlichen sehr zu, 25,5 Prozent stimmen eher zu, 26,4 Prozent stimmen eher nicht zu und 32,7 Prozent stimmen überhaupt nicht zu. Bezüglich des Geschlechtes gibt es einen signifikanten Unterschied (Eta: 0,251, Signifikanz: 0,008): weibliche Jugendliche (Mittelwert: 2,46) kommen eher weniger mit dem Geld aus, das ihnen zur Verfügung steht, als männliche Jugendliche (Mittelwert: 3,00). Schließlich gibt es keinen signifikanten Zusammenhang zwischen der Zustimmung zu der Aussage und der Angabe, wie viel Geld man im Monat zur freien Verfügung hat (Pearson: 0,112, Signifikanz: 0,255).

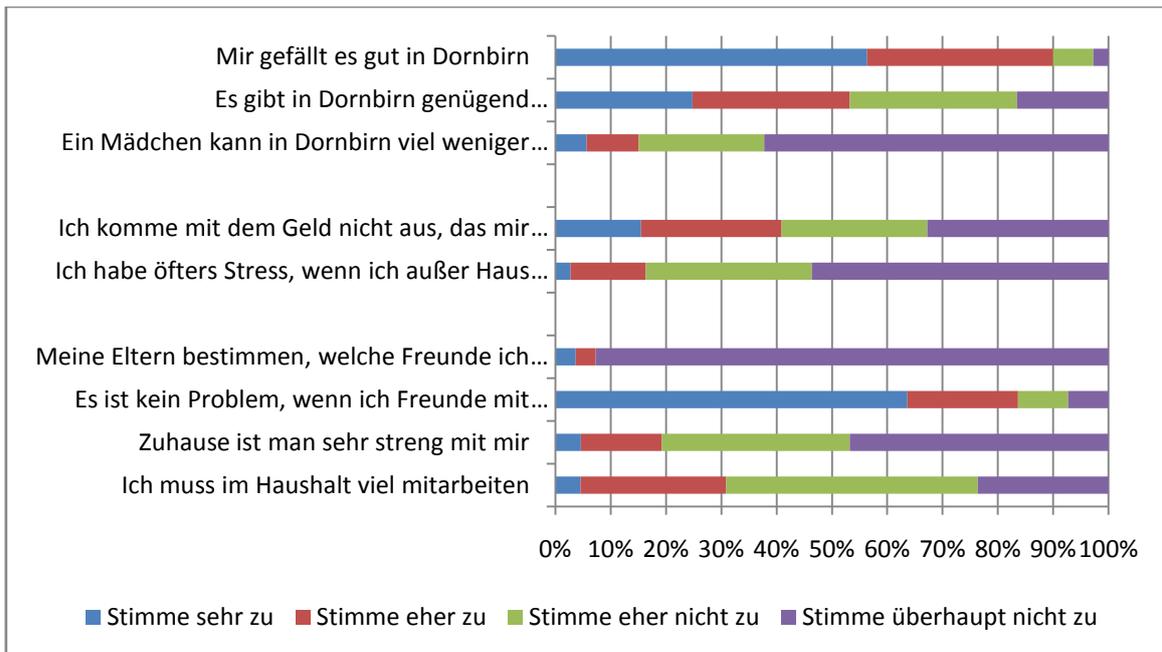


Abbildung 14: Aussagen³¹

53,6 Prozent der Jugendlichen stimmen der Aussage, dass sie öfters Stress haben, wenn sie außer Haus unterwegs sind, überhaupt nicht zu, 30,0 Prozent stimmen eher nicht zu, 13,6 Prozent stimmen eher zu und nur 2,7 Prozent stimmen dieser Aussage sehr zu. Einen signifikanten Unterschied gibt es lediglich zwischen Jugendlichen mit verschiedenem ökonomisch-kulturellen Status (Eta: 0,301, Signifikanz: 0,007); der Student-Newman-Keuls-Test zeigt, dass sich die Mittelwerte der Jugendlichen mit mittlerem (3,60) und hohem (3,40) ökonomisch-kulturellen Status nicht signifikant voneinander unterscheiden, nur der Mittelwert der Jugendlichen mit niedrigem (2,97) ökonomisch-kulturellen Status unterscheidet sich signifikant von denjenigen der anderen beiden Gruppen.

Die letzten vier Zeilen in Abbildung 14 beziehen sich auf Aussagen zu den Eltern beziehungsweise zum Haushalt. 92,7 Prozent der Jugendlichen stimmen der Aussage überhaupt nicht zu, dass die Eltern bestimmen, welche Freunde man haben darf. 3,6 Prozent stimmen eher nicht zu, 3,6 Prozent stimmen hingegen sehr zu. Dabei gibt es einen signifikanten, schwachen Unterschied zwischen Jugendlichen mit (Mittelwert: 3,71) und ohne (Mittel-

³¹ Die in der Abbildung nicht vollständig wiedergegebenen Aussagen sind: „Es gibt in Dornbirn genügend Freizeitmöglichkeiten für Jugendliche“, „Ein Mädchen kann in Dornbirn viel weniger tun als ein Junge“, „Ich komme mit dem Geld nicht aus, das mir zur Verfügung steht“, „Ich habe öfters Stress, wenn ich außer Haus unterwegs bin“, „Meine Eltern bestimmen, welche Freunde ich haben darf“ und „Es ist kein Problem, wenn ich Freunde mit nach Hause bringe“.

wert: 3,94) Migrationshintergrund (Eta: 0,194, Signifikanz: 0,42). Der Aussage, dass es kein Problem ist, Freunde mit nach Hause zu bringen, stimmen 63,6 Prozent der Jugendlichen sehr zu, 20,0 Prozent stimmen eher zu, 9,1 Prozent stimmen eher nicht zu und 7,3 Prozent stimmen überhaupt nicht zu. Hierfür macht es keinen signifikanten Unterschied, welches Geschlecht, Alter oder ökonomisch-kultureller Status eine oder ein JugendlicheR hat, ob er oder sie über einen Migrationshintergrund verfügt sowie die Tatsache, ob man SchülerIn, Lehrling beziehungsweise ArbeiterIn oder arbeitssuchend ist. 46,8 Prozent der Jugendlichen stimmen der Aussage, dass man zuhause sehr streng mit einem ist, überhaupt nicht zu, 33,9 Prozent stimmen eher nicht zu, 14,7 Prozent stimmen eher zu und 4,6 Prozent stimmen sehr zu. Wiederum gibt es keinen signifikanten Unterschied zwischen einzelnen Gruppen von Jugendlichen. Schließlich stimmen der Aussage, dass man im Haushalt viel mitarbeiten muss, 4,5 Prozent der Jugendlichen sehr zu, 26,4 Prozent stimmen eher zu, 45,5 Prozent stimmen eher nicht zu und 23,6 Prozent stimmen überhaupt nicht zu. Einen signifikanten Unterschied gibt es bei der Zustimmung zu dieser Frage zwischen weiblichen (Mittelwert: 2,63) und männlichen (Mittelwert: 3,08) Jugendlichen (Signifikanz: 0,003; Eta: 0,277); das heißt, dass weibliche Jugendliche eher im Haushalt mitarbeiten müssen als männliche Jugendliche. Hinsichtlich des Migrationshintergrundes gibt es bei dieser Frage interessanterweise keinen signifikanten Unterschied (Signifikanz: 0,140), obwohl die Tabelle 21 Tabelle 29 zeigen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund sowohl an einem Werktag als auch an einem Sonntag deutlich öfters mit Hausarbeit beschäftigt sind, als ihr Anteil an der Stichprobe erwarten lässt. Dies zeigt, dass die Einschätzung, wie oft eine Aktivität ausgeübt wird, mit der tatsächlichen Häufigkeit der Ausübung nicht zusammenhängen muss.

8. Fazit

Die Räume jugendlicher AkteurInnen differenzieren sich ebenso, wie es unterschiedliche Ausprägungen der Lebensphase Jugend gibt. So wie es durch die Strukturen der sozialen Ungleichheit zu unterschiedlichen Ausprägungen der Lebensphase Jugend kommt, führen diese Strukturen – aufgrund unterschiedlicher Verfügungsmöglichkeiten über ökonomisches und kulturelles Kapital, aber auch Geschlecht und Migrationshintergrund – zu höchst unterschiedlichen Raumkonstitutionen. Die Aktionsraumanalyse als Erhebungsmethode ermöglicht es, diesen Zusammenhang aufzuzeigen: es lässt sich der Raum der sozialen Positionen und Hierarchien mit dem physisch angeeigneten Raum in Verbindung setzen. Damit kann die Gefahr der „substantialistischen Verkennung von Orten“ (Bourdieu 1997: 159) gebannt werden.

Die empirische Untersuchung zeigt deutlich, dass sowohl die einzelnen Raumtypen, die Jugendliche in ihre Raumkonstitutionen miteinbeziehen, als auch die Aktivitäten, die sie dabei ausüben, sich beträchtlich je nach Geschlecht, Migrationshintergrund und ökonomisch-kulturellem Status unterscheiden. Die Untersuchung stützt die These, dass einzelne Raumtypen in erhöhtem Maße Eingang finden in die Raumkonstitutionen bestimmter Gruppen von Jugendlichen. Über die Rekonstruktion der Aneignung von Orten durch die AkteurInnen lassen sich somit Raumtypen zusammenfassen beziehungsweise unterscheiden.

Was bei der Aktionsraumanalyse offen bleiben muss, ist die Untersuchung der konkreten Praxis der AkteurInnen. Was passiert beispielsweise, wenn Jugendliche Räume, deren impliziten Anforderungen sie nicht genügen, betreten und sie nicht von vornherein durch Selbstausschluss vermeiden? Wie fassen – daran anschließend – unterschiedliche Jugendliche im Handlungsvollzug die symbolisch-materielle Ordnung des Raumes auf? An die quantitative Forschung mittels Aktionsraumanalyse sollte eine qualitative Analyse anschließen, die die vorliegende Studie aufgrund des einschränkenden Umfangs nicht leisten kann. Zu den objektiv erfassbaren Bedingungen der Konstitutionen von Raum – durch die Verbindung des sozialen mit dem physisch angeeigneten Raum, durch das Begreifen einer Person „in ihrer inneren Notwendigkeit“ (Bourdieu) – tritt die Erfahrung der AkteurInnen in ihrer konkreten Praxis hinzu, als eine mögliche Biografie ihrer Raumkonstitutionen. Ein verstehender Zugang vervollständigt das Bild, das die Analyse der objektiven gesellschaftlichen Bedingungen der Raumkonstitutionen zeichnet.

Dasselbe gilt auch für die Analyse der Konflikt- und Verdrängungserfahrungen, die Jugendliche in öffentlich zugänglichen Räumen machen. Wie die Analyse der Lieblingsorte beziehungsweise der Orte, an denen sich Jugendliche überhaupt nicht gerne aufhalten, zeigt, können sich Jugendliche zwar an denselben Orten lokalisieren, dabei aber ganz unterschiedliche Räume entstehen lassen – hier einen mit Angst und Abscheu verbundenen Raum, dort einen positiv konnotierten Raum der Kommunikation und Begegnung. Erst ein Raumbegriff, der von der Konstitutionsleistung der AkteurInnen aus denkt, ermöglicht eine solche Einsicht. Die Folge der Lokalisation von verschiedenen Jugendlichen an einem Ort kann die Konfrontationen zwischen einzelnen AkteurInnen sein. Die quantitative Analyse verdeutlicht, dass Jugendliche je nach Geschlecht, Migrationshintergrund und Tätigkeit in unterschiedlichem Ausmaß und in verschiedener Art von Konflikt- und Verdrängungserfahrungen betroffen sind. Was sie aber nicht zeigen kann, ist, wie Jugendliche in der Praxis mit dem Konflikt oder der Verdrängung umgehen, mit welcher Strategie sie in der konkreten Situation vorgehen beziehungsweise welche Strategien sie zur Vermeidung solcher Erfahrungen einsetzen. Ein verstehender Zugang kann dies verdeutlichen, wobei er ohne die Analyse der objektiven gesellschaftlichen Bedingungen unvollständig bleiben muss. Erst die Kombination eines quantitativen mit einem qualitativen Ansatz, erst die Zusammenführung der objektiven Bedingungen mit der subjektiven Erfahrung, zeichnet ein vollständiges Bild.

Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah, 2005 [1958]: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. 3. Auflage, München: Piper.
- Bachelard, Gaston, 2006 [1957]: Poetik des Raumes. In: Dünne, Jörg / Günzel, Stephan (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 166-179.
- Backhaus, Klaus / Erichson, Bernd / Plinke, Wulff / Weiber, Rolf, 2006: *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung*. Elfte, überarbeitete Auflage, Berlin: Springer.
- Bahrdt, Hans-Paul, 1998 [1961]: *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bingham, Nick / Thrift, Nigel, 2000: Some new Instructions for Travellers. The geography of Bruno Latour and Michel Serres. In: Crang, Mike / Thrift, Nigel (Hg.), *Thinking Space*. London: Routledge, 281-301.
- Blass, Wolf, 1980: *Zeitbudget-Forschung. Eine kritische Einführung in Grundlagen und Methoden*. Frankfurt/M.: Campus.
- Bourdieu, Pierre, 1974a [1970]: Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie. In: Bourdieu, Pierre, *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 7-41.
- 1974b [1970]: Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In: Bourdieu, Pierre, *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 125-158.
- 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Schwartz, 183-198.
- 1985: *Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1987 [1979]: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1991: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, Martin (Hg.), *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen*. Frankfurt/M.: Campus, 25-34.
- 1993a [1980]: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1993b [1980]: Eine störende und eine verstörende Wissenschaft. In: Bourdieu, Pierre, *Soziologische Fragen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 19-35.
- 1993c [1978]: „Jugend“ ist nur ein Wort. In: Bourdieu, Pierre, *Soziologische Fragen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 136-146.
- 1997 [1993]: Ortseffekte. In: Bourdieu, Pierre et al. (Hg.), *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK, 159-167.
- 1998 [1994]: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 2009 [1972]: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Zweite Auflage, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre / Chamboredon, Jean-Claude / Passeron, Jean-Claude, 1991 [1968]: *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin: de Gruyter.
- Boyd, Danah, 2009: Implications of User Choice: The Cultural Logic of “MySpace or Facebook?”. In: *Interactions Magazine*, XVI.6 – November/December, <http://interactions.acm.org/content/?p=1302>, 15.1.2010.
- Bruce, Steve / Yearley, Steven, 2006: *The Sage Dictionary of Sociology*. London: Sage.
- Bütow, Birgit, 2000: Mädchen zwischen privaten und öffentlichen Räumen. In: Stiftung SPI – Mädea / Bachor, Ursula (Hg.), *Mädchen in sozialen Brennpunkten*. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin, 29-62.

- Callon, Michel, 2006 [1986]: Die Soziologie eines Akteur-Netzwerkes: Der Fall des Elektrofahrzeugs. In: Bellinger, Andréa / Krieger, David J. (Hg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: Transcript, 175-193.
- Castells, Manuel, 2004 [2001]: *Das Informationszeitalter. Teil 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Chombart de Lauwe, Paul-Henri, 1977: Aneignung, Eigentum, Enteignung. In: *Arch+* 34, 2-6.
- Dangschat, Jens S., 1998: Warum ziehen sich Gegensätze nicht an? Zu einer Mehrebenen-Theorie ethnischer und rassistischer Konflikte um den städtischen Raum. In: Heitmeyer, Wilhelm / Dollase, Rainer / Backes, Otto (Hg.), *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 21-96.
- Dangschat, Jens / Droth, Wolfram / Friedrichs, Jürgen / Kiehl, Klaus, 1982: *Aktionsräume von Stadtbewohnern. Eine empirische Untersuchung in der Region Hamburg*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Deinet, Ulrich, 2005: „Aneignung“ und „Raum“ – zentrale Begriffe des sozialräumlichen Konzeptes. In: Deinet, Ulrich (Hg.), *Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte*. 2., völlig überarbeitete Auflage, Wiesbaden: VS Verlag, 27-57.
- Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian, 2005: Aneignung. In: Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne / Frey, Oliver (Hg.), *Handbuch Sozialraum*. Wiesbaden: VS Verlag, 295-312.
- Diekmann, Andreas, 2007: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. 17. Auflage, Reinbek: Rowohlt.
- Dünne, Jörg, 2006: Einleitung. In: Dünne, Jörg / Günzel, Stephan (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 371-385.
- Edthofer, Julia, 2005: *Raumaneignungsmöglichkeiten von Mädchen mit türkischem und ex-jugoslawischem Migrationshintergrund am Beispiel Wiener Parkanlagen*. Diplomarbeit, Wien.
- Einstein, Albert, 1980 [1954]: Vorwort. In: Jammer, Max, *Das Problem des Raumes. Die Entwicklung der Raumtheorien*. Zweite, erweiterte Auflage, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, XIII-XVII.
- Feustel, Marc, 2002: Überlagerungen im Raum. In: Kornhardt, Diethild / Pütz, Gabriele / Schröder, Thies (Hg.), *Mögliche Räume*. Hamburg: Junius, 70-72.
- Foucault, Michel, 1977 [1975]: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 2003a [1976]: Fragen an Michel Foucault zur Geographie. In: Foucault, Michel, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 38-54.
- 2003b [1977]: Das Auge der Macht. In: Foucault, Michel, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 250-271.
- 2005 [1984]: Von anderen Räumen. In: Foucault, Michel, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 931-942.
- Frey, Oliver, 2004: Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. Lernorte eines konkreten Urbanismus? In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hg.), *„Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte*. Wiesbaden: VS Verlag, 219-233.

- Friedrichs, Jürgen, 1990: Aktionsräume von Stadtbewohnern verschiedener Lebensphasen. In: Bertels, Lothar / Herlyn, Ulfert (Hg.), *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen: Leske + Budrich, 161-178.
- Fuchs-Heinritz, Werner / Lautmann, Rüdiger / Rammstedt, Otthein / Wienold, Hanns (Hg.), 1994: *Lexikon zur Soziologie*. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Giddens, Anthony, 1995a [1990]: *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1995b: Strukturierung und sozialer Wandel. In: Müller, Hans-Peter / Schmid, Michael (Hg.), *Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 151-191.
- 1997 [1984]: *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. 3. Auflage, Frankfurt/M.: Campus.
- Griese, Hartmut M., 1987: *Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung*. 3. Auflage, Weinheim: Beltz.
- Günzel, Stephan, 2005: Philosophie. In: Kessler, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne / Frey, Oliver (Hg.), *Handbuch Sozialraum*. Wiesbaden: VS Verlag, 89-110.
- 2006: Einleitung. In: Dünne, Jörg / Günzel, Stephan (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 105-128.
- Hamm, Bernd, 1982: *Einführung in die Siedlungssoziologie*. München: Beck.
- 2001: Raum. In: Schäfers, Bernhard (Hg.), *Grundbegriffe der Soziologie*. 7., durchgesehene Auflage, Opladen: Leske + Budrich, 277-278.
- Harvey, David, 1990: *The Condition of Postmodernity*. Malden: Blackwell.
- Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter, 2004: *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Hawking, Stephen, 2000 [1988]: *Eine kurze Geschichte der Zeit*. 19. Auflage, Reinbek: Rowohlt.
- Herlyn, Ulfert, 1990: Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf. In: Bertels, Lothar; Herlyn, Ulfert (Hg.), *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen: Leske + Budrich, 7-34.
- 2004: Zum Bedeutungswandel der öffentlichen Sphäre – Anmerkungen zur Urbanitätstheorie von H. P. Bahrdt. In: Siebel, Walter (Hg.), *Die europäische Stadt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 121-130.
- Hillmann, Karl-Heinz, 2007: *Wörterbuch der Soziologie*. 5., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart: Kröner.
- Hradil, Stefan, 2005: *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. Nachdruck der 8. Auflage 2001, Wiesbaden: VS Verlag.
- Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul F. / Zeisel, Hans, 1975 [1933]: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jameson, Fredric, 1993 [1984]: Postmoderne – zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: Huyssen, Andreas / Scherpe, Klaus R. (Hg.), *Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels*. 16.-18. Tausend, Reinbek: Rowohlt, 45-102.
- Janssen, Jürgen / Laatz, Wilfried, 2010: *Statistische Datenanalyse mit SPSS. Eine anwendungsorientierte Einführung in das Basissystem und das Modul Exakte Tests*. Siebte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Heidelberg: Springer.

- Joas, Hans; Knöbl, Wolfgang, 2004: *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Keller, Reiner / Lau, Christoph, 2008: Bruno Latour und die Grenzen der Gesellschaft. In: Kneer, Georg / Schroer, Markus / Schüttpelz, Erhard (Hg.), *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 306-338.
- Klauser, Francisco, 2005: Raum = Energie + Information. Videoüberwachung als Raumanerkennung. In: Hempel, Leon / Metelmann, Jörg (Hg.), *Bild – Raum – Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 189-203.
- Kneer, Georg / Schroer, Markus / Schüttpelz, Erhard (Hg.), 2008: *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kracauer, Siegfried, 1990 [1930]: Über Arbeitsnachweise. Konstruktion eines Raumes. In: Kracauer, Siegfried, *Aufsätze 1927-1931*. Schriften, Band 5.2. Hg. von Inka Mülder-Bach, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 185-192.
- Krais, Beate, 1991: Vorwort zur deutschen Ausgabe. In: Bourdieu, Pierre / Chamboredon, Jean-Claude / Passeron, Jean-Claude, *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin: de Gruyter, V-XII.
- Kreckel, Reinhard, 2004: *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage, Frankfurt/M.: Campus.
- Läpple, Dieter, 1991: Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häußermann, Hartmut / Ipsen, Detlev / Krämer-Badoni, Thomas / Läpple, Dieter / Rodenstein, Marianne / Siebel, Walter, *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*. Pfaffenweiler: Centaurus, 157-207.
- Latour, Bruno, 2005: *Von der Realpolitik zur Dingpolitik oder Wie man Dinge öffentlich macht*. Berlin: Merve.
- 2007 [2005]: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 2008 [1991]: *Wir sind nie moderne gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri, 1991 [1974]: *The Production of Space*. Malden: Blackwell.
- 2002 [1975/77]: Die Produktion des städtischen Raums. In: *An Architektur*, Heft 1, Juli 2002, 4-20.
- Löw, Martina, 2001: *Raumsoziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 2005: Die Rache des Körpers über den Raum? Über Henri Lefébvres Utopie und Geschlechterverhältnisse am Strand. In: Schroer, Markus (Hg.), *Soziologie des Körpers*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 241-270.
- 2007: Zwischen Handeln und Struktur. Grundlagen einer Soziologie des Raums. In: Kessl, Fabian / Otto, Hans-Uwe (Hg.), *Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume*. Opladen: Budrich, 81-100.
- Löw, Martina / Sturm, Gabriele, 2005: Raumsoziologie. In: Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne / Frey, Oliver (Hg.), *Handbuch Sozialraum*. Wiesbaden: VS Verlag, 31-48.
- Luhmann, Niklas, 1982 [1971]: Die Weltgesellschaft. In: Luhmann, Niklas, *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. 2. Auflage, Opladen: Westdeutscher Verlag, 51-71.

- Marinetti, Filippo Tommaso, 2003 [1909]: Manifest des Futurismus. In: Benesch, Evelyn / Brugger, Ingrid (Hg.), *Futurismus. Radikale Avantgarde*. Milan: Mazzotta, 263-265.
- 2009 [1913]: Zerstörung der Syntax. Drahtlose Phantasie. Befreite Worte. In: Schmidt-Bergmann, Hans-georg, *Futurismus. Geschichte, Ästhetik, Dokumente*. Reinbek: Rowohlt, 210-220.
- Marx, Karl, 1983 [1857-58]: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. In: Marx, Karl / Engels, Friedrich, *Werke*, Band 42. Berlin: Dietz, 47-875.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich, 1972 [1848]: Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx, Karl / Engels, Friedrich, *Werke*, Band 4. 6. Auflage, Berlin: Dietz, 459-493.
- Mayring, Philipp, 2007: *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 9. Auflage, Weinheim: Beltz.
- Mierendorff, Johanna / Olk, Thomas, 2002: Gesellschaftstheoretische Ansätze. In: Krüger, Heinz-Hermann / Grunert, Cathleen (Hg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*. Opladen: Leske + Budrich, 117-142.
- Münker, Stefan, 2009: *Emergenz digitaler Öffentlichkeiten. Die Sozialen Medien im Web 2.0*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Neckel, Sighard, 1991: *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1997: Zwischen Robert E. Park und Pierre Bourdieu: Eine dritte „Chicago School“? Soziologische Perspektiven einer amerikanischen Forschungstradition. In: *Soziale Welt*, Jg. 48, Nr. 1, 71 - 83.
- 2009: Felder, Relationen, Ortseffekte: Sozialer und physischer Raum. In: Csáky, Moritz / Leitgeb, Christoph (Hg.), *Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem ‚Spatial Turn‘*. Bielefeld: Transcript, 45-55.
- Nietzsche, Friedrich, 1999 [1878]: Menschliches, Allzumenschliches I. In: Nietzsche, Friedrich, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*, Band 2, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: DTV, 9-366.
- Nissen, Ursula, 1998: *Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumanewinnung*. Weinheim: Juventa.
- Noller, Peter, 2000: Globalisierung, Raum und Gesellschaft: Elemente einer modernen Soziologie des Raumes. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 1, 2000, 21-48.
- Rehbein, Boike, 2006: *Die Soziologie Pierre Bourdieus*. Konstanz: UVK.
- Rosa, Hartmut, 2005: *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 2009: Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik. In: Dörre, Klaus / Lessenich, Stephan / Rosa, Hartmut, *Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 87-125.
- Schäfers, Bernhard / Scherr, Albert, 2005: *Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien*. 8., umfassend aktualisierte und überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schnell, Rainer / Hill, Paul B. / Esser, Elke, 2005: *Methoden der empirischen Sozialforschung*. 7., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, München: Oldenbourg.
- Schön, Elke, 2004: Selbstorganisiertes Handeln von Mädchen im städtischen öffentlichen Frei(Raum). In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hg.), *„Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Bei-*

- träge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte*. Wiesbaden: VS Verlag, 235-247.
- Schroer, Markus, 2006: *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 2008: „Bringing Space back in“ – Zur Relevanz des Raums als soziologischer Kategorie. In: Döring, Jörg / Thielmann, Tristan (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: Transcript, 125-148.
- Schwingel, Markus, 2000: *Pierre Bourdieu zur Einführung*. 3., verbesserte Auflage, Hamburg: Junius.
- Selle, Klaus, 2002: Stadt und öffentlicher Raum – Thema mit Variationen. In: Kornhardt, Diethild / Pütz, Gabriele / Schröder, Thies (Hg.), *Mögliche Räume*. Hamburg: Junius, 51-64.
- Sennett, Richard, 1997 [1994]: *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Siebel, Walter, 2004: Einleitung: Die europäische Stadt. In: Siebel, Walter (Hg.), *Die europäische Stadt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 11-50.
- Simmel, Georg, 1989 [1900/1907]: *Philosophie des Geldes*. Gesamtausgabe, Band 6. Hg. von David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1992 [1908]: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Gesamtausgabe, Band 11. Hg. von Otthein Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- 1995a [1903]: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Simmel, Georg, *Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Band I*. Gesamtausgabe, Band 7. Hg. von Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt und Otthein Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 116-131.
- 1995b [1903]: Über räumliche Projektionen sozialer Formen. In: Simmel, Georg, *Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Band I*. Gesamtausgabe, Band 7. Hg. von Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt und Otthein Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 201-220.
- Spiegel, Jürgen, 2008: *Jugendstudie für Filderstadt 2007*. Freiburg: FIFAS.
- Stichweh, Rudolf, 1997: Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft. In: *Soziale Systeme* 3 (1997), H. 1, 123-136.
- United Nations Economic Commission for Europe, 2006: *Recommendations for the 2010 censuses of population and housing*. New York: United Nations. http://www.unecce.org/stats/publications/CES_2010_Census_Recommendations_English.pdf, 21.4.2010.
- Vester, Michael / von Oertzen, Peter / Geiling, Heiko / Hermann, Thomas / Müller, Dagmar, 2001: *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- von Trotha, Trutz, 1982: Zur Entstehung von Jugend. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34. Jg., 254-277.
- Wacquant, Loic, 1997 [1993]: Über Amerika als verkehrte Utopie. In: Bourdieu, Pierre et al. (Hg.), *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK, 169-178.

- 1998: Drei irreführende Prämissen bei der Untersuchung der amerikanischen Ghettos. In: Heitmeyer, Wilhelm / Dollase, Rainer / Backes, Otto (Hg.), *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 194-210.
- Welsch, Wolfgang, 2002: *Unsere postmoderne Moderne*. Sechste Auflage. Berlin: Akademie Verlag.
- Wimmer, Andreas / Glick Schiller, Nina, 2002: Methodological nationalism and beyond: nation state building, migration and the social sciences. In: *Global Networks. A Journal of Transnational Affairs*, 2(4), 301-334.
- Wüstenrot Stiftung (Hg.) – Herlyn, Ulfert / von Seggern, Hille / Heinzelmann, Claudia / Karow, Daniela, 2003: *Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Raumanneignung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Zeiger, Helga, 1990: Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern – Einheitlichkeit oder Verinselung? In: Bertels, Lothar; Herlyn, Ulfert (Hg.), *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen: Leske + Budrich, 35-57.
- Zima, Peter V., 2001: *Moderne/Postmoderne. Gesellschaft, Philosophie, Literatur*. 2., überarbeitete Auflage, Tübingen: Francke.
- Zinnecker, Jürgen, 1990: Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation. In: Behnken, Imbke (Hg.), *Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozess der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Opladen: Leske + Budrich, 142-162.

Anhang: Fragebogen

Wir führen im Rahmen einer Diplomarbeit in Soziologie an der Universität Wien eine Befragung zum Thema „Kamunutzung durch Dornbirner Jugendliche“ durch. Dabei geht es darum, mehr über die Situation von Jugendlichen bezüglich ihres Tagesablaufs, ihrer Nutzung von Räumen und Konflikte, die dabei auftreten, zu erfahren. Somit kannst du durch deine Mitarbeit helfen, der Jugend Gehör zu verschaffen, zu Über deine Mitarbeit wären wir sehr erfreut!

[001] Welcher Jahrgang bist du?
 1992 1993 1994 1995

[002] Hast du ganz persönlich einen speziellen Lieblingsort in Dornbirn
 nein
 ja → Wo ist dieser Ort? _____

[003] Gibt es einen speziellen Ort in Dornbirn, wo du überhaupt nicht gerne hingehst?
 nein
 ja → Wo ist dieser Ort? _____

Ich möchte dich im Folgenden bitten, mir zu sagen, was du gestern gemacht hast. Ich habe hier eine Stundenliste. Beginnen wir mit Mitternacht, also um 0,00 Uhr. Kannst du mir bitte für jede Stunde sagen, was du wo gemacht hast und mit wem vorwiegend?

Mit wem:	Beispiele für Tätigkeiten:	Beispiele für Orte:
(1) alleine	Schlafen, Essen, Waschen,	Dahnein, Schule, im Messpark, an
(2) Partner(in)/feste Freundin	Spazieren, in die Schule laufen, mit	der Ach, Musikschule, Dahnein bei
(3) Freunde	Bus fahren, Radeln, Fußball	Freund, Draußen vor dem Haus, im
(4) Bekannte/Schul- und	spielen, Fernsehen, Internet,	E7, Bahnhof, Birkenwiese,
Arbeits-Kollegen	Ausgehen, Geselligkeit, Gitarre	Draußen auf einer Bank, Draußen
(5) enge Familie	spielen, Nix tun, etc.	vor dem Haus, im Freien, etc.
(6) Andere Verwandte		
(7) sonstige		

Wochentag _____ Tag _____

Uhrzeit	Tätigkeit	Ort	Mit wem
0	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
1	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
2	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
3	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
4	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
5	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
6	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
7	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
8	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
9	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
10	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
11	.00		
	.15		
	.30		
	.45		

Wochentag

Uhrzeit	Tätigkeit	Ort	Mit wem
12	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
13	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
14	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
15	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
16	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
17	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
18	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
19	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
20	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
21	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
22	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
23	.00		
	.15		
	.30		
	.45		

3/12

Und nun bitte dasselbe für den letzten Sonntag. Beginnen wir wieder mit Mitternacht, also 0.00 Uhr

Sonntag

Uhrzeit	Tätigkeit	Ort	Mit wem
0	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
1	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
2	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
3	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
4	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
5	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
6	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
7	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
8	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
9	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
10	.00		
	.15		
	.30		
	.45		
11	.00		
	.15		
	.30		
	.45		

4/12

Sonntag

Uhrzeit	Tätigkeit	Ort	Mit wem
.00			
.15			
.30			
.45			
.00			
.15			
.30			
.45			
.00			
.15			
.30			
.45			
.00			
.15			
.30			
.45			
.00			
.15			
.30			
.45			
.00			
.15			
.30			
.45			

Jetzt folgen einige Fragen zu deiner Person

[101] Was bist du momentan hauptsächlich?

Schüler / Schilern Arbeiter / Arbeitern

Lehrling Angestellter / Angestellte

Arbeitseuchend Student / Studentin

Nichts davon Sonstiges _____

[102] Was trifft auf dich zu, unabhängig davon, was du gerade machst?

Ich habe vor eine Lehre zu machen. ja nein Lehrabschluss schon gemacht

Ich habe vor die Matura zu machen. ja nein Habe Matura schon gemacht

Ich habe vor studieren zu gehen. ja nein Ich studiere schon

Ich habe nichts von den drei Sachen vor. ja nein

Falls du in die Schule gehst, beantworte bitte folgende Fragen:

[103] In welche Schule gehst du? _____

[104] Falls die Schule nicht in Dornbirn ist, in welchem Ort ist sie? _____

Falls du arbeitest, beantworte bitte folgende Fragen:

[105] Welchen Beruf tust du aus? _____

[106] In welchem Ort arbeitest du? _____

[107] Welche Schule hast du zuletzt besucht? _____

[108] Was ist deine höchste abgeschlossene Schulbildung?

Ich habe keine Schule besucht oder keine Schule abgeschlossen

Pflichtschule ohne Lehre

Pflichtschule mit Lehre

Berufsbildende mittlere Schule (zum Beispiel Handelsschule)

Allgemeinbildende höhere Schule (AHS)

Berufsbildende höhere Schule (BHS, zum Beispiel HAK, HTL, HLW)

Falls du weder arbeitest, noch in die Schule gehst, beantworte bitte folgende Fragen:

[107] Welche Schule hast du zuletzt besucht? _____

[108] Was ist deine höchste abgeschlossene Schulbildung?

Ich habe keine Schule besucht oder keine Schule abgeschlossen

Pflichtschule ohne Lehre

Pflichtschule mit Lehre

Berufsbildende mittlere Schule (zum Beispiel Handelsschule)

Allgemeinbildende höhere Schule (AHS)

Berufsbildende höhere Schule (BHS, zum Beispiel HAK, HTL, HLW)

Beantworten bitte ab hier wieder alle Fragen

[109] Wie häufig machst du folgende Freizeitaktivitäten? Sehr oft, oft, selten oder nie?	sehr oft	oft	selten	nie
Allein sein	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mich mit Freunden / Freundinnen treffen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Musik hören	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Selber Musik machen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Fernsehen / DVD / Video schauen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mit Computer oder Spielkonsole spielen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Internet nutzen (surfen, chatten, mailen, bloggen)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Lesen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Kreativ sein (Malen, Basteln, Fotografieren, Texten)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In der Natur aufhalten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Spazieren gehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Stadttunnel machen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Auf Feste / Parties gehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Fastfood essen gehen (z.B. McDonalds)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mit Spielautomaten / Flipper / Billard / Tischfußball spielen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Nichtsm, sich erholen, „schlillen“	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Kino einen Film anschauen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Konzert besuchen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In ein Museum gehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ein klassisches Konzert / Oper besuchen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ins Theater gehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In eine Disco gehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wandern	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sport treiben	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sportveranstaltungen besuchen (z.B. Fußballmatch, Eishockeymatch)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In ein Jugendzentrum gehen (z.B. Vismut, Arena)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Fahrrad fahren	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mofa / Moped / Roller / Motorrad fahren	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Skaten / Rollerblade fahren	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mit Nebenverdienst beschäftigten (z.B. Babysitten, Nachhilfe gehen)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In die Kirche / Moschee gehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

7/12

[110] Bist du Mitglied in einem Verein (Sport-, Musikverein) oder einer Jugendgruppe (wie z.B. Jungschlar)?

nein

ja → In welchen Vereinen bist du Mitglied?

[111] Was hältst du von den folgenden Aussagen? Stimmt du sehr zu, stimmst du eher zu, stimmst du eher nicht zu oder stimmst du überhaupt nicht zu?

1.	2.	3.	4.	5.
sehr zu	zu	neutral	etwas zu	überhaupt nicht zu
Mir gefällt es gut in Dornbirn.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich komme mit dem Geld nicht aus, das mir zur Verfügung steht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es ist kein Problem, wenn ich Freunde mit nach Hause bringe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Zuhause ist man sehr streng mit mir.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ein Mädchen kann in Dornbirn viel weniger tun als ein Junge.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe öfters Stress, wenn ich außer Haus unterwegs bin.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es gibt in Dornbirn genügend Freizeitmöglichkeiten für Jugendliche.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Eltern bestimmen, welche Freunde ich haben darf.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich muss im Haushalt viel mitarbeiten.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

[112] Wie lange darfst du unter der Woche (Sonntag, Abend bis Donnerstag, Abend) abends ausgehen?

Ich darf gar nicht oder nur selten weg.

bis _____ Uhr

Meinen Eltern ist es egal, wann ich nach Hause komme.

[113] Wie lange darfst du am Wochenende (Freitag, Abend und Samstag, Abend) ausgehen?

Ich darf gar nicht oder nur selten weg.

bis _____ Uhr

Meinen Eltern ist es egal, wann ich nach Hause komme.

[114] Überleg bitte, wie viel Freizeit du hast. Welche der drei Aussagen trifft auf dich zu?

Ich habe zu wenig Freizeit.

Meine Freizeit reicht mir aus.

Ich habe zu viel Freizeit und langweile mich.

8/12

[115] Hast du folgende Situationen in den letzten 3 Monaten erlebt, als du draußen (und nicht in der Schule oder in der Arbeit) unterwegs warst? Ist das niemals, einmal oder mehrmals passiert?					
Ich wurde durch andere Jugendliche von einem Ort, an dem ich war, vertrieben.	<input type="checkbox"/> nein	<input type="checkbox"/> ja, einmal	<input type="checkbox"/> ja, mehrmals		
Erwachsene haben mich von einem Ort, an dem ich war, weggeschickt.	<input type="checkbox"/> nein	<input type="checkbox"/> ja, einmal	<input type="checkbox"/> ja, mehrmals		
Die Polizei oder Securites haben mich von einem Ort, an dem ich war, weggeschickt.	<input type="checkbox"/> nein	<input type="checkbox"/> ja, einmal	<input type="checkbox"/> ja, mehrmals		
Ich bin von anderen Jugendlichen verspottet oder bloß angedeutet worden.	<input type="checkbox"/> nein	<input type="checkbox"/> ja, einmal	<input type="checkbox"/> ja, mehrmals		
Mit würde von anderen Jugendlichen mit Gewalt etwas weggenommen.	<input type="checkbox"/> nein	<input type="checkbox"/> ja, einmal	<input type="checkbox"/> ja, mehrmals		
Anderer Jugendliche haben mich bedroht oder erpresst.	<input type="checkbox"/> nein	<input type="checkbox"/> ja, einmal	<input type="checkbox"/> ja, mehrmals		
Anderer Jugendliche haben mich geschlagen.	<input type="checkbox"/> nein	<input type="checkbox"/> ja, einmal	<input type="checkbox"/> ja, mehrmals		
Ich hatte Stress mit Jugendlichen anderer Nationalität	<input type="checkbox"/> nein	<input type="checkbox"/> ja, einmal	<input type="checkbox"/> ja, mehrmals		
[116] Wie gern käist du dich an den folgenden Orten in Dornbirn auf? Sehr gerne, eher gerne, eher nicht gerne oder überhaupt nicht gerne bzw. kennst du den Ort nicht oder warst dort noch nie? 1...„sehr gerne“, 2...„eher gerne“, 3...„nicht gerne“, 4...„überhaupt nicht gerne“, 50...„kenn ich nicht“, 60...„war ich noch nie“					
Messepark	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Dornbirner Ache	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Marktplatz	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Kulturelle Schlachthaus	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Hallenbad	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Skateplatz	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bahnhofkopplatz / Busbahnhof	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Jugendcafe Vismut	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Waldbad Eisz	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Skigebiet Bödele	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
McDonald's	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Stadtpark Inatura	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Stadmarkt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Kulturhauspark	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Jugendtreff Arena	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

9/12

Bei dir dahem	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Kirche / Moschee	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Spielplatz	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Fußballplatz	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bei Freunden dahem	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ketzl folgen einige Fragen zu deinem Zuhause:					
[201] Wie viele Personen wohnen insgesamt mit dir im Haushalt (Wohnung, Haus)? _____					
[202] Ich wohne	<input type="checkbox"/> alleine	<input type="checkbox"/> mit meiner Stiefmutter			
	<input type="checkbox"/> mit meiner Mutter	<input type="checkbox"/> mit meinem Stiefvater			
	<input type="checkbox"/> mit meinem Vater	<input type="checkbox"/> mit dem Lebensgefährten meiner Mutter			
	<input type="checkbox"/> mit der Lebensgefährtin meines Vaters				
	<input type="checkbox"/> mit meinen Geschwistern, Anzahl: _____				
	<input type="checkbox"/> mit sonstigen Personen: _____				
[203] Wie viele Zimmer hat die Wohnung beziehungsweise das Haus, die bewohnbar sind (also ohne Küche, Bad, Abstellräume, etc.)? _____ Räume					
[204] Wie beurteilst du die Größe der Wohnung beziehungsweise des Hauses? Sie ist für den Haushalt...					
	<input type="checkbox"/> viel zu klein	<input type="checkbox"/> etwas zu klein	<input type="checkbox"/> gerade richtig		
	<input type="checkbox"/> etwas zu groß	<input type="checkbox"/> viel zu groß			
[205] Gib es bei dir zuhause...					
ein Zimmer für dich allein?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
ein Internetschluss?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
klassische Literatur (zum Beispiel Goethe)?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
Bücher mit Gedichten?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
Kunstwerke (zum Beispiel Gemälde)?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
eine Spielkonsole (zum Beispiel Playstation)?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
eine Geschirrspülmaschine?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
eine Videokamera?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
einen eigenen Garten?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
selbst gemachte Kunst?	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
ein Fahrrad, das du benutzen kannst	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
ein MoJo/Moped/Roller, das du benutzen kannst	<input type="checkbox"/> ja	<input type="checkbox"/> nein			
[206] Wie viele Bücher hast dir zuhause?					
Auf einen Meter Bücherregal passen ungefähr 40 Bücher. Zahl bitte Zeitschriften, Zeitungen und deine Schulbücher nicht mit. (Bitte nur <i>ein</i> Kästchen ankreuzen)					
<input type="checkbox"/> 0-10 Bücher	<input type="checkbox"/> 11-25 Bücher	<input type="checkbox"/> 26-100 Bücher			
<input type="checkbox"/> 101-200 Bücher	<input type="checkbox"/> 201-500 Bücher	<input type="checkbox"/> mehr als 500 Bücher			

10/12

[301] Welchen Beruf führt deine Mutter aus?
(zum Beispiel Volksschullehrerin, Verkäuferin, Küchenhilfin, Ärztin)
Wenn deine Mutter derzeit nicht berufstätig ist, gib bitte an, welchen Beruf sie zuletzt ausgeübt hat.
Beruf: _____

[302] Was ist der höchste Schulabschluss deiner Mutter?
 Sie hat keine Schule besucht oder sie hat keine Schule abgeschlossen.
 Pflichtschule ohne Lehre
 Pflichtschule mit Lehre
 Berufsbildende mittlere Schule (zum Beispiel Handelsschule)
 Allgemeinbildende höhere Schule (AHS)
 Berufsbildende höhere Schule (BHS; zum Beispiel HAK, HTL, HLW)
 Hochschule, Akademien, Fachhochschule

[303] Welchen Beruf führt dein Vater aus?
(zum Beispiel Volksschullehrer, Verkäufer, Küchenhilfe, Arzt)
Wenn dein Vater derzeit nicht berufstätig ist, gib bitte an, welchen Beruf er zuletzt ausgeübt hat.
Beruf: _____

[304] Was ist der höchste Schulabschluss deines Vaters?
 Er hat keine Schule besucht oder er hat keine Schule abgeschlossen.
 Pflichtschule ohne Lehre
 Pflichtschule mit Lehre
 Berufsbildende mittlere Schule (zum Beispiel Handelsschule)
 Allgemeinbildende höhere Schule (AHS)
 Berufsbildende höhere Schule (BHS; zum Beispiel HAK, HTL, HLW)
 Hochschule, Akademien, Fachhochschule

[305-307] In welchem Land bist du geboren, in welchem deine Eltern?
(Bitte in jeder Spalte nur ein Kästchen ankreuzen)

	Du	Mutter	Vater
Ostereich	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Türkei	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Kroatien	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Serbien/Montenegro/Kosovo	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bosnien-Herzegowina	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Deutschland	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

11/12

[308] Wenn du nicht in Österreich geboren bist, wie alt warst du als du nach Österreich gekommen bist?
_____ Jahre

[309] Bist du österreichische Staatsbürgerin?
 ja nein → Wenn nein, welche Staatsbürgerschaft besitzt du?

[310] Welche Sprache sprichst du zuhause am häufigsten? (nur ein Kästchen ankreuzen!)
 Deutsch
 Türkisch
 Kroatisch
 Serbisch
 Bosnisch

[401] Alter: _____
 weiblich männlich

[402] Geschlecht: weiblich männlich

[403] Ich wohne im Bezirk
 Haselstanden Hatterdorf
 Markt Oberdorf
 Rohrbach Schoren

[404] Wie viel Geld steht dir im Monat zur Verfügung, mit dem du willst (zum Beispiel Taschengeld, eigener Verdienst, etc.)? Zähle hier nicht das Geld dazu, das deine Eltern dir für Kleidung, Essen oder Schul Sachen geben.
_____ Euro pro Monat

[405] Welcher Religionsgemeinschaft gehörst du an?
 römisch-katholisch islamisch
 evangelisch serbisch-orthodox
 ohne Bekenntnis _____

Von dem/der Interviewer/in auszufüllen:

[501] Ort des Interviews: _____

[502] Datum: _____

[503] Uhrzeit (zum Ende des Interviews): _____

12/12

Anhang: Eidesstattliche Erklärung

„Ich versichere, dass ich die Diplomarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe, dass ich diese Diplomarbeit bisher weder im In- oder Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.“

Wien, im Oktober 2010

Thomas Mazzurana

Anhang: Zusammenfassung

Räume jugendlicher AkteurInnen differenzieren sich ebenso, wie es unterschiedliche Ausprägungen der Lebensphase Jugend gibt. So wie es durch die Strukturen der sozialen Ungleichheit zu unterschiedlichen Ausprägungen der Lebensphase Jugend kommt, führen diese Strukturen – aufgrund unterschiedlicher Verfügungsmöglichkeiten über ökonomisches und kulturelles Kapital, aber auch Geschlecht und Migrationshintergrund – zu höchst unterschiedlichen Raumkonstitutionen. Die Aktionsraumanalyse als Erhebungsmethode ermöglicht es, diesen Zusammenhang aufzuzeigen: es lässt sich der Raum der sozialen Positionen und Hierarchien mit dem physisch angeeigneten Raum in Verbindung setzen. Die empirische Untersuchung zeigt sehr deutlich, dass bestimmte Räume in die Raumkonstitutionen ganz bestimmter Gruppen von Jugendlichen Eingang finden. Dasselbe gilt für die ausgeübten Aktivitäten. Über die Rekonstruktion der Aneignung von Orten durch die AkteurInnen lassen sich somit Raum- und Aktivitätstypen zusammenfassen beziehungsweise unterscheiden.

Anhang: Abstract

Spaces of adolescents differ as much as the stages of youth differ because of the social structures of inequality. Due to the different amounts of economic and cultural capital, but also due to gender and ethnicity, there are several options to constitute space. The analysis of home ranges (Aktionsraumanalyse) as a method of collecting data is able to show the connection between the social space of the social positions and hierarchies and the acquired physical space. The empirical study shows, that there are specific spaces which are part of the constitution of space of special groups of actors. This is also true for specific activities. After all, it is possible to group the individual spaces and activities regarding to the actors which include them in their actions.

Anhang: Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Thomas Mazzurana
Adresse: Rohrmoos 6
6850 Dornbirn
Österreich
E-Mail: t_mazzurana@hotmail.com
Geburtsdatum: 7. August 1981
Geburtsort, -land: Bregenz, Österreich
Staatsbürgerschaft: Österreich

Ausbildung

1987 - 1991 Volksschule Dornbirn-Rohrbach
1991 - 1999 Bundesrealgymnasium Dornbirn-Schoren
1999 - 2006 | 2007 - 2008 Studium Wirtschaftsinformatik an der Universität Wien, Mag. rer. soc. oec.
Diplomarbeit: eLearning 2.0 - Theorie und Empirie zu den Implikationen von Web 2.0 für das eLearning (<http://othes.univie.ac.at/2439/>)
2003 - 2006 | 2007 bis jetzt Studium Soziologie an der Universität Wien

Veröffentlichungen

Derntl, Michael / Mazzurana, Thomas, 2010: Case Study on Student Blogs in a Blended Learning Course. In: Spector, J. Michael / Ifenthaler, Dirk / Isaias, Pedro / Kinshuk / Sampson, Demetrios (Hg.), *Learning and Instruction in the Digital Age*. New York: Springer.

Sonstiges

2006 bis 2007 Zivildienst in der Offenen Jugendarbeit Dornbirn